Reisebilder aus Italien und Frankreich

Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger
in Stuttgart und Berlin

Victor Hehn:

Briefe Victor Hehns von 1876 bis zu seinem Tode 23. März 1890 an seinen Freund Herman Wichmann
Geheftet 3 Mark

De moribus Ruthenorum

Zur Charakteristik der russischen Volksseele. Tagebuchblätter aus den Jahren 1857—1873. Herausg. von Th. Schiemann
Geheftet 5 Mark

Über Goethes Hermann und Dorothea

Aus Hehns Nachlaß herausgegeben von Albert Leitzmann und Theodor Schiemann. Zweite verbesserte Auflage
Geheftet 3 Mark. In Leinenband 4 Mark

Victor Hehn

Ein Lebensbild von Theodor Schiemann. Mit Porträt
Geheftet 5 Mark. In Leinenband 6 Mark

Reisebilder

aus

Italien und Frankreich

Von

Victor Hehn

Herausgegeben von Theodor Schiemann

Zweite Auflage

Stuttgart und Berlin 1906
J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger

Alle Rechte vorbehalten

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

Vorwort zur ersten Auflage

Die hier veröffentlichten Tagebuchblätter Victor Hehns über seinen ersten Aufenthalt in Italien und über seine Reise durch Frankreich waren ursprünglich bestimmt, ein Kapitel in der demnächst erscheinenden Biographie Hehns zu füllen. Auf Wunsch des Verlegers sind sie nunmehr zu einem Buch zusammengefaßt worden, und allerdings bilden sie ein Besonderes für sich. Gewissermaßen einen Reiseführer für solche, die es lieben, nicht an der Oberfläche der Erscheinungen haften zu bleiben, eine überall philosophisch und historisch vertiefte Schilderung von Land und Leuten, die noch dadurch an Interesse gewinnt, daß sie uns den Untergrund zeigt, auf dem Hehn sein berühmtes Buch über Italien aufbaute.

Seine italienische Reise trat Hehn Ende Juli 1839 an, als 26jähriger junger Mann, vorbereitet wie selten einer in so jungen Jahren, um Italien verständnisvoll, unbefangenen Blickes und doch mit der erquickenden Wärme einer Seele, die für alles Schöne und Edle empfänglich war, auf sich wirken zu lassen. Sein eigentliches Standquartier wurde Rom, und von hier aus hat er in wiederholten Ausflügen auch den Süden kennen gelernt. Er blieb in Italien bis zum April 1840 und trat dann über Frankreich die Rückreise nach Berlin und nach Livland an.

Vorausgegangen war ein Semester meist philosophischer und philologischer Studien in Berlin, und der Einfluß der Hegelschen Schule auf die Methodik seines

Denkens läßt sich, trotz aller Selbständigkeit seines Geistes, nirgends verkennen. Er sucht stets nach dem Allgemeinen und versteht es in ganz eigener Weise, sich selbst und die Leser über den Stoff zu erheben. Zeigt uns sein 24 Jahre später erschienenes „Italien" eine innerlich mehr ausgereifte Anschauung von Welt und Menschen, so haben die „Reisebilder" den Vorzug größerer Unmittelbarkeit. Die Persönlichkeit Hehns macht sich mehr geltend, die Urteile sind subjektiver, aber eben deshalb rufen sie auch mehr Teilnahme hervor, sei es nun zum Widerspruch oder zur Beistimmung. Gleichgültig wird wohl niemand an ihnen vorübergehen.

Die „Reisebilder" geben uns nicht einen ersten Entwurf. Hehn hat ein Tagebuch geführt, das er nachträglich in strengem Anschluß an den ursprünglichen Text ausarbeitete und feilte. Da sich einige Blätter des ersten Tagebuchs erhalten haben, läßt sich aus dem Vergleich beweisen, daß er die ersten Eindrücke und Betrachtungen, die sich ihm aufdrängten, inhaltlich unverändert bestehen ließ und nur die Form veredelte und hie und da einen hingeworfenen Gedanken zu Ende spann. Er hat diese Umarbeitung in seinen ersten Pernauer Lehrerjahren 1841 und 1842 vorgenommen. Der Aufsatz über die „Italienische Landschaft" ist bereits späteren Datums.

Lange trug er sich mit dem Gedanken, diese Tagebücher als Buch zu veröffentlichen. Was ihn davon abhielt, wissen wir nicht. Wahrscheinlich Scheu, vielleicht die Schwierigkeit, einen Verleger zu finden, in späteren Jahren neue Arbeitspläne.

In der italienischen Reiseliteratur verdient diese Schilderung Italiens aus den Jahren 1839 und 1840 gewiß einen ehrenvollen Platz. Origineller haben nur wenige gedacht, gewissenhafter nach der Wahrheit geforscht gewiß keiner. Die beste Einführung in Geist und

Richtung des Buches aber geben Hehns eigene Bemerkungen über die älteren Werke, welche in deutscher Sprache dem gleichen Gegenstande gewidmet sind.

„Es wäre lehrreich," — schreibt er im Herbst 1839 — „eine Geschichte Italiens in Deutschland zu entwerfen, d. h. die Meinungen der Deutschen über Italien. Darin müßte man diese Meinung in ihre Faktoren zerlegen und aufweisen, welche von verschiedenen Seiten auf einen Punkt wirkenden Federn jene Springkraft zusammensetzten, die sie so hoch trieb und ihr jenen unbegreiflichen Hitzegrad mitteilten.

Die Begeisterung für Italien, die Bekanntschaft mit diesem Lande und die Sehnsucht danach wurde in Deutschland ein wesentlicher Teil der Bildung. Jeder, der nicht ganz roh geblieben, fühlte für Italien; dies Land gehörte zu der nationalen Erziehung eines Deutschen. Dorthin zu reisen wurde unerläßlich; wer nicht da gewesen war, in dessen Gefühl und Leben war eine Lücke. Die Helden unsrer Literatur waren alle erst durch die Zone Italiens zu ihrer Höhe gewandelt, trugen noch Abzeichen und standen noch unter Wirkungen dieses Durchganges. Die trockensten Schulgelehrten entschädigten ihre unnatürlich unterdrückte Phantasie durch den Zauber Italiens: eine Reise dorthin riß sie aus ihrem Philisterwesen, machte sie jung, zwang sie zu praktischen Geschäften: und wenn sie dann wieder heimgekehrt und der Geist im alten Schlafrock wieder eingerichtet, dann verschönerte sich in der Ferne Italien immer mehr, sie priesen und seufzten in Sehnsucht und sahen dort nur Herrlichkeit. Wie der französische Schriftsteller nichts ohne Bezug auf Paris schreibt, so schaute der Deutsche nach Italien, das in seinem Herzen eine der ersten Stellen einnahm. Die Begeisterung sandte eigene Ansiedelungen nach Italien, die sie von dort immer frisch versorgten: es erschienen

Almanache aus Rom, Taschenbücher aus Italien, und in Deutschland italienische Zeitschriften, d. h. die bloß von Italien redeten. Unzählige Reisebeschreibungen folgten sich und fanden immer Leser. Das Lied von dem Lande, wo die Zitronen blühn, wäre durch eigene Schönheit nie so berühmt und allgemein geworden, als durch den Gegenstand, den es besang. Die Poesie des Lebens, die Deutschland völlig fehlte, schwebte, in dem Namen Italien verkörpert, wie ein Traumgewölk über dem Volke: je ärmer die eine Seite, desto glänzender die andere. Wollte man die Namen der Dichter aufzählen, die für Goldorangen, Marmorsäulen und das Karneval schwärmten, von Goethe bis Platen und Fr. Förster, von Heinse bis König Ludwig und den Freiherrn von Gaudy — es wäre fast die Geschichte unsrer Literatur. Selbst Schiller, der Italien nicht kannte, ward angesteckt, besonders durch Goethe, und dichtete von dem Bettler an der Engelspforten und des Kolosseums Herrlichkeit.

Dieses Nationalidol hatte seinesgleichen nur in einem zweiten, das ebenfalls merkwürdigerweise auf etwas Fremdes ging: ich meine Shakespeare. Hesperien und der englische Dichter des 16. Jahrhunders wurden die nächsten und teuersten Besitztümer jedes Gebildeten. Wie der Grieche den Homer, der Italiener Tasso liebte, verehrte, auswendig lernte, so der Deutsche den Shakespeare. Er begleitete jeden bei allen Gedanken, auf allen Wegen des Lebens, seine Worte wurden sprichwörtlich, seine Helden kannte jeder Schulknabe. Und unversehrt überlieferte ihn jede literarische Generation an die folgenden: von Wieland kam er an Goethe und Schiller, von dort an die Romantik, von dieser an die liberale Literatur und endlich an das junge Deutschland. Wer hätte das gedacht! Wahrlich weder er selbst noch die Königin Elisabeth. So wie sich die gelehrtesten Forschungen und die

tiefsinnige Deutung auf Shakespeare wandten, so wurden auch italienische Sittenschilderungen, lokale Untersuchungen u. s. w. mit einem Fleiß, einer Kenntnis ausgeführt, wie sie dem eigenen Vaterlande nimmer zu teil wurde: Winkelmann und Mengs, Wilhelm Müller und Rehfues, Platen und Bunsen, Kopisch und Alfred Reumont, Rumohr und Bonstetten sind unter den vielen einige, die mir gerade einfallen.

Die Zivilisation hat keine schöneren Früchte getragen als die, daß sie die Schranken des Vorurteils und der Abneigung, durch die die Völker von Natur geschieden sind, umstürzte. Daher konnte man sich über die Bewunderung freuen, die Italien in Deutschland fand. Aber man glaube nicht, hier einen Sieg des rein Menschlichen über das beschränkt Volksmäßige, einen Sieg der Erkenntnis und der Freiheit über das Naturgefühl zu finden: im Gegenteil, je mehr ganz Europa ein selbstbewußtes Individuum wurde, desto mehr begannen die Farben des idealen Bildes zu erblassen und die Meinung sich herabzustimmen. In der Tat, es war eine heilige Lüge, eine selige Überlieferung gewesen, an die keiner tasten mochte. Man glaubte zuletzt in allem Ernst daran. Man kam schon mit berauschter Seele nach Italien, fand, was man suchte, weil man es finden wollte, und hütete sich umsomehr, über Täuschung zu klagen, als man dann vor sich selbst und vor andern als unempfänglich, gefühllos, geistlos dastand.

Der Zeitraum der absoluten Anbetung Italiens geht etwa von 1789 bis 1830 (wie man sieht, zwei weltgeschichtliche Zahlen), oder von Archenholz, der mit seinem Tadel noch der alten Zeit, bis Nicolai, der der neuesten angehört: dazwischen liegt das romantische Mittelalter. Das Erscheinen eines Buches wie das von Nicolai war unausbleiblich, ich habe es lange erwartet. Je höher

das Kartenhaus steigt, desto näher der Umsturz. Ich will die schroffe Übertreibung nicht verteidigen, in die Nicolai verfallen ist: aber ich finde sie verzeihlich und natürlich. Es mußte eine Reaktion kommen, und daß diese bei der Gewalt ihres ersten Hervorbrechens ihrerseits die Grenze überschritt, ist nicht zu verwundern. Ja, man kann sagen, daß die bloße Wahrheit ohne Wirkung, ohne Spur vorübergegangen wäre, daß, um das rechte Urteil herzustellen, ein kühner Mann mit verzweifelter Tat sich opfern mußte. Nicolai ist dies Opfer geworden, ihn traf das Todesurteil. Obgleich er es mannigfach verdient hat, so wurde doch erst dadurch die Wiederherstellung der Wahrheit möglich. Italien ist jetzt wenigstens zur Streitfrage geworden, und wird diese auch vorläufig im alten Sinne entschieden, so verstand sich früher doch alles von selbst, was jetzt erst die Mühe der Überredung kostet. Man reist nicht mehr mit der seligen Unschuld naiven Glaubens nach Italien: man erhält ihn sich künstlich und durch Kampf.

Der romanische Volkscharakter imponiert dem deutschen, von dem er so verschieden ist. Der schnelle Verstand, die rasche Tat, die bewegliche Leidenschaft der südlichen Völker ist dem deutschen Gemüt nicht bloß im Lebensverkehr überlegen, sondern drängt sich ihm auch als eine geistige Macht auf. Frankreich, das uns näher ist, und wo uns selbst deutsche Bestandteile, von denen es frühzeitig durchdrungen war, entgegenkommen: Frankreich war von unsern Gewaltigen mit dem Bann belegt und jeder Anziehung wurde auf alle Weise entgegengearbeitet. Zudem war Frankreich mächtig, ein kriegerischer Staat, den zu lieben der Volksehre nachteilig schien: vor Italien dagegen konnte man sich beugen, ohne von den Großen der Erde geniert, vor sich selbst gedemütigt zu werden. Die bloß innere Welt, in der die Seele des Tedesco

lebte, fand hier eine bloß äußere, eine Welt von Gestalten und Taten, die sinnende Ideologie fand einen scharfen, logisch-dialektisch geübten Verstand und sah lächelnd dessen Aussprüche ihren eigenen gerade entgegengesetzt. Das Leben war in Deutschland ganz siech geworden: einerseits konnte es bei der Zerstückelung des Landes nirgends großartig sich ansammeln, sondern blieb immer kleinlich und erbärmlich; andrerseits verzehrte die tote Gelehrsamkeit alle Säfte. So wurde die Sehnsucht natürlich, aus diesem Nebelwetter, geistig und eigentlich, in eine klare Außenwelt zu treten: sie wurde die stille Begleiterin des Schulfuchses, wie die Fee des Dichters und Künstlers. Frankreich war verboten, Spanien zu fern (obgleich die Provence und Valencia nicht ohne Einfluß blieben), das Morgenland, die Urwälder Amerikas waren noch nicht an die Reihe gekommen, so sammelte sich denn aller sehnsüchtige Stoff auf Italien. In der Entwickelung jener Wiedergeburt, die das innerlich große Deutschland auch äußerlich groß und tätig machen wird, auf diesem Übergangswege war Italien die erste Phase, so wie die Bestrebungen und industriellen Schöpfungen seit 1830 die zweite.

Bei dieser begünstigenden Grundstimmung läßt sich indes doch eine Art Geschichte der Italomanie schreiben, denn sie wuchs erst allmählich und bildete sich aus mancherlei Zuflüssen, die von verschiedenen Seiten kamen. Ich teile sie in die Kunstepoche, die mit Goethe beginnt, in die romantische und endlich in eine dritte, deren Charakter unten näher bezeichnet werden wird. Es ist merkwürdig, daß, während der Engländer mit gedankenvollem Schauer auf dem classical ground wandelte und darüber die übrigen Seiten des Landes vergaß, während Dupaty mit erhitztem Blute in Rom nur Triumphatoren, Redner, Konsuln und von den gewaltigen Ereignissen

träumte, die von dort aus die Welt erschütterten, diese geschichtlichen Erinnerungen von den Deutschen eigentlich wenig beachtet wurden. Wir waren kein Volk der Weltgeschichte, weder der Tat nach, noch von ihrer Nähe ergriffen.

Durch Winkelmann vorbereitet, erreichte die Kunstneigung durch Goethe ihre Vollendung und ihren größten Halt. Italien aber ist das Land der Kunst, nicht nur wegen der ausgegrabenen Antiken oder der großen Maler, die es einst hervorbrachte, sondern wegen des ganzen Zustandes seiner Sitte und seines Lebens. Dort tritt alles äußerlich und sinnlich hervor, scheidet sich zu scharfer Gestalt ab und trägt eine natürliche Schönheit, bewegt sich in natürlicher Anmut. Jede Zypresse, jede Kuppelwölbung, die Abends in den Himmel steigt, ist in unverrückbaren, haarfeinen Umrissen gezeichnet: jede Bäuerin, die mit halbentblößten Armen ihren Krug auf dem Kopfe trägt; jeder Bettler, der seinen Lumpenmantel umwirft, tut es mit Grazie, scheint ein Geschöpf der bildenden Kunst; unbeweglich wie ein Denkmal ruhen die weißen Büffel mit armlangen Hörnern auf der Erde, sinnvoll geordnet wie ein Basrelief ist eine Gruppe Nichtstuer auf den Stufen einer Kirche gelagert. Ich habe oft die malerische Schönheit bewundert, die die gemeinsten Verrichtungen und Vorgänge von selbst annehmen; Eseltreiber und pflügende Landleute, Andächtige und Ballspieler, Trachten, Gefäße, Szenen des Streites u. s. w. Man möchte ohne weiteres einen Rahmen fertigen und das Bild darin festhalten. Immer ist was zu schauen, die Fertigkeit, äußerlich anzuordnen und zu schmücken, wird immer geübt und der Sinn für gefällige Formen erhalten. Es vergeht fast kein Tag, wo irgend ein Gepränge oder eine festliche Verzierung fehlten. Unzähligemal im Jahre ist Abends ein Feuerwerk: da stehen

Tausende auf öffentlichen Plätzen und gewöhnen das Auge an Glanz, an Farbe, an zierliche Blumen aus Flammen, Kreise aus Funken und verschlungene feurige Bogen und Wellen. Die ungeheure Menge prächtiger Kirchen, die täglich offen stehen, machen den Gemeinsten mit Marmor, Mosaik und Malerei vertraut; an jedem Tag ist wenigstens in einer derselben ein Fest, wo sie mit farbigen Teppichen und grünen Zweigen geschmückt wird. Der Italiener, ein ganz äußerliches Wesen, ist nichts als Auge und Ohr. Ideenkämpfe, tiefe Geistesschmerzen, die erdrückende Größe göttlicher Gedanken, die Verzweiflung der Erkenntnis, die Bahn des Leidens, auf der die Menschheit nach Freiheit und Verklärung ringt, die stummen Schauer stiller Forschung, die Arbeit öffentlicher Einrichtungen, alles dies ist dem Italiener fremd, er ist immer in sich befriedigt, und also immer im Kreise der Kunst, der bei jedem geistigen Kampf verlassen wird. Auch unsre literarische Kunstepoche wandte sich von nichts mit größerem Widerwillen ab, als von Ideen, von himmlischer Geisteserhebung: Staat und Geschichte, bewußtes Denken und sittliche Freiheit waren ihr fern, wenn nicht verhaßt; sie begann zu derselben Zeit, wo ganz Europa mit dem Ausbruch der Revolution in das eigentliche Zeitalter der Ideen trat. In Italien fand sie den Zustand, der ihr zusagte, eine ganz plastische Geistesart. Man muß nicht glauben, daß Goethe romantischen Gefühlen nachging, wenn er Italien auf die Bahn brachte; wenn er von dem dortigen Himmel entzückt ist, so denkt er an die klaren Umrisse, an die Möglichkeit, Marmorbilder im Freien aufzustellen.

Die Romantik, die auf Goethe folgte, schwelgte in ganz andrer Weise am Busen Italiens. Jetzt erst kamen die Goldorangen allgemein auf. Die glühende Mystik und farbenreiche Dämmerung des Katholizismus,

die Sternennächte, Düfte und Rosen, die Kanzonen, Terzinen und Ottavenreime, der sinnliche Liebesgenuß, hesperisches Lorbeergebüsch berauschten alle Köpfe. Goethe hatte wenigstens sich selbst und andre mit keinem Blendwerk getäuscht, wenn er das Land der Kunst hochhielt, denn das war Italien wirklich; das Verkehrte bestand nur darin, daß diese Eigenschaft für die höchste, für die Krone aller übrigen gehalten wurde. Die romantischen Italomanen aber erhitzten sich mit leeren Einbildungen. Die Liebesglut des südlichen Weibes und die freie Sitte, wo ist sie in Italien zu finden? Nirgends ist das weibliche Geschlecht strenger bewacht, nirgends flieht es ängstlicher den Blick und Umgang des Fremden und fordert die Sitte so unerbittlich die Ehe als Sühne geringer Vertraulichkeit. Wenn die verheirateten Frauen hiervon eine Ausnahme machen, so ist dies in Frankreich, ja auch in Deutschland wohl nicht anders. Man kann bis weit hinter Rom gereist sein und noch keinen Zitronenbaum gesehen haben, ja selbst in Neapel nimmt dich nirgends ein eigentlicher Orangenhain auf. Die italienische Natur ist braun, dürr, ja einförmig, die Vegetation schwach; die Bäume erheben sich selten zu einem luftigen Schattendach, sondern gleichen niedrigen Sträuchern, ihr Laub ist nicht frisch noch üppig. Auch der Graswuchs und das Grün der Wiesen verliert sich im Süden, mit Ausnahme einiger günstig bewässerter Gegenden; an den Landstraßen sind die Ränder mit staubfarbigem Stachelgewächs besetzt oder weiße Mauern schließen dich in einen Kessel voll Sommerglut und Staubwolken. Die Apenninen sind überall eine dürre, unerfreuliche Felsenerhebung, aus der sich während der größten Zeit des Jahres nur trockene Einschnitte voll Kieselgeröll, ohne einen Tropfen Wasser hinabziehen. Die Lombardei ist eine große, einförmige Pflanzung niedriger Maulbeer-

bäume, die in gewisser Jahreszeit sogar völlig entlaubt sind, selbst das Arnotal trägt dasselbe Gepräge der Einförmigkeit: Dornenhecken, schnell gelb werdende Äcker, ununterbrochen mit strauchartigen Fruchtbäumen und weintragenden und dadurch seltsam entstellten Ulmen besetzt, die Hügel bleifarbene Ölbäume tragend, die weit häßlicher sind als unsre Weiden. Roms Campagna in ihrer baumlosen Dürre ist nur die auf ihr Extrem geführte Natur Italiens überhaupt. Die schöne Seite dieser Natur findet sich an einzelnen Punkten zu paradiesischer Herrlichkeit gesteigert, so im Golf von Neapel oder im Tale der Nera. Die berüchtigten pontinischen Sümpfe sind eine der frischesten und angenehmsten Gegenden, durch die der Reisende kommt. Aber solche Oasen können das Urteil über das Ganze nicht umstoßen. Selbst Neapel, so köstlich man es nennen muß, ist doch nicht so überwältigend, daß jeder, der es zum ersten Male sieht, rein des Teufels werden müßte, oder daß mancher Dichter, der lange Jahre sehnsüchtig davon geträumt, beim Anblick nicht ein wenig Enttäuschung erfahren hätte.

Die romantische Richtung hatte übrigens noch einen andern Grund, Italien wert zu halten, ich meine ihren Haß gegen die modernen Lebensformen und das Moderne überhaupt. Ihr Hauptorgan in dieser Hinsicht wurde Wilhelm Müller mit seinem vielverbreiteten Buche: Rom, Römer und Römerinnen. Diese Schrift kann man als vollständigen Kodex aller von den Romantikern gehegten und gehaßten Grundsätze ansehen und zwar praktisch auf einen besonderen Gegenstand angewandt. Unter den Städten Italiens schien ihm nicht etwa die Bevölkerung von Mailand oder Florenz als die edelste und den übrigen voranstehende (diese ist schon zu fleißig, zu aufgeklärt, zu wohlhabend), sondern die von Rom und seiner Umgegend, wo alle Handwerke in der Kindheit

sind, wo die dichteste Finsternis herrscht, wo Verbrechen und Elend, Krüppel an jeder Straßenecke, Bettler auf jedem Schritte das häßliche Bild vergangener Jahrhunderte gewähren. Wilhelm Müller flieht die höheren Stände, denn diesen hat der Gedanke der modernen Zeit schon seine Gestalt gegeben; im Gegenteil, er gefällt sich in der Osteria und merkt nichts vom Schmutz und Gestank, der darin herrscht; er spürt eifrig nach Volksbüchern, lauscht begierig nach Volksgesängen, ja die Leidenschaft dafür geht so weit, daß er selbst neue dazu dichtet, gerade in derselben Art, wie die Maler die unreifen Schöpfungen der byzantischen Kunst wiederholten; die Opernmelodien sind ihm verhaßt und er unterläßt nicht, bei Gelegenheit der Tonweise, in welcher das Volk ein Ritornello vorträgt, unsrer modernen Musik einen Hieb beizubringen, indem er bemerkt, es gebe noch ganz andre Tongesetze als die, in deren Schranken wir uns bewegen. Welch wunderbare Sagen, ruft er aus, welch lustige Schwänke und fromme Legenden müssen unter diesem Volke leben! denn es ist ja glücklicherweise höchst unwissend. Bei uns erfahren die Dorfbewohner, daß in Ägypten Pyramiden sind, daß die Sonne steht und die Erde sich bewegt, und Donner und Blitz elektrischer Natur sind. Diese Polyhistorie und das Streben danach zeigt sich in der Verbreitung des Konversationslexikons und zerstört die schöne Geschichte von Till Eulenspiegel und dem gehörnten Siegfried. Ach, hätte Wilhelm Müller erst unsre Zeit gesehen mit ihrer Pfennigliteratur und die Reden Lord Broughams lesen müssen! Hätte er erleben müssen, wie stolz und glücklich wir sind, wenn wir Kenntnisse und Bildung verbreiten können, und wie wir damit die rohe Natur zu veredeln, den Pöbel zu vermenschlichen, Verbrechen und Laster in ihrer Quelle zu vernichten, die Kräfte zu wecken, das Herz zu sänf-

tigen, die Wildnis in blühende Gesittung, die Lumpen und Krebsschäden des Elends in heiteren Wohlstand zu verwandeln glauben! Bedachte W. Müller nicht, daß es des Menschen Pflicht und Bestimmung nicht nur, sondern auch ein unabweislicher Trieb in ihm ist, mit der ganzen Welt in vervielfältigte Beziehung zu treten, alles zu leisten, alles sich zum Bewußtsein zu bringen, sein Geschlecht, alle Zeiten und Räume in sich abzuspiegeln und so sein armes, elendes, dunkles Individuum zur Gattung zu steigern? Das Volk in Rom, sagt er, ist ohne Kenntnis, weiß nichts von der Geographie, klebt am Alten und erfährt nur von frommen Heiligengeschichten; aber laß dich mit ihm in ein Gespräch ein und du wirst staunen über seinen Geist, seinen Witz, seine Phantasie. Allerdings: aber ist das nicht mit jedem Naturkinde der Fall? Der gemeine Beduine, Russe oder Malaie zeigt dieselben Geisteskräfte, und ganz wie der Römer singt mancher Südseeinsulaner seine Lieder in einer fremdartigen und eintönigen Weise, von der der Seefahrer nichts begreift. Solange der Gang der Gesittung noch nicht vollendet und diese also erst eine halbe ist, kann der Zustand der Natur in mancher Hinsicht vor dem der Freiheit Vorzüge haben. Hat ein Volk irgendwo noch nationale Trachten behalten, besondere Sitten, lokale Überlieferungen und Gebräuche (und dies ist in Rom und den Gebirgen um Rom der Fall), so ist dies ein Beweis, daß es sich von der Natur noch nicht losgerissen hat: der Mensch aber soll und wird in ein Reich der Freiheit und Vernunft eingehen, wo bloß der allgemeine Gedanke herrscht, nicht mehr der blinde Einfluß der Natur, die hier so ist und dort anders; diese Allgemeinheit wird durch die gleiche Tracht, Sitte und Sprache der Gebildeten schon jetzt dargestellt. Wilhelm Müller dagegen fühlt Ekel gegen den französi-

schen Modeputz und beschreibt die malerischen Trachten der Albanerinnen. Daß das italienische Volk faul und neugierig ist, sorglos in den Tag hineinlebt, Betrügereien nicht bloß übt, sondern selbst darin eine Ehre sieht, kann der romantische Beobachter nicht leugnen, aber teils erklärt und entschuldigt er es, teils fühlt er gerade gegen diese Fehler sich zu besonderer Milde geneigt — und mit Recht, denn sie sind von der romantischen Geistesart unzertrennlich. Der Barbar ist faul, das Kind ist neugierig, sorglos ist jedes Naturvolk, und darum war die Einführung des Ackerbaues ein so mächtiger Schritt, weil der Mensch dadurch zur Vorsorge genötigt wurde und zum Bewußtsein kam. Was aber den Betrug angeht, so ist dieser auf niederen Stufen der Gesittung eine überall wiederkehrende Erscheinung: auf der untersten ist der Mensch ein bewußtloses Pflanzenwesen; der erwachende Geist zeigt sich in seiner ersten Erscheinung als Überlistung, als Spitzbüberei, und eben weil die letztere von einem schon erwachten Geiste beweist, wird sie zur Ehre. Zu Odysseus Zeit war es noch ein Ruhm, Betrug zu üben; in den zivilisierten Ländern Europas ist es längst eine Schande geworden; in Italien steht das ungebildete Volk noch dort, wo die Chinesen, die ja auch in Prellereien eine große Erfindungskraft zeigen. Übrigens sind betrügerische Völker immer feige: beide Eigenschaften fließen aus Knechtschaft, aus Elend. Der Unterdrückte wird immer falsch und gewandt; dies zeigen nicht bloß die Chinesen, sondern auch die Juden, Neugriechen und Italiener.

Auch hierin also, wie in allem, ist Italien noch nicht zur modernen Zivilisation aufgestiegen, man erwäge also, ein wie glücklicher Fund dies Volk den Romantikern sein mußte. Es ist anziehend, die übrigen Neigungen und Urteile W. Müllers zu sehen: in keinem verleugnet er

seine geistige Herkunft. Er ist sehr nachsichtig gegen das Pfaffenwesen, die Politik ist ihm gehässig, desgleichen die Franzosen, die Engländer ebenfalls, doch minder als die Franzosen (Frankreich ist ja das Hauptland des modernen Weltgeistes, wie Attika das des griechischen Altertums). Für das beste Mittel, die Wissenschaft in Italien zu heben, erklärt er Studium und Anerkennung des Mittelalters; für die schönste Periode Raffaels hält er die, wo er noch halb an Perugino hängt; er ist böse darüber, daß die französische Regierung einen Teil des Forums aufgegraben; er freut sich, daß es in Rom noch keine vornehmen Handwerker gibt, sondern jeder Meister auf der Straße mit seinen Gesellen arbeitet (weshalb in Rom auch kein Schloß schließt, kein Schuh paßt und alles roh und unvollkommen ist); die mittelalterliche Kunst, sagt er, ging, stark durch den Glauben und die Liebe, der Vollendung entgegen, als ihr die akademische Gelehrsamkeit in den Weg trat: die altdeutsche Schule führt sie nur wieder auf den Punkt zurück, wo beide sich begegnet hatten u. s. w.

Auf die ausschließlich romantische Zeit folgte eine dritte, die eigentlich schon eine Abschwächung der Begeisterung war. Diese würdigte alle Seiten Italiens der Betrachtung, Altertum, Natur, Volksleben, Kunst. Nur der politische Zustand, die statistischen Verhältnisse, die Kirche, das Mönchs- und Priestertum, Volksreichtum und Staatsverwaltung, kurz alles, was sich auf die geschichtliche Gegenwart bezog, wurde ungenügend behandelt, man hatte dafür, dem deutschen Charakter gemäß, weder Sinn, noch dazu die Kenntnis, man haßte eben immer noch, wie Wilhelm Müller, die Politik, diese höchste Angelegenheit des Menschen. Da der Staat die edelste Blüte eines Volkes und sein getreuer Ausdruck ist, so hätte daraus für Italiens moralischen Zustand

UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY, IRVINE

wenig Vorteilhaftes folgen können. Die dritte Periode, von der ich spreche, vervollständigte die beiden früheren, die in sie mit aufgenommen waren: sie war es, die Italiens Namen in den weitesten Kreisen verbreitete, fest gründete und die ganze deutsche Bildung damit schwängerte.

Aber die Restaurationsjahre erreichten ein Ende; der gewaltsam rückwärts gedrängte Strom nahm wieder seinen freien Lauf. Der furchtbare Zauber, der das deutsche Leben versteinert hatte, löste sich. Deutschland begann an der großen Entwickelung des modernen Weltalters teilzunehmen. Geschichte und Staat wurden die vorherrschenden Ideen — was galt Italien für diese? Neue, unsrer Zeit eigentümliche Wissenschaften, wie die Nationalökonomie, die Chemie und die Naturforschung überhaupt, beschäftigten die Geister — wie wenig konnte Italien sich rühmen, ein reicher Gegenstand der Forschung zu sein! Die Industrie, der Verkehr, der Handel, die großen Erfindungen überraschten uns durch ihre steigende Siegeskraft oder rissen unser Denken und unsre Tat in den Umschwung ihres Lebens, aber wie selten erklang in dem Geräusche der Beratung das Wort Italien! Endlich die Poesie dieses modernen Europa, seine Dampfungetüme und Eisenbahnen, seine kolossalen, in gewaltigen Verhältnissen handelnden Hauptstädte, die den Geist vor seiner eigenen Größe mit Schauer erfüllende Wissenschaft, die unendlich bedeutungsreichen Weltereignisse und die Tragödien freiheitkämpfender Völker, diese moderne Poesie wohnte nicht mehr in Italien, und farbige Kirchenfenster wie Ritornelle, Unwissenheit wie Karneval, die erleuchtete Peterskuppel wie Mosaikarbeiten wurden ihr gleichgültig.

Nicolais Reise war ein Ausbruch dieser veränderten Stimmung. Der furchtbare Sturm, den das Buch erregte, die tiefe Erbitterung, der grenzenlose Unwille bil-

deten eine wahrhaft komische Erscheinung, die unter keinem andern Volke möglich gewesen wäre. Daß Bücher geschrieben werden, worin ein fremdes Land ungerecht beurteilt wird, ist nirgends etwas Seltenes und hätte in Deutschland ohne Aufsehen nur einige tadelnde Rezensionen zur Folge gehabt, wenn nicht Italien im Spiele gewesen wäre. In England oder Frankreich hätte ein Gleiches nur gegen einen Verfasser geschehen können, der sich herausgenommen hätte, sein eigenes Vaterland in allem zu schmähen, über Italien hätte er sagen können, was ihm beliebte, ohne sich deshalb allgemein berüchtigt zu machen. Nicolai aber ist bei uns wahrhaft berüchtigt geworden, denn er wagte es, an den deutschen Tempelschatz zu rühren. Und dennoch, fürchtete ich nicht, durch einen solchen Ausspruch mir ein gleiches Anathem zuzuziehen, würde ich sagen, in seinem Buche ist wenigstens ebensoviel Wahrheit als in hundert italienischen Reisebeschreibungen, die vor ihm erschienen sind. Man wirft ihm Blindheit vor, weil er die Sonne am Himmel geleugnet: aber, frage ich, was ist größere Torheit, die Rose für eine Distel oder die Distel für eine Rose auszugeben?"

Hehn ist in seiner Darstellung bemüht gewesen, die Rose für eine Rose und die Distel für eine Distel auszugeben. Es gehörte zu den großen Vorzügen seines Geistes, daß er nicht anders als richtig sehen konnte. Damit aber haben wir den Hauptvorzug seiner Reisebilder berührt, sie sind ein Spiegelbild der Wirklichkeit, zurückgeworfen von einer Seele, welche die Wahrheit suchte und sie fast immer zu finden verstand. Die goldenen 26 Jahre des Verfassers freilich sind an keiner Stelle zu verkennen, wo er mit seinem subjektiven Urteil hervortritt. Ihnen gehört der begeisterte Schwung, das weiche Gefühlsleben, ihnen vor allem die Übertreibung

in der Skepsis, die besonders in den aus Frankreich stammenden Aufzeichnungen so nachdrücklich und zugleich so schmerzlich hervortritt. Denn Hehns Zweifel sind nicht ein frivoles Lachen über Dinge, die andern heilig sind, sondern der Ausdruck einer ernsten Arbeit an sich selbst. Sie gehen durch sein ganzes Leben, bis ans Ende, und wenn sie ihn nicht zu dogmatischem Christentum führten, so mündeten sie doch in eine Weltweisheit aus, die seiner Seele Ruhe gab und ihn die Überzeugungen andrer, sofern sie wirkliche Überzeugungen waren, ebensosehr achten ließen, wie er für sich Achtung in Anspruch nahm. An dem naiven Glauben und Aberglauben des Volkes zu rühren aber hat er allezeit für Frevel gehalten.

Berlin, April 1894.

Theodor Schiemann.

Von Deutschland nach Italien 1839

E pur si muove!

Innsbruck, den 23. Juni 1839.

In Gesellschaft eines Handwerksburschen, eines Bäckermeisters und einer alten Frau, die ein schreiendes Kind auf dem Schoße hielt, bin ich gestern aus München hier angelangt. Immer näher traten die blauen Berge heran und hinter Benediktbeuern erstieg der Wagen langsam ein in mehreren Absätzen sich erhebendes Joch, das uns auf die Höhe brachte, die wir bis hinter Seefeld nicht mehr verlassen sollten. Ein Wasserfall rauschte zur Seite wie weiße Milch herab, dichte Tannen umgaben uns, und als endlich die Höhe erreicht war, trat uns der Spiegel des Walchensees entgegen, zu dem zwar eine Senkung hinabführte, der aber dennoch außerordentlich hoch liegen muß. Jetzt führte der Weg immerfort auf dieser Hochebene weiter, die nur Tannen trägt. In Mittenwald, wo wir Mittag hielten, brach in demselben Augenblick, wo wir die Schwelle des Wirtshauses erreicht hatten, das Gewitter los, das uns die Berge bisher verhüllten, das wir aber an der schwülen Luft, die selbst in dieser Höhe herrschte, empfunden hatten. Bald nachdem wir Seefeld hinter uns gelassen, öffnete sich das Inntal vor uns, grün und lachend, voll Dörfer und Türme, aber diese Türme und Bäume in so ferner Kleinheit, daß die Höhe, von der wir herabschauten, außerordentlich sein mußte. Wirklich

ging es auch, sanft oder steil, immerdar abwärts und wieder abwärts, und in immer milderen Abstufungen senkten wir uns aus dem Tannengebiet in das der Eichen, Ulmen und Linden, des feineren Gemüses und der Blumen in die Talebene hinab, an deren Schwelle Zirl liegt und die Trümmer des Schlosses Fragenstein von einem niederen Vorsprung herabsehen. Die unendlichen Anhöhen, welche die von Zirl kommenden und nach Augsburg gehenden Lastwagen hier zu ersteigen haben, machen oft einen Anspann von zwölf Pferden nötig. In schon dunkler Nacht wankte der Wagen in Innsbruck ein und über die Innbrücke, unter der der breite, aber wilde Inn seine Gebirgsströmung verfolgt. Im Laube der Bäume stand das erleuchtete Bild des heiligen Johann, und mein Bäckermeister entblößte im Vorbeifahren das Haupt; da er das bei jedem Marienbilde oder Kruzifixe tat, so hatte er unterwegs nichts als grüßen müssen. Dieser Nepomukanus ist zu merkwürdigem Ansehen gekommen. Nicht bloß in Böhmen, in ganz Bayern, ja in Neapel ist er ein beliebter Heiliger. Natürlich — er hat auch mehr getan als die meisten andern, die nur gequält wurden, nur Wunder taten oder sich kasteieten. Er hat die Priestermacht der weltlichen gegenüber hartnäckig verfochten, darum gilt er den Priestern und ebenso dem Volke über alles. Eine widerliche Süßigkeit bezeichnet die Miene und Stellung, in der er gewöhnlich dargestellt wird, eine heuchlerisch boshafte Demut. Nachdem ich mich schon oft und noch gestern abend über diesen Johann von Nepomuk geärgert, geriet ich heute nochmals in sein Bereich. Es gibt hier nämlich ein sogenanntes Bauerntheater, das

Sonntags im Freien spielt. Auf hölzernen Bänken, mit einem ausgespannten Segel gegen die Sonne geschützt, sitzen hier die Bauern vor einer hölzernen Bretterbühne, rauchen ihre Pfeifen, essen Brot und Wurst und harren auf das Aufgehen des Vorhangs. An der verschiedenen Tracht sind die Bewohner der einzelnen Täler zu erkennen, auch die Weiber tragen runde schwarze Hüte; für zwölf Kreuzer sitzt man auf den Bänken, für sechs steht man hinter einer Schranke, und ärmlich piept das Orchester, das aus sechs Bauern besteht. Das Stück handelte von dem heiligen Johann und erinnerte mich an die Mysterien des Mittelalters. Es war viel Gebet, Christentum und Glauben darin. Der heilige Nepomukanus war weich und rührend, schilderte die Hölle schrecklich, predigte, gen Himmel zeigend, von der Maria, die viel Ansehen vor Gott besitzt, von dem Kreuz und gegen Hochmut und Teufel. Der König Wenzel aber war als ein schauderhafter Tyrann geschildert, er mordete, folterte, ließ hinrichten und hatte die verruchteste und schwärzeste Seele. So geht es. Wenzel, wissen wir alle, war ein erbärmlicher Fürst, aber kein Tyrann. Die Priesterschaft aber hätte ihn, den Beschützer Hußens, gern auf ewig als solchen gebrandmarkt, und in der Geschichte stände er sicherlich als Ungeheuer da, wenn er nicht glücklicherweise zu einer Zeit gelebt, wo wir klar sehen, wo bald darauf die Buchdruckerkunst erfunden ward. Wie mancher König des grauen Altertums verdankt seine Schande der Mißgunst der Priesterschaft oder des Adels, z. B. Tarquinius, oder der falsche Smerdes oder Saul und viele der späteren des Alten Testaments, wie mancher seinen Ruhm

eben diesen beiden Kasten, z. B. der niederträchtige Konstantin der Große. Tirol wie Altbayern sind erzkatholisch.

Ich finde schon viel Italienisches in Innsbruck. Man hört diese Sprache sehr häufig. Die flachen Dächer, die Arkaden unter den Häusern, die Polentafelder, der Wein das Bier verdrängend, manche öffentliche Ankündigung in beiden Sprachen abgefaßt u. s. w.

Ich erstieg heute vormittag einen kleinen Bergvorsprung, der schon eine umfassende Aussicht gewährt, obgleich er gegen die hohen Gebirge zu beiden Seiten des Tales nur unbedeutend ist. Man sieht Innsbruck und den Inn und rechts und links das quer vor uns fortlaufende, sich endlich in die Berge verlierende Tal. Die Martinswand, an der ich gestern vorbeikam, schließt nach Westen die Reihe der Berge. Die Tannen, die bis zu einem gewissen Erhebungsstriche aufsteigen, über welchen hinaus nacktes Gestein den höchsten Saum bildet, bekleiden wie grünes Moos, völlig zur Kleinheit schwindend, die Mitte der Berge, an deren Fuß Saaten und mildere Bäume sich emporziehen. Der Schnee ist gleich Adern überall in die höheren Schluchten gesprengt, wo er sich noch lange erhalten kann. Er besonders zeugt von der bedeutenden Höhe dieser Berge, welche das Auge, wenn es nicht den Maßstab der Vergleichung mit der Größe der Kirchtürme, Bäume u. s. w. anlegt, leicht geringer schätzen könnte. Ungeheuer aber werden die Berge, wenn Wolken ihre Säume verhüllen, dann steigen sie endlos empor und verlieren sich in den wüst wogenden Nebelduft der Himmelsgewitter.

Die schwarzen Erzbilder in der Franziskanerkirche, darunter mythischerweise Arthus, Dietrich, Chlodwig,

Alfred von Kastilien. Andreas Hofers schönes Grabmal: oben seine Statue, am Fußgestell ein Hautrelief, den Schwur der Tiroler darstellend.

Die Deutschen haben, wenn sie romanische Länder bereisen, dieselbe Achtung vor den Romanen, wie die Slawen vor den Deutschen. Der Romanen Tatkraft, lebhafte, feurige Seele, ihr schneller Verstand, ihr rastlos nach außen gehendes, das Leben gestaltendes und die Welt scharf und unbefangen erfassendes Wesen sind Eigenschaften, die der deutschen trägen Gemütlichkeit und beschaulichen Versunkenheit gerade entgegengesetzt sind. Der Deutsche, der in Frankreich gewesen ist, ist entzückt von der Liebenswürdigkeit, dem bewegten Leben dieses Volkes: er darf nur nicht preisen, denn Priester, Adel und Regierung verbieten es und arbeiten aus allen Kräften dagegen, denn Frankreich ist auch das Land der Freiheit. Ist der deutsche Schriftsteller dann wieder in seine Heimat zurückgekehrt, so ist er nach einiger Zeit wieder in dem alten Geleise und auf den alten Ton des Franzosenhasses gestimmt. Für Italien und dessen Volk aber darf er seine Vorliebe zeigen, und die geistige Organisation der Italiener, die dem Deutschen imponiert, hat ihren Teil an den Ursachen der Begeisterung für dieses Land.

Riva am Ufer des Gardasees, den 26. Juni.

Vor meinem Fenster rauscht der See wie ein Meeresufer, und wenn ich das Auge hebe, liegt sein klares Blau vor mir. Hohe Felsen umgeben ihn und durch eine Wildnis brennenden Berggestirns führt der Weg von Roveredo hierher, bis man endlich den Spiegel der

blauen Wasser von der Höhe herab vor sich ausgebreitet sieht. Heute zum ersten Male erblickte ich eine Zypresse und Feigenbäume, rankender Wein in unermeßlicher Fülle hat mich von Brixen an begleitet. Die Reise durch Tirol führt durchaus nicht, wie ich erwartete, durch Schreckniſſe eines wilden Hochgebirges, neben Abgründen, über Wolkenſtege hin: ich habe keine Gletſcher geſehen, wohl aber iſt alles lieblich und das Herz mit ſanfter Freude davon erfüllt. Gleich hinter Innsbruck nach Schönberg an einem langen, ſteilen Berge hinauf: hinter uns das ſchöne Inntal, in das man von Zeit zu Zeit tief hinabſieht. Von Schönberg an welliges Bergland und reiche Täler, bis man ſich endlich auf dem Brenner befindet, ohne daß man viel geſtiegen iſt; nur an der armen Vegetation erſieht man die Höhe des Punktes. Hier oben iſt die große Waſſerſcheide: rechts fließt alles dem Inn und alſo dem Schwarzen Meere zu, links der Etſch und alſo dem Adriatiſchen Meere. Das geſpaltene Dach des Poſthauſes träufelt von der einen Seite den Regen nach dem Inn, von der andern nach der Etſch. Hier iſt auch der Punkt, wo die Eiſackquelle vom Berge ſtürzt, um, wild rauſchend und immerdar anſchwellend, unſern Weg bis Bozen zu begleiten. Sterzing iſt noch rauh, denn es liegt hoch, Brixen ſchon milder; nach Bozen zu, wohin wir uns fortwährend den ganzen Tag über geſenkt, wird der Weg immer ſchöner, ſchwarze Urfelſen engen den Fluß ein und bilden die herrlichſten ſteilen Ufer; viele Burgtrümmer erheben ſich auf niederen Vorbergen, denn die höchſte Stirn der Felſen wäre den Wolken zu nahe, zu ſtürmiſch, zu ſchwer zu erklimmen; an manchen Stellen

schließt sich das enge Tal so sehr, daß aller Ausweg unbegreiflich scheint, oft hat die Straße aus dem Fels gesprengt werden müssen, weshalb die Römer über das Gebirgsjoch ihren Weg führten, von dem jetzt noch bedeutende Spuren sind; die freieren Gründe schmücken sich immer mehr mit südlichen Bäumen aller Art, man zeigt mir die roten Blüten einzelner kleiner Granatbäume, Mispeln, Kastanien, Walnußbäume schließen sich zu Gruppen, zu dichten Reihen; das Korn ist gelbrot, an vielen Stellen schon geschnitten; überall aber wuchern die Weingärten; das ganze Land ist ein Garten, in Streifen von Korn, Polenta, Wein und Fruchtbäumen geteilt. Man zieht die Rebe dort nicht am Stock, nicht wie in Italien längs den Bäumen fort, sondern über horizontale Spaliere, unter denen dann häufig noch das Getreide reift und zwischen deren Reihen Polenta gepflanzt ist. Das Obst wird in der reichsten Fülle vom fruchtbaren milden Lande erzeugt, unzählige Arten von Kirschen, von Äpfeln, deren Namen bei uns unbekannt sind, die Pfirsiche, die Melonen u. s. w. In Bozen hatten wir die schönste Aussicht aus unserm Fenster, hohe Berge schließen, reichen Anbau zu ihren Füßen, den Blick, hart unten und oben zeichnet sich ein altfranzösischer Garten, in regelmäßigen Linien die schönsten Blumenbeete und mit Orangenbäumen in weißen Töpfen. Ich reiste mit einem Ehepaar aus Bozen und einem jungen Engländer. Die Tirolerin war eine hübsche junge Frau, aber so kräftig, so reine Natur, daß ich oft erstaunte, errötete, Angst schwitzte. Sie pfiff und spie, sie nahm Tabak, sie gebrauchte Worte und trieb Scherze, die unglaublich sind, alles in

ihrer scharfen und energisch abgeschnittenen Gebirgssprache.

Der Engländer aber war desto mehr darüber empört, als in England die Frauen einer heuchlerischen Nonnenzucht unterworfen sind. Es war ein echter Engländer, es war ein Exemplar im kleinen dieses Landes nach allen Seiten hin. Er sprach 1. gehässig von den Franzosen; 2. er hielt Milton für den größten englischen Dichter; 3. er sagte, Shakespeare sei schön, denn seine Dramen seien so moralisch wie Predigten; 4. er liebt leidenschaftlich die Seemacht und klagt die Whigs an, diese vernachlässigt zu haben; 5. er ist sehr religiös, will den Sonntag streng gehalten haben, glaubt buchstäblich an die Bibel; 6. er ist von Italien gar nicht eingenommen, nichts ist ihm dort wohnlich, für das Poetische und Romantische hat er keinen Sinn; 7. er sieht die Welt verdrießlich an und sie teilt sich ihm in zwei Hälften, alle Dinge kommen rechts oder links zu stehen, die eine Seite enthält alles, was er nicht liebt, z. B. spitze Dächer, die andre alles, was er gern sieht: diese Teilung selbst aber ist willkürlich und der leitende Grundsatz dabei unbegreiflich; 8. jede freiere Sitte ist ihm anstößig, er will die Frauen in puritanischer Ehrbarkeit und schreit immer über Unsittlichkeit: er will nur heiraten, von süßer Liebe weiß er nichts; 9. er spricht das Französische merkwürdig, der Akzent ist immer auf der ersten Silbe und er sagt dou, viou u. s. w. Er sitzt hier neben mir und studiert eine deutsche Grammatik. In Trient war gerade das Fest des heiligen Vigilius. Fürchterliche Zahnschmerzen peinigen mich seit gestern abend, sie sind bedeutungsvoll an der Grenze Italiens.

Noch bin ich in Tirol und alles ist schon italienisch. Keine Dörfer, alte Städtchen in Ruinen. Alle Felder von Steinmauern umgeben, zwischen denen der Weg fortläuft und über die das Grün der Reben herabhängt. Braune Gesichter und schwarze Haare, nackte Brust, Hemdärmel, betrügerische Wirte, in der Sonne auf dem Bauch schlafende Menschen. Schöne Bäume und doch alles ziemlich dürrer Felsenboden, dessen staubiges Gestein zwischen die Vegetation tritt.

Freie Völker sind ernst, sagt mein Engländer, denn ihr Haupt ist von Sorgen, von schweren und großen Gedanken gebeugt. Als England noch nicht frei war, da war es merry England; Paris war vor der Revolution frivol, jetzt ist es ernst und sinnend geworden. Wien ißt, trinkt und spaßt, denn dort ist das Land despotisch.

Verona, den 29. Juni.

Von Riva führte uns ein kleines Boot nach Limone über den Gardasee. Abends vorher genoß ich noch der herrlichen Luft von einer Anhöhe über der Stadt, der Saum der Gebirge zeichnete seine Formen in scharfer Begrenzung gegen den Himmel, still erhoben sich die Bäume, und als ich Abends im Bett lag, schlug der See plätschernd wie ein nahes Meer an das Ufer und die Stimme eines Mädchens sang so schön, mit so richtigen Biegungen und Ausweichungen. Aber da fiel mir ein, daß mein neuer kostbarer Mantel in Trient oder Roveredo, im Wagen oder im Wirtshaus geblieben — unverzeihliche Nachlässigkeit meinerseits! Ach, wie viel Ärger und Mißstimmung und schwankende Entschließungen gab mir dies unglückliche Ereignis! Sollte

ich für schweres Geld ins Ungewisse zurückkehren? Mein ohnehin spärliches Geld ist dadurch noch geschmälert worden, und gar in Italien sich ein Kleidungsstück anschaffen, in Italien, wo der Fremde auf das Schändlichste betrogen wird! Nach kurzem Schlaf ruderten wir mit unserm Boot noch vor Tagesanbruch in den See hinein. Ich kam zu keiner freudigen Stimmung. Fast verzweifelte ich an der weiteren Reise durch Italien, denn diese Betrügereien der Wirte sind beispiellos. Der Sprache unkundig, der Münze, der Sitten unkundig, fast immer in erzwungenem Hunger, denn man wagt nichts zu essen, da jedes Glas Bier, jeder Teller mit Kirschen einen stundenlangen Zank nötig macht, war ich schon an der Grenze dieses Landes überdrüssig. Wahrhaftig, für jede Freude der Reise zahlt man mit Sorgen, Geschäften und immerwährender Galle, und beide Schalen wiegen sich oft gegenseitig auf. Ich stierte in den See und dessen himmlisches, saphirgleiches Blau. Wirklich, dieses Blau ist unbeschreiblich, jeder Ruderschlag, jedes Erzittern und Wallen trägt die schönste Farbe aufwärts. Hohe Felsen stürzen von allen Seiten in den See und an manchem Punkte ist ein Haus, zwischen Wasser und drohendem Gestein hängend, so kühn an den Felsen geklebt, daß man erstaunen muß. So sah ich eine Mühle über dem schmalen Felsspalt erbaut, den ein hinabschäumendes Bächlein gesprengt: unter einem gemauerten Bogen stürzt rauschend das Wasser hinab und ein Mann lehnte sich über den Balkon, der in den See hinausgeht; über dem Hause aber, das sehr hoch, aber von der geringsten Tiefe war, standen noch Bäume: wo sie Wurzel gefaßt und wie sie nicht herabstürzen, kann

ich nicht begreifen — so spottete hier alles der Schwerkraft. Unser Bootsmann wollte uns an dem Tage bis Peschiera schaffen, aber kein Lüftchen regte sich; das mühsame Rudern, an dem wir selbst teilnahmen, brachte uns nur langsam weiter; so harrten wir denn in Limone auf das vorbeigehende Dampfboot, das aber an diesem Tage nach Desenzano ging. Limone selbst ist auch so ein Dörflein, das den schmalen Saum zwischen steilem Fels und dem See benutzen mußte und nur wenige Schritt Breite hat. Auf dem Dampfboot weiter. Ein Wasserfall stürzt wie ein milchweißes Band die graue Felswand hinab. Endlich ist die Halbinsel Sermione sichtbar, an deren Spitze man uns die Trümmer der Villa Catulls zeigt. Der Punkt ist des Dichters würdig. Hier sind die Ufer des Gardasees flach geworden, aber vor sich hat man das Amphitheater der felsigen Alpen, zwischen die hinein sich der See zieht. Wolken hatten sich erhoben und bildeten ein zweites Gebirge über dem steinernen; zuletzt wogte dort alles in Duft, ein herrliches Gemälde! Dort stand Catullus oft und sah in diese schwerbewegte Masse, und sah die saphirblauen Falten des Lacus Benacus. Von Desenzano nach Verona, wo wir bei Nacht ankamen und abermals im Wirtshaus, nachdem wir uns kaum von dem Zanke mit dem Vetturino erholt, ein schweres Ärgernis zu überstehen hatten. So geht es überall und dennoch sind wir unerträglich betrogen. Heute stand ich auf der höchsten Stelle der Arena, als ein Gewitter furchtbar heranzog. Was soll ich das Amphitheater beschreiben! Jedermann kennt es, kann es aus tausend Büchern kennen lernen. Wie eine granitene ungeheure Schale mit gereifter Höh-

lung lag es da, von Riesenhand gebraucht, und die vier Bogen des zerstörten dritten Stockwerks ragten wie ein Henkel darüber hinaus. Ein gewaltiger Anblick! Der Donner rollte, die Blitze zuckten, die Arena bebte nicht, nur der Sturm rauschte durch ihren Bauch und meine Blicke reichten über den Himmel, die Stadt und das gewaltige Bauwerk. Ein plötzlicher Regen scheuchte mich hinab, tiefes Dunkel sammelte sich in den Wölbungen, den schwarzen Bogengängen. Durch die Quadern drang der Regen und träufelte hinab. Wahrhaftig, ein Gewitter bei einbrechender Nacht ist der Augenblick, wo man die Arena der Römer besuchen muß! Schauerhaft große Gedanken überwältigen dich, für gebrechliche Nerven zu viel. Dort fühlte ich wieder Gottes Nähe, die Gesetze und die Gedanken, die das Gebilde der Weltgeschichte fortdauernd durchziehen und die Lebensadern der Natur sind. — Auch an Juliens Totenmal stand ich; ein steinerner, aus rohen Steinen gebildeter Sarg, ohne Deckel, mit zertrümmerten Wänden, vom hineinplätschernden Regen glattgewaschen, trug den Leib des liebenden Mädchens, das an gebrochenem Herzen starb, wie so viele alle Tage, die aber nicht das Glück haben, vom Dichter beklagt zu werden. — Der herrliche Tizian im Dom, eine lichte Himmelfahrt, Christus ein lieblicher Jüngling, dem Frühling ähnlich. — Das Mausoleum der Skaliger.

Vicenza, den 30. Juni.

Herrlich angebaut ist die Lombardei. Zu beiden Seiten des Weges parallele Baumreihen, deren Richtung ihn quer durchschneidet und die, mit schwer herabhängenden Wein-

girlanden verbunden, sich durch Felder von Getreide, Mais und Gartenfrüchten unabsehbar fortziehen. Wie fruchtbar ist dies Land! Ein kleiner Fluß, der an irgend einer Stelle unsers Weges die Gegend ringsum durch Überschwemmungen verwüstet hatte, wurde gerade mit einem hohen Damme eingefaßt, wozu tiefe Becken aus der Erde ausgegraben waren; an einer andern Stelle zogen die Leute mit ihren Strohhüten, um den Weizen zu schneiden. Nach einer Stunde voll Ärger und Geschrei fanden wir in Vicenza endlich diesen billigen Gasthof. Vorher aber, will ich nicht vergessen, waren wir bei Montebello vorbeigekommen, über welcher Stadt ein Schloß auf einem Berge sich erhebt und wo die Schlacht vorfiel, die dem Herzog von Montebello seinen Namen gab. Vicenza ist voll Bauwerke, Palladios, alle in neuitalienischem Stil, voll Zier und Schmuck, mit schönen Rundbogen, griechischen Säulen und Arkaden und Portalen. Il palazzo della Giustizia. Der sonderbare Dom, halb gotisch, halb byzantinisch oder römisch? Das olympische Theater. Die Bühne stellt einen öffentlichen Platz dar, den Säulen, Statuen und geschmückte Portale umgeben; durch ein schönes Tal sieht man in eine lange Straße hinab, die ebenfalls von Palästen gebildet wird, welche Statuen auf dem Dache und über den Toren tragen, und mit einem vierfachen Triumphtor schließt; zur Seite stiehlt sich der Blick in zwei Nebenstraßen. Die Szene ist nicht von bemalter Leinwand, sondern von wirklichen Bauwerken gebildet, die in immer mehr verjüngtem Maßstabe perspektivisch die Aussicht in eine prächtige Straße gewähren; sie konnte folglich nicht verändert werden, sondern blieb dieselbe, wie die griechi-

schen Trauerspiele auch keine Veränderung fordern: sie spielen, wie bekannt, an öffentlichen Orten, wo ein Haufen Menschen, das Volk, ein Zug von Weibern, Kriegsmannen, Priesterinnen sich zusammenfinden konnten, welches dann der Chor heißt. Die Sitze der Zuschauer gehen amphitheatralisch in die Höhe und zwar sind es bloße breite Stufen; wo der eine sitzt, legt der andre hinter ihm die Füße nieder; hoch oben geht noch eine mit Bildsäulen geschmückte Galerie umher; das Ganze ist wenig tief, ein flacher Kreisausschnitt. Palladio baute dies griechische Theater nach Vitruvius' Angabe von Holz. — Durch ein Triumphtor gelangt man auf das Marsfeld, dessen schöne Alleen wiederum durch die Franzosen gepflanzt worden, steigt dann durch einen langen Bogengang, der die zwei Seiten eines Quadrats bildet und dessen Arkaden je eine von je einem Bürger Vicenzas erbaut sind, zur Madonna del monte empor, wo sich eine herrliche Aussicht öffnet. Hart vor dem Fuß der Alpen, deren Kette hinter mir einen großen Halbbogen bildet, zieht sich die Ebene der Lombardei fort, eine Ebene, die so vollkommen ist, daß auch nicht die geringste Erhebung diese grüne Meeresfläche unterbricht. Die Lombardei scheint hier ein großes waldiges Land: es sind die unzähligen Fruchtbäume, die alle Äcker beschatten; in die unendliche Waldregion aber sind unzählige weiße Kirchen und Villen weit und breit wie ein reiches Schmuckwerk gestickt; Paduas Türme stecken sich am Horizont wie spitze Nadeln in den Saum und hart unter mir liegt die Häusermasse Vicenzas. Ich übersah dies alles von dem Garten einer Villa, links eine Reihe einsamer Zypressen, die wie die Säulen des Todes in

ſtiller Feierlichkeit daſtanden, rechts Lorbeergebüſch, in den Bergen aber und über den halben Himmel ein ſchwarzes Gewitter, von Blitzen geſpalten, mit Donnern herabrufend und dennoch die Luft bewegungslos. Die Kirche del monte iſt im Innern durch die farbige Beleuchtung, die rote Vorhänge der Fenſter von den Kuppeln herab verbreiten, überraſchend. Im Kloſter nebenan ein großes, die Wand bedeckendes Gemälde von Paolo Caliari, Veroneſe. Der Papſt Gregor I. ſitzt in offener Säulenhalle an der Tafel, zwei Kardinäle zu beiden Seiten; zu ihm iſt Chriſtus als armer Pilger gekommen und hat Platz am Tiſche gefunden. Der Papſt ſieht ihn ziemlich ärgerlich von der Seite an; eine Menge Nebenperſonen, Pagen, Bediente, Tiſchgäſte füllen das Bild. Eine Mahlzeit auf einem Bilde muß immer die eine Seite des Tiſches freilaſſen, was unnatürlich iſt. Ein gleiches ſehen wir auf dem Theater: ſoll nichts verdeckt werden, ſo bleibt die Hälfte der Tafel unbeſetzt — aber wo geſchieht es, daß man die Enden einnimmt, ſich von dort aufmerkſam gegen die Hauptperſon, die in der Mitte ſitzt, wendet, die gegenüberſtehende Seite aber, wo man ihr am nächſten wäre, unbeachtet läßt?

Morgen nach Venedig, mit dieſer Wunderſtadt beginnt würdig ein neues Buch.

Venedig, den 2. Juli.

Soeben komme ich vom Markusplatz, Abends zehn Uhr. Ich hatte dort geſeſſen, meine Pfeife geraucht, die man ſich in jedem Kaffeehaus reichen laſſen kann; in den Arkaden, die dieſen Platz umgeben, ſitzen unzählige Menſchen auf Rohrſtühlen, ſtützen ſich auf ihre

Stöcke, essen Eis oder lesen Zeitung, und Gitarren ertönen. Nur Abends wird Eis gegessen, bei keiner Musikbande fehlt die Gitarre. Auf der rechten Seite des Platzes sind die glänzenden Läden, deren Lichter eine schönstrahlende Reihe bilden, auf der linken mehr die vorgebauten Zelte der Kaffeehäuser. Die Markuskirche aber ruht im Dunkel, wie ein ungeheurer orientalischer Baldachin einen unbekannten Gott umschließend. Ja, in Venedig ist man in der Levante. An meiner Seite sitzt eine Schar von Griechen, in der roten Mütze und dem weiten Gewande, die Bernsteinspitze im Munde haltend, ich selbst schlürfe arabischen Kaffee, und vor mir in phantastischen Formen steht die Markuskirche in schwulstiger Bildersprache der Architektur, von ausschweifendem, wollüstigem, gewundenem Geschmack, wie ein Opiumtraum. Selbst die Gondelwelt, selbst die Wahl der Erbauung am Wasser macht Venedig morgenländisch, denn nichts sucht der Orientale mehr, nichts genießt er mehr, als die Nähe des Wassers, das ihn kühlt in seinem brennenden Lande. Gestern, wo wir Padua und seine Kirchen durchrannt hatten (ich wollte sie beschreiben, aber Venedig hat alles in den Hintergrund gedrängt), saß ich auch zum ersten Male in einer Gondel. Wahrhaftig, wenn man in Staub und Hitze langsam fortrückend sich auf hartem Wagen den ganzen Tag hat schütteln lassen, ist es wonnig schön, auf weichen Kissen liegend in pfeilgeschwinder Gondel die leichte und leise Fahrt über das wiegende Element zu machen! Schwarz wie ein Sarg ist eine solche Gondel, spitz, schnell, mit einem Ruder leicht zu bewegen. Endlich gelangten wir durch den langen Kanal an das Ufer des Meeres, und mit seinen Türmen lag Venedig vor uns. Wir durch-

schnitten auf dem Canale grande die ganze Stadt, fuhren unter dem Rialto durch und landeten nicht weit vom Markusplatz. Da ein Gewitter mit furchtbarem Regen einbrach, konnten wir erst heute morgen die Stadt durchschwärmen. Die merkwürdigen Säulen und Bauwerke um den Markusplatz! Ich kannte aus unzähligen Gedichten und Beschreibungen alles schon genau, ehe ich es noch mit Augen gesehen. Das ist die Seufzerbrücke, dort die Riesentreppe! Die Mosaiken der Markuskirche sind herrlich, die Gegenstände die buchstäblich sinnlichen Geschichten der Bibel. Wie überraschend ist es, auch wenn man es längst vorher weiß, die glänzende Seite der Häuser gegen das Wasser gekehrt zu sehen, dort drängt man sich durch die Vorübergehenden, berührt mit den Armen oft die beiden Hausreihen und sieht den Himmel kaum. Da wir heute bloß äußerlich alles betrachteten, gingen wir auch nach dem Garten, der hart an das Meer stößt und aus schönen Akazien besteht. Die Aussicht von dort auf die Stadt ist herrlich. Fernher strahlte das Meer unter leichten, lichten Gewölken, immer noch meine Sehnsucht weckend, obgleich ich längst weiß, daß es nichts Schöneres gibt, weder nah noch fern, und daß alles Schöne gemein wird, sowie es aus der Phantasiewelt in die Wirklichkeit tritt.

Venedig, den 4. Juli.

Venedig ist die Stadt der Liebe. Auch darin ist es morgenländisch. In der Levante siedet das Blut, aber die Frauen sind verborgen, und alles ist eine verbotene Frucht. Du mußt dein Leben wagen, die dunkeln Nächte durchstreifen und das tiefste Geheimnis hüten. Auch in

Venedig war die Liebe in den Reiz des Dunkels gehüllt, die offene, die erlaubte Liebe war gemein und ohne Poesie. Mit seidenen Strickleitern erstieg der kühne Freund das Fenster der Geliebten, und am andern Morgen fand man die Leiche eines Mannes auf der Straße, die blutige Wunde eines Dolches in der Brust. Ein finsteres Labyrinth ist diese Stadt, dunkle Irrgänge in tausendfachen Richtungen, plötzlich endend oder sich angstvoll verengend, tausend Brücken, die Häuser in vier Stockwerken aufsteigend — wie leicht war es da, sich zu verbergen, durch unbemerkte Wege zu schleichen! Unzählige Kirchen sind ein Zufluchts- und Zusammenkunftsort, sie sind die Säle, wo die Liebe sich erkennt, sich ihr Geheimnis gesteht und die schlauen Pläne ihrer List ersinnt. Und die sanften Gondeln! Man verschließt die Fenster und ruht hinter Vorhängen auf weichen Kissen Arm in Arm, in Schlummer gewiegt von den Wellen — ist nicht jeder Augenblick der Liebe ein Schlummer, ein Traum, wo die hellen und scharfen Umrisse der Dinge, wo die harten Farben in Dämmerung zerflossen sind?

Gestern morgen, nachdem wir vom Markusturm herab die sumpfige Umgegend (denn es war die Zeit der Ebbe), die Inseln und die dichtgedrängte, aufeinandergeschichtete Häusermasse überblickt, machten wir eine Gondelfahrt nach den Kirchen St. Giorgio Maggiore, del Redentore und S. Maria della Salute. Die beiden ersten sind von Palladio, freundlich, hell, voll reichen Marmorschmucks, die letztere aber das Herrlichste, was man betreten kann. Eine hohe Rotunde, von Säulen umgeben, von der Kuppel umwölbt, sich über den Mosaik des Fußbodens erhebend, so lebensheiter, so voll frischer,

lachender, ewig jugendlicher Weltfreude, — wahrlich, dieser Tempel ist dem Dienste eines Gottes geweiht, der das Leben und die Freude ist, den du ahnst, wenn du Genüsse der Sinne nicht unnatürlich abweisest, den Dienst des Gottes, dessen Erscheinung die Blume, der Frühling, die Musik, ein schönes Auge ist. S. Maria della Salute ist ein wundervoller Tempel! Wer kann von diesen hohen Räumen umschlossen sein, und durch Abtötung der Fleischeslust, durch Verdammung der Welt, durch Entgegensetzung der Erde und des Jenseits, des Menschlichen und Himmlischen, Gottes Gedanken zu erraten glauben! So sind die meisten italienischen Kirchen. Helle Säle, nur die Spiegel fehlen. Du kannst die weltlichste Gedankenreihe drin verfolgen und du bist immer im Gebiete Gottes; wenn du der schönen Beterin, die neben dir kniet, in ihren Schleier gehüllt, ein Blättchen zusteckst, oder du drückst ihr die Hand, so hast du nichts Gottloses getan, und nur dann verachtest du seinen Willen und fühlst die Strafe an dir selbst, wenn du die Natur abschwörst.

Bei jeder Fahrt in Venedig denk' ich an Lord Byron; auch gestern, als wir nach Murano übersetzten. Ein Gewitter stand dunkelbau am Himmel, die See wogte, unsre Gondel schwankte. In Murano sind die Kristallperlen- und Spiegelfabriken; wir sahen sie diesmal nur von fern. Unser Gondelier erzählte, wie Venedig gegründet worden sei, die ersten Einwohner flüchteten nämlich vor einem Ungeheuer, Attila genannt, der halb Mensch, halb Tier war. Die kleine Insel St. Georgia di Michele di Murano enthält einen Kirchhof und die Kirche; dort werden die Toten begraben. Vor kurzem ist dort aus der Lagune ein festes Erdreich geschaffen

worden und das Ganze mit hoher Mauer umzogen. So ward der Kirchhof vergrößert. Wo sonst die Gondeln fuhren, ruhen jetzt die Toten im Schlamm. Wenn einmal alles verfällt und das Meer dann einbricht, dann werden die Wogen die Leichname aufwühlen und die Gebeine fortrollen; jeder Tote aber macht, gleichsam in Charons Nachen, die Wasserfahrt von Venedig hierher.

Das Arsenal. Ich habe schon viel Waffensammlungen gesehen, und die Seltenheiten sind fast überall dieselben. Hier knüpft sich fast überall Venedigs Geschichte, das Morgenland und die Türkei an die aufbewahrten Gegenstände. Die Waffen der ältesten Zeiten waren in Venedig morgenländischer Form, krumme Säbel u. s. w. Schauderhaft sind die Marterwerkzeuge der venetianischen Inquisition und des grausamen Herzogs Franz von Ferrara, Signore di Padova, Daumschrauben, Halseisen. Eine eiserne Kopfumhüllung, wo an der Seite eine kleine Öffnung, durch die der Angeklagte sein Geständnis zu machen hatte, widrigenfalls ihm durch viele Löchelchen Nägel in den Kopf geschlagen oder das eiserne Gewand so zusammengezogen wurde, daß die Knochen seiner Brust zersplitterten. Eine kleine Pistole, mit der der Herzog sich das Vergnügen machte, aus seinem Fenster auf die Vorübergehenden zu schießen. Eine eiserne Vorrichtung, um die Untreue seiner Geliebten unmöglich zu machen. Kanonenartige Röhren, rings mit Flintenläufen besetzt und durch schnelles Drehen, wobei die Zündlöcher nach der Reihe die brennende feststehende Lunte berührten, in einem Augenblick ein Dutzend Schüsse losfeuernd. Die umgekehrte Vorrichtung, wo durch einen feststehenden Lauf eine Menge Schüsse gehen, die schnell durch Drehung

an sein hinteres Ende gebracht werden; dadurch wird das Gewicht erleichtert, denn zehn Flinten haben hier nur einen Lauf, der für alle dient. Ein eiserner Kranz enthält eine Menge Löcher, in denen Lunten stecken, die alle zugleich entzündet werden. Helm und Harnisch Attilas (?), in Aquileja gefunden. Rüstung Heinrichs IV. — Modellsammlung. Lebendiger Beweis für die fortgehende Verbesserung der Schiffahrt. An demselben Faden läuft die Geschichte der Zivilisation. — Der Bucentoro, bloß ein Mast, oder vielmehr ein Stück von demselben ist noch übrig. In den Schiffswerften werden nur noch kleine Fahrzeuge gebaut. Die vier Löwen am Eingang, der eine mit unkenntlichen Schriftzügen, auf dem andern in griechischer Sprache das Wort Athen; die Löwin ist häßlich und ungestalt, vielleicht aus der Kindheit der griechischen Kunst. Palazzo Ducale. Der große Saal der Versammlung für alle Nobili, das Audienzzimmer, das Erwählungszimmer, und viele andre Säle. Oben an der Wand 114 Porträts der Dogen, nur die Stelle Marino Falieris ist schwarz. Die Dogentracht bestand aus einem Hermelinmantel und einer phrygischen Mütze. In den Sälen steht jetzt die Markusbibliothek aufgestellt, deren Stifter Petrarca war. An allen Wänden und der Decke Gemälde aus der Geschichte Venedigs oder geistlichen Mythen von den berühmtesten Meistern: Tintoretto, den beiden Palmas, Paolo Veronese, Tizian. Seeschlachten, Zusammenkünfte bedeutender Personen, der Kaiser, Päpste und Dogen u. s. w. Auch eine Darstellung jener Sage, wonach die von Pipin belagerten Venetianer Brot ins Lager der Feinde schleuderten, um zu beweisen, daß sie keinen Mangel litten. Alle Weiber auf diesen Bildern

sind üppig, sinnliche Lust durchglüht alle Darstellungen, die Farben sind voll und gesättigt, Verherrlichung der Natur ist das vorherrschende Gefühl. Nachdem wir diese Säle flüchtig durchzogen, vom Balkon freie Blicke auf das Meer geworfen, zündete unser Führer eine Fackel an, und durch enge Irrgänge, steinerne dunkle Treppen auf- und abwärts steigend, gelangten wir endlich an die furchtbare, schwer eiserne Tür, die zur Seufzerbrücke führt. Dort sind die schauderhaften Löcher, in denen die Gefangenen steckten, kein Strahl Lichtes dringt hinein, ein rundes Loch, das auf den enggemauerten, rundumlaufenden Gang führt, soll die Luft zum Atmen geben, in der Mitte ist ein langer, niedriger Tisch von Holz, der zum Bette dient. Hier wurden die Unglücklichen an dem eisernen Gitter erdrosselt, an einer andern Stelle schlug der Henker den Kopf ab, noch sieht man die geschwärzte Vertiefung in der Mauer, wo er das Licht hineinsteckte, das ihm bei seiner furchtbaren Verrichtung leuchtete, das Blut floß durch die Löcher im Fußboden in das Meer, der Körper gelangte durch eine nun vermauerte Öffnung in den Schlamm des Kanals. Noch tiefer steigend, und gebückt die fürchterlichen Gänge entlang stolpernd, kommt man in immer mehr solcher Gefängnislöcher, bis endlich das seitdem aufgestiegene Wasser das weitere Vordringen verhindert; damals aber lagen jene entsetzlichen Wohnungen bis tief in den sumpfigen Grund hinab. Bis ins Innerste geängstigt, waren wir froh, als wir wieder Luft atmeten und Licht sahen. O, die entsetzliche venetianische Adelsherrschaft! Die beiden Löwen mit der Anklage sind verschwunden, nur die Löcher sind noch zu sehen, zu denen ihr geöffneter Rachen den Zugang bil-

dete. — Manches, was man für italienischen Volkscharakter hält, ist nur die unglückliche Folge elender Regierung und eines von Knechtschaft durchdrungenen gesellschaftlichen Zustandes. Das Volk hier hat tausend Arten, sein Leben zu fristen, die meisten auf Betrug, auf abenteuerliche Künste gegründet, wo der eine verliert, was der andre gewinnt, wo durchaus kein Gut, kein allgemeiner Reichtum gewonnen wird. Fleißige, gewerbsame Tätigkeit, rege Tüchtigkeit können in einem Lande nicht gefunden werden, wo der Abt und die Geistlichkeit in fauler Üppigkeit das Einkommen des Volkes verzehrt. Ein reicher Abt setzt eine Bevölkerung von Bettlern voraus, die Kirche mit ihren Marmoraltären, ihren wohlgerundeten Priestern, ihren nichtstuerischen Festtagen, ihrem Aufwand an Kerzen, Silber und Weihrauch ist ein geistiges Ungeheuer, dessen Hauch die aufkeimende Industrie vernichtet. Ist die redliche Arbeit des Schutzes, des Genusses ihrer Früchte beraubt oder nicht sicher, dann bilden sich jene betrügerischen, oft sehr sinnreichen und gewandten Leute, die durch Kunststücke, durch Mitleid, durch Spaßmacherei, durch Orgeldrehen, durch Eiertanz das Geld der wenigen Reichen herauszutreiben suchen. Hier in Venedig sah ich täglich auf der Straße diese Art Erwerb. Da machen fünf zerlumpte Kerls Musik zum Davonlaufen, und in der Mitte springt und schnurrt ein Hanswurst, für welches Schauspiel der Vorübergehende einige Piccoli zu erlegen hat; da hat ein andrer Körbchen aus Gewürznelken verfertigt, die er ausschreit, ein dritter zieht unnötigerweise mit einem Haken die ohnehin schon hart anlandenden Gondeln scheinbar noch näher und verlangt dann kleine Münze dafür. Wer würde

sich in Amerika auf diese Art ernähren! Dasselbe ist in Ungarn, in Polen, in Irland, in ganz Italien zu finden.

Venedig, den 6. Juli.

Spaßhaft ist es, die Hände und Füße, die Täfelchen, Krücken und dergleichen zu sehen, die neben dem wundertätigen Marienbild hängen. Zuweilen ist unter einem Kruzifix eine Sparbüchse angebracht mit der Aufschrift: Spende für Jesus Christus. An gefährlichen Stellen der Schiffahrt steht ein Heiligenbild, denn es hilft. Ein Freudenmädchen hatte die Madonna über ihrem Bette hängen und gab als Grund an: sie schütze sie vor der Liebeskrankheit!

Selbst die Sandalen sind in Venedig oft morgenländisch gekrümmt. Wo aber die schönen Frauen sich verbergen mögen? Wir haben auf keinem öffentlichen Spaziergange, weder auf dem Markusplatze noch auf der Merceria Frauen gesehen, weder junge noch alte, weder häßliche noch schöne. Sind sie wirklich morgenländisch unsichtbar? Wer besucht die glänzenden Läden, mit Gegenständen weiblichen Putzes gefüllt? Hüllen sie sich in den schwarzen Mantel des Gondelhäuschens, von wo sie seitwärts mit spähenden Blicken alles durchmustern, selbst aber von keinem Manne bemerkt, von dessen habgierigen Augen nie verunreinigt und berührt? Das Theater ist geschlossen, vielleicht ist das der Ort, wo sie ihr strahlendes Antlitz preisgeben. Auch die Kirchen sind leer, ich habe noch keinen Sonntag in Venedig erlebt, der öffentliche Garten, von Eugen angelegt, war so einsam, daß nichts uns in den Träumen störte, mit denen

wir auf knisterndem Sande durch die Alleen irrten oder die Blicke ins weite Meer sandten.

Venedig, den 7. Juli.

Gestern habe ich einen schönen, schönen Tag verlebt. Ach, die Schrift ist nur der tote Abdruck einer lebendigen Blüte, wo nur das Gröbste zu erkennen, wo der feinste Geist, Duft und Farbenschimmer verloren ist. Und nun gar der feurige Wein des innerlich erregten Gemütes verduftet ist — was dann mit meiner Beschreibung? Wir hatten immerfort so wolkigen, kalten Himmel gehabt, als gestern mittag plötzlich das reinste Blau über Land und Wasser gebreitet lag; eine halbe Stunde darauf aber lagen wir in den Kissen der Gondel und schaukelten uns der langgekrümmten Insel Lido zu. Hier betritt man wieder festes Land, das nicht von der Kunst dazu geschaffen, und nach wenigen Schritten durch Gärten, zwischen Kanälen ersteigt man die kleine Ufererhöhung, wo das Adriatische Meer in blaue Unendlichkeit die langen brausenden und schäumenden Linien gegen die Insel sendet. Der frische Meereshauch, die langgedehnte sandige Küste, das immerwährende zischende Lecken der letzten Wellensäume, die Schiffe, die wie weiße Punkte oder wie schwarze Nadeln von spähenden Blicken erjagt werden, — von der andern Seite aber jenseit des Binnenwassers Venedig auf der Lagune; ein einziger unvergeßlicher Augenblick. Hier tummelte Lord Byron auf dem Sande, von den Meereswellen übertönt, seine wilden Rosse, und hier, beim Anblick des Meeres, gedachte ich abermals seiner, des freien Dichters. Die sich herabsenkende Sonne beschien, da wir zurückfuhren, aufs herr-

lichste die fernen Kirchen und Gestade, die stolzen und weißen Ufergebäude des prächtigen Venedig; man befindet sich wie auf einem gewaltigen Landsee, dessen Rand überall bebaut ist, der sich in eigensinniger Form zwischen tiefen Schluchten und hervorspringenden Landmassen fortzieht; so sehr sind die Lagunen und Inseln durcheinander geschoben. Als wir an der Piazetta das Land betraten, war die Abendkühlung eingetreten, und schon begann eine zahlreiche Menge auf und ab zu wogen. In einem Winkel des Markusplatzes stand ein Mann, von einer dichten Schar Zuhörer umgeben, die teils vornehm auf Stühlen saßen (es war dies die Seite, wohin er sich richtete), teils in unaufhörlichem Gelächter aufmerksam horchend dastanden. Er trug eine seltsame Mütze, an den Fingern gewaltige Kameen, über den Arm ein weißes Tuch; sonst aber war er in einen schwarzen gewöhnlichen Frack gekleidet. Was er vortrug, war mir nicht ganz verständlich; es schien eine lächerliche Reisebeschreibung von Padua nach Verona. Er sprach alles frei, auf augenblickliche Eingabe, gebärdete sich sehr lebhaft dabei, sprang zurück, lief zur Seite, sprang vor, und als er seinen Bericht beendet, sammelte er in kleiner Kupferschale Gaben des Dankes ein. Dieselben Possen aber wiederholte er denselben Abend an verschiedenen Stellen bis spät in die Nacht. Wir hörten eine Zeitlang hin und zogen dann rechts und links den Damen vorbei, die sich immer zahlreicher einfanden. Der Markusplatz war jetzt wahrhaft herrlich. Von der Höhe des Turmes gesehen, erscheint er wirklich wie mit Mosaik belegt: betritt man ihn unten, so sind die Platten freilich grob und nicht eng genug gefügt. Jetzt, wo die Luft

so rein war, der Himmel so durchsichtig, waren die Bauwerke wie neu, wie tausendfach verschönt, tausendfach kostbarer. Das Dampfschiff zur Seite rauchte und arbeitete zur Abfahrt bereit; helle Linien zogen die Kuppeln der gegenüber liegenden Kirchen, das Tauwerk der Schiffe durch den abendlichen Himmel; in unzähligen Spitzen, Säulen, Statuen, schmückenden Verzierungen sah der Dogenpalast und die Zinne der Prokuratien gegen die blaue Lichtwelt droben; vor mir trug der Turm der Uhr seine beiden Riesen an der freistehenden Glocke in unverrückbaren Umrissen haarscharf und reingeprägt; die Markuskirche, dies unbeschreibliche Wunder, gestaltet wie ein verworrener Traum, in keinen Begriff und für kein Wort passend, lag da wie die Krone Gottes, die er hier niedergesetzt — noch stand ich dies alles betrachtend, noch folgte ich durch die Dämmerung den weißen Schleiern der dahinschwebenden Frauen, als die Trompetenstöße und Paukenschläge der österreichischen Militärmusik, die plötzlich begann, alles in den innersten Winkel des Markusplatzes lockte. Wir setzten uns auf die Stühle eines der Kaffeehäuser, schlürften Limonieneis und unser Ohr umgaukelten die lieblichen Schmeicheleien Bellinis. Mein Engländer folgte einer einsamen Nymphe in eine dunkle Nebenstraße, ich wankte träumend, lange Züge kristallreiner Luft atmend, nach Hause.

— — Heute, in der Academia de belle arte, stand ich Tizians berühmter Himmelfahrt gegenüber. Seine Maria ist ein liebetrunkenes, unsäglich glühendes Weib; die Inbrunst der Sinne und des Lebens, die schwellende Üppigkeit dieses Weibes ist die Natur selbst, die große Lebensmutter Natur, an der jede Faser Liebe durch-

strömt, deren Dasein Erzeugung, deren Wesen Wärme, unaufhaltsamer Trieb ist. Welche warme Farbe! welch ein schweres, weil von Saft der Wollust ganz durchdrungenes, weil von Liebe wie von einer Schwerkraft niedergezogenes Weib ist Tizians Maria! Sie glüht, aber nicht mit rascher, plötzlich lodernder und schnell ersterbender Flamme, sondern die Sinnesglut ist ihr eingeboren, auf ewig mitgegeben, stark und mächtig, weil unbeschränkt und unzweifelhaft, sie ist überall und immer in ihr, wie der Zug nach Norden im Magnet, die Ausdehnungskraft im Wasserdampf oder die Schwere im Golde.

— Wie kommt es, daß Landmächte immer den Sieg über Seestaaten davontragen? Athen ward von Sparta bezwungen, Karthago von Rom; nachdem Florenz und Pisa jahrhundertelang einander in ewigem Kampf Vernichtung gedroht, ist heute Florenz blühend und groß, die Hauptstadt eines ganzen Landes, Pisa aber öde und verfallen. Holland ist längst nur ein bleicher Schatten ehemaliger Größe, Belgien aber noch immer voll Kraft und Reichtum. Die Geschichte der Seestaaten ist beweglich wie die Welle, auf ruhigerem und sichererem Grunde ruht die Landmacht. Jene wachsen schnell, erreichen eine augenblickliche Blüte, ihre Macht steht dann in wunderbarem Mißverhältnis zu der geringen Zahl der Einwohner und dem kleinen Gebiet: Phönizien war nur eine dürre Küste, Venedig und Holland ein Meeressumpf, selbst England ist ein kleines Eiland, nicht größer als Jamaika. Sollte Paris länger dauern als London? sollte Rußland über die Trümmer Großbritanniens eine neue Stufe seiner Riesengröße ersteigen?

Deutsche Theologen behaupten, nur religiöse Länder besäßen einen freien und glücklichen Staat, die Religion sei die treibende und lebenerhaltende Kraft desjenigen Organismus, den wir Staat nennen. Umgekehrt — religiöse Völker kennen die Freiheit nicht. Die Religion lähmt jene Fähigkeit, die Welt und ihre Einrichtungen nach freier Erkenntnis und eigenem Willen zu gestalten. Völker, die eine überweltliche Richtung haben, werden in der Welt nur eine traurige Rolle spielen. Der Staat ist unvollkommen, wo die Forschung durch einen Glaubenssatz, die Tat durch eine unwandelbare Schranke, der Trieb nach Gestaltung durch eine starre heilige Ordnung niedergedrückt ist. Wer religiös ist, d. h. wer immerfort das Gefühl eines Höheren, dem er untergeordnet ist, das Gefühl eigener Unvollkommenheit, Schwäche und Unzulänglichkeit in sich vorherrschen läßt, der wird wenig Kraft und Trieb haben, das Leben, die Umgebung, die Gesellschaft zu ordnen, einzurichten und sich tätig darin zu bewegen, er wird, wie er innerlich sich beugt, so auch äußerlich ein Sklave werden. Religiöse Staaten sind immer auf dem Knechtsverhältnis gegründet. Indien und Ägypten, zwei Länder, wo die Religion alles durchdrang, waren dem furchtbaren Kastenzwange unterworfen. Starr und fest können solche Staaten sein, aber ist die Dauer, die bloße Erhaltung das Edelste? Das Lebendige bewegt sich in ewigem Wechsel, diesen Wechsel nennen wir das Leben, der tote Stein, die entseelte Mumie überdauern viele Jahrtausende. Und dennoch ist der Untergang religiöser Staaten entschiedener und unaufhaltsamer, als der der freien Staaten. Da sie nur

auf Glaubenssätzen ruhen, so sinken sie augenblicklich und ohne Rettung zusammen, sobald ihnen diese Stütze entzogen wird. Sowie das Dogma sich schwächt, so ist der Staat und alles hin. Die Türkei gibt uns ein Beispiel hiervon: der Islam hat seine Glaubenskraft verloren und in demselben Maße ist Zerrüttung und Auflösung eingetreten.

* * *

Man kann wirklich nichts Herrlicheres schauen, als den Markusplatz in Venedig, wenn der Abend gekommen. Kleiner, aber noch schöner ist die daran stoßende Piazetta. An der einen Seite das Meer, das hart an die Quadern des Platzes tritt, an der andern das eiserne Gitter des kleinen Gartens und die Bogengänge der Zecca, an der dritten der Dogenpalast und endlich im Grunde, dem Meere gegenüber, die Markuskirche und der Turm der Uhr. Dazu die beiden Säulen in der Mitte und der an der Ecke hervorragende Kampanile der Markuskirche, die Aussicht auf die Schiffe und die Kirchen des gegenüberliegenden Gestades, dazu endlich die wunderbare Bauart, das Altertum und die geschichtliche Merkwürdigkeit — nichts in der Welt kann sich diesem Platz vergleichen. Die Markuskirche und der Dogenpalast sind nicht zu beschreiben, man muß eine Abbildung sehen. Abends, wenn die Sonne im Untergehen ist, strömt hier alles zusammen und wogt auf und ab, und so nahe ist das Meer, daß es die Schatten der schönen Lustwandlerinnen auffängt. Zwei Schritte führen dich in eine Gondel, wenn du es vorziehst, über den Wassern der Abendröte entgegenzuschiffen. Ist es

aber völlig finster geworden und spannt sich der Sternenhimmel, eine blaue Juwelendecke, über das regelmäßige eingeschlossene Viereck der Piazza, trommelt und trompetet dann die österreichische Musik in einem erleuchteten Kreise von Notengestellen, dann bedeckt sich fast der ganze Platz mit Stühlen und das Auge sieht nichts als unzählbare weiße Frauengestalten, ein unermeßlicher Blumengarten. Diese weißen Gewänder und blaßfarbenen Hüte der italienischen Frauen schweben, leicht wie Nebel, gestaltlos wie ein Traumgebilde, phantastisch wie die Fee im italienischen Märchen, durch die Dämmerung dir entgegen: alle scheinen sie schön und liebevoll, die erregte Phantasie bevölkert die ganze Nacht mit reizenden Engeln, die Musik, nicht schwer und voll mathematisch berechneter Harmonie, wie in Deutschland, sondern schmeichelnd und melodiös, gibt deinem Gefühl Ausdruck und also Befriedigung und du seufzest beglückt: ich wünsche nichts mehr. Ein Blick auf die ins Dunkel zurückgetretene und dadurch noch seltsamer blickende Kirche gibt dir aber bald wieder neue Rätsel, die dich beunruhigen: hier in der Nähe die Gegenwart, das Leben, heiteres Dasein, dort im Hintergrunde ein unverständliches, grauenhaftes Altertum mit seinem dunklen, blutigen Glauben, seinen Kirchengewölben, seiner Grausamkeit und Roheit; gewiß, so wie jene schreckensvollen Kuppeln und Spitzen durch die Nacht ungewiß zu mir herüberschauen, so senken sich auch in unser befreites und erleuchtetes Jahrhundert die Überlieferungen jener Zeit mit schwarzen Schatten noch herab, zwar ungewiß, halb verwischt, und in Dunst verwandelt, aber immer noch zerstörend, niederdrückend und noch nicht völlig gebannt.

Mein Engländer gibt mir täglich das treueste Bild seines Volkes. Immer Moral und die strengsten Grundsätze im Munde, und kommt eine heimliche Gelegenheit, so locker, daß man ihn für einen Heuchler halten sollte. So sind die Engländer. Eine furchtbare öffentliche Heuchelei übt einen despotischen Zwang über das ganze Land. Sie haben ein so beschränktes Gefühl und eine so trockene Phantasie, daß die Moral ihnen alles ist, die Natur aber nichts; weil aber die Natur zu mächtig ist, so müssen sie heimlich ihr huldigen. Da zeigt er mir ein Buch, es ist überschrieben: The beauties of Shakespeare — was enthält es? moralische Stellen aus Shakespeare. Das nennen die Engländer seine Schönheiten! Die Romane der George Sand findet mein Freund abscheulich, er findet sie nicht einmal geistreich — ich habe ihm freimütig erklärt, daß ein Engländer gar nicht im stande ist, George Sand zu verstehen. Es werden hier Verwicklungen und Widersprüche, Leiden und Irrungen verhandelt, die in einer Tiefe liegen, bis wohin kein Engländer vordringen kann. Was ein feiner und tiefer fühlendes Herz zur Verzweiflung bringt, was unser Leben zerreißen, unsre Freude vergiften kann, die tiefsten Schmerzen der Gesellschaft, ist dem Engländer unverständlich, findet ihn gefühllos, denn er ist zu grob und eng gebildet. Und über dieser Despotie der Sitten gehen Tausende der edelsten Frauen in England zu Grunde, ohne daß man dort Mitleid mit ihnen fühlt, im Gegenteil, nirgends wird härter und liebloser verdammt. Wer schnell verurteilt, der kennt das Leben und das Herz nicht, der ist beschränkt, er sieht nicht die veranlassenden Ursachen, die Verkettung, den verhüllten

Grund der Dinge. Beschränktheit aber, Mangel an Gefühlsbildung, Vorherrschen des groben und nächsten praktischen Verstandes — das ist es, was die geistige Organisation der Engländer bezeichnet.

Florenz, den 17. Juli.

Kann man auch in Italien verdrießlich und übler Stimmung sein? Vor zehn Jahren, da ich noch ein Knabe war und nichts sehnsüchtiger träumte, als den Süden, von dem ich Gesundheit, Geist und alle Seligkeit erwartete — damals hätte ich es nicht für möglich gehalten. Später sagte ich oft zu mir selbst: Ach, die Welt ist überall dieselbe — überall voll Leid und Langeweile, alles ist gemein und nichts ist groß noch schön. Ich sagte dies im Übermaß trüber Erfahrung, in der Verzweiflung unzähliger getäuschter Hoffnungen —, auch das war falsch, war zu viel. Aber in Padua, wo ich den Abend von Venedig angelangt, war ich wirklich auf dem Punkte, den Fluch über ganz Italien auszusprechen. In Venedig hatte ich aus Geiz, oder vielmehr aus Unkunde, eine vorteilhafte Gelegenheit nach Florenz unbenutzt gelassen; da saß ich nun abends in dem verhaßten Padua, kein Vetturino war aufzutreiben und der Aufenthalt teuer. Der Engländer, mein bisheriger Reisegefährte, nahm von mir Abschied, er reiste für wenige Lire nach Verona; die große, wüste Stadt, die mir schon beim ersten Aufenthalt, wie durch ein Vorgefühl, unangenehm gewesen war, umgab mich Verlassenen wie ein unbekanntes Labyrinth; keinem konnte ich mich verständlich machen, keiner verstand mich. Jeder kleine Dienst, jede Frage kostete Geld; ein zerlumpter Kerl führte mich durch

endlose Bogengänge zu einem Gasthause, das der Kirche des heiligen Antonius, diesem uralten byzantinischen Ungeheuer, gegenüberlag und wo ich vielleicht einen Vetturino finden konnte; auch dort war nichts zu haben; man machte mir Vorschläge, nach Ancona und von da gerade nach Rom zu reisen; zu allem Übel kam daher noch Unentschlossenheit, ein ungewisser Plan — kurz, ich kehrte, aufs höchste mißmutig, in meinen Gasthof zurück. Der Abend war eingebrochen, ich stand mit verschränkten Armen vor der Tür des Hauses und sah die Leute und ihr Trotten und Treiben mit ingrimmiger Zerstörungslust vorüberziehen. Da blinkte ein Hoffnungsstrahl, aber es war ein Irrlicht. Ein italienischer Kaufmann hatte vor, auf die Messe nach Sinigaglia zu reisen, ich schloß mich ihm augenblicklich als Reisegefährte an und legte alles in seine Hand. Mit Italienern zu reisen, hatte ich gehört, ist das vorteilhafteste, sie werden nicht betrogen und zahlen das möglichst Geringe. Aber ich hatte mich getäuscht. Er war ein Kaufmann, d. h. er besaß viel Geld und schonte es nicht. Wohlgenährt, mit vielen Ringen an den Fingern, hatte er die dumme Anmaßung reicher Kaufherren. Als ich die Summe vernahm, über die er übereingekommen, als ich hörte, um Mitternacht solle abgereist werden, da sank mir der Mut. Das Reisen durch die Nacht ist mir verhaßt, und wäre es eine italienische Nacht. Es zerstört mir den folgenden Tag, macht mich krank, unempfindlich, unbehaglich. Ich lag zwei schlaflose Stunden auf dem Bette, das ich bezahlen mußte: der Vetturino sollte jeden Augenblick kommen, auf den Straßen war noch alles Leben, und meinem Fenster gegenüber glänzte das neue und prächtige Kaffeehaus, das

für Padua wirklich zu groß und zu glänzend ist. Dieses Café Pedrocchi wäre der Pariser Boulevards würdig, so reich sind seine gewaltigen Säle, so viel Kristall, Bronze und Marmor ist daran verschwendet. Aber was zwei Tassen heißen Kaffees vermögen! Damals trank ich zum ersten Male in meinem Leben um Mitternacht Kaffee und rings gingen und kamen noch die Damen und liefen noch die Kellner. Nichts steht mit dem Geiste der Mitternacht, der ein finsterer und grauenhafter ist, in größerem Widerspruch als dieser Glanz, dieses Getränk; aber Italiens Mitternächte sind nicht voll dunkler Schrecken, sondern voll Luft und wahrer Frische. Ich war wie belebt und meine Seele voll froher Bilder. So eilte ich aus der Stadt. Zur Seite stand die Kirche des Antonius von Padua, sie blieb mit ihren Kuppeln in ungewissem Dunkel, wie von den unheilvollen Geistern der Nacht aus giftigen Dünsten erbaut — dort das Kaffeehaus und hier die Kirche, beide zwei Zeiten vertretend, die im Gegensatz stehen. Denn die Kaffeehäuser sind moderne Anstalten, von der neuen Zeit erzeugt und diese Zeit ihrerseits nährend und erhaltend; da genießt man, da lebt man der heiteren Geselligkeit und liest Zeitungen: Zeitungen aber sind das Erste und Wichtigste des 19. Jahrhunderts, seine Seele, sein Gefäß, die Quelle aus der es fließt. Die ersten Stunden der Nacht waren lieblich, die Landschaft duftete, die Sterne glänzten, die Bäume flogen vorüber; später aber kam die Ermüdung, die empfindliche Kühlung der Zeit vor Sonnenaufgang, und in sehr gebrechlichem Zustande war ich morgens sieben Uhr in Rovigo. Dort kostete das Polizeivisum auf meinem Passe fünf Stunden — und

wir waren noch in Österreich, wo die Verwaltung gut sein soll! Fünf Stunden einen bloß Durchreisenden warten lassen, das ist unerhört! Aber die Herren begeben sich erst gegen Mittag auf das Bureau und wehe dem, der früher ankommt. Bei furchtbarer Hitze setzten wir die Reise nach Ferrara fort. An diesem Tage kam ich über die Etsch und über den großen Po, der ganz unbenutzt ist, überstand das päpstliche Zollamt, mußte bei jedem Schritt bezahlen und war endlich nachmittags in Ferrara. Nachdem ich das herzogliche Schloß, ein altrömisches Kastell, und die Domkirche flüchtig von außen besehen, und ein teures und schlechtes Mittagsmahl eingenommen, befand ich mich auf dem Wege nach Bologna, wo wir nachts anlangten, und wo ich mich sogleich ins ersehnte Bett begab.

Bologna ist eine schöne Stadt, deren Häuser lauter Paläste sind, hoch und sicher, gerade fortlaufend und überall auf Bogengängen ruhend, die dem Fußgänger Schatten geben. Der Schatten ist hier nicht ein angenehmer, aber entbehrlicher Genuß, wie bei uns, er ist notwendig, ein Bedürfnis des Lebens, und jede Stunde, die seiner entbehrt, unerträglich. Der Dom ist ungeheuer weit im Innern, von außen sind seine Seiten von merkwürdigem Anblick, gleichsam noch rohe, unbehauene Blöcke. Auch in Bologna überall ausgespannte Zelte vor den Kaufläden, den Kaffeehäusern und die Bogengänge häufig noch durch herabhängende Tücher verschlossen.

Auf der Straße lag ein Knabe, der mit Kreide und Kohle Zeichnungen auf dem Boden ausführte: es war der Ritter Georg, der mit dem Lindwurm kämpfte. Das Ungeheuer hatte drei züngelnde Köpfe, Flügel und einen

Schuppenpanzer. Der Knabe wußte mit seinen zwei Farben, die statt aller übrigen dienen, denn sie schließen sie ein und stehen an den beiden Enden der Leiter, vortreffliche Wirkungen zu erreichen. Viele Umstehende folgten seiner Hand, die bald zeichnete, bald schattierte; der Knabe war schmutzig, barfuß, braun und lag im Staube ausgestreckt: wir mußten ihm einige Kupfermünzen hinwerfen: wo hatte er aber seine Kunst erlernt, wo hatte er die Formen des fabelhaften Scheusals aufgefaßt und die Schienen einer ritterlichen Rüstung fügen gelernt? Vielleicht steckte ein Raffael in diesem Bettelknaben. So sind die Italiener Maler und Sänger durch glückliche Gabe, durch die Luft, die sie atmen.

Auch in Bologna sah ich auf den Straßen jene gewandte, unnütze Industrie, wo tausend seltsame Kunstfertigkeiten nach Erwerb haschen. Krämer aller Art, festsitzend oder herumwandelnd, mit diesem und jenem Artikelchen: Hier einer, der Bilder oder Flugblätter ausschreit, dort ein andrer, der Briefe schreibt oder aus Papier vom Wind bewegte Figuren ausgeschnitzt hat, oder Blumen verteilt, wofür er eine Gabe erwartet, oder die Vorübergehenden belehrt, wie man Halstücher knüpft, was er augenblicklich, sowie man das Auge ihm zuwendet, in einem Beispiel dartut und dazu Schnallen, die er verkauft, anpreist u. s. w.

So nähren sich bei uns die Juden: Sie hausieren auch mit tausenderlei, sind auch gewandt, können eine Nachtigall nachmachen, Kessel und Schuhe flicken — das ist es, auch ihnen fehlt jener geordnete, freie, öffentliche Zustand, wo wirkliche Gütererzeugung, regelmäßige, redliche Arbeit möglich ist.

Zwischen Ferrara und Bologna saß ich abends spät in einem ländlichen Wirtshaus, wo unsere Pferde rasteten. An demselben Tisch waren etwa acht Bauern versammelt, jeder eine Flasche Wein vor sich. Welch edle und ausdrucksvolle Gesichter! Welch natürliche Würde bei der ausgelassensten Lustigkeit! Sie waren nie gemein, wie man bei unsern Bauern, die einem unedlen Geschlecht angehören [1]), mit empörtem Gefühl sieht und sich dann abwendet. Die braunen Gesichter waren von tausend Gemütsäußerungen bewegt, die man mit Teilnahme beobachtete und die niemals tierisch waren. Eine Neckerei des einen beantwortete der andre, indem er ihm scheinbar das Messer, mit dem er eben das Brot schnitt, ins Herz zu stoßen suchte, und zwar mit einer blitzschnellen Bewegung. So sind die Scherze dieser Menschen. Sie kamen mir gerade wie die Hirten des Virgil vor, und ich glaube, es sind auch noch dieselben. Jeder trug ein Käppchen auf dem Kopfe und sehr weiße Hemdärmel. Wenn unsre Bauern auch sollten Strohhüte tragen und nichts essen als weißes Weizenbrot und nichts trinken als Wein! Fleisch wird aufgetragen, Schinken, gesalzene Fische. Der Italiener liebt das Saure, Salzige, Ungekochte, geräucherte Wurst, Lauch, Zwiebeln, Sardellen, rohe Oliven u. s. w. Ein großes Gefäß mit Wasser stand auf dem Tisch, keiner trank seinen Wein ungemischt. Dies erinnerte mich an das Altertum, wie unzähliges andre in Italien, die Form der Krüge, der Waschtische, die Leuchter, die Schnäbel der Kähne, die Art zu rudern, sich zu kleiden, zu leben. Das Klima freilich

[1]) Hehn denkt an die Esten in Livland.

ist jetzt wie damals[1]), und was zur Römerzeit durch den Einfluß desselben hervorgerufen wurde, wird es auch noch jetzt. Alles ist öffentlich, geschieht auf der Straße. Man sieht ins Innere jedes Gewerbes. Man erblickt die Schneiderjungen vor ihrem Stümpfchen Licht, die Schmiede vor ihren Kohlen, den Schuhmacher mit Pech, Pfriemen und Leder, man sieht, wie der Meister den Burschen prügelt und dafür sieht der Arbeiter uns, die Vorübergehenden, und atmet frische Luft. Am Tage sind die Läden der Häuser geschlossen, die Cafés sind vereinsamt und auf den Heerstraßen ziehen die Räuber aus, wie bei uns um Mitternacht. Abends öffnen sich die Türen, die kühlere Luft einzulassen. Ein italienisches Fenster hat tausend Vorrichtungen, mit denen man die Sonne bald hier, bald dort abwehrt, zur Hälfte oder zum Viertel öffnet, zu dieser oder jener Seite den Luftzug auffängt. Geht man abends, wenn es dunkel geworden, durch die Straßen, dann wogt alles in voller Lebendigkeit, die Kaffeehäuser, die sich am Tage vor der Sonne und den Menschen bis zur Unkenntlichkeit hinter Verstecken zurückgezogen, sind jetzt offene, hellglänzende, einladende Hallen; das köstliche Eis kühlt die rosigen Lippen der Frauen, und Mitternacht, wo bei uns Grauen und Schauer walten, wo nur die unnatürliche Freude noch forttaumelt, Mitternacht ist hier noch früh, wo der Geringste und der Arbeiter noch wacht und oft noch tätig ist.

Von der Reise von Bologna nach Florenz weiß ich wenig zu sagen, da bei Tag gerastet, bei dunkler Nacht

[1]) November 1839 notiert Hehn: Daß das Klima in Italien milder geworden ist, zeigt unwiderleglich Horaz, Od, I, 9, und Virgil, Georgica 4, 134.

gefahren wurde. Nur daß die Sterne herrlich glänzten, fliegende Käfer feurige Ketten durch die Finsternis zogen und es in unendlichen Bergen auf rauhem, dürrem Hochlande auf und ab ging. Die nächste Gegend um Bologna ist reich und anmutig, und so schön war der Abend und seine Beleuchtung, so wonnevoll die Gegend und ihre Pflanzen- und Baumwelt, daß ich wie bezaubert noch fortjauchzte, als auf den Vorbergen der Apenninen schon dichte Dunkelheit alles verschloß. Es war vier Uhr morgens, als ich aus wüstem Halbschlafe auffuhr, weil der Wagen vor dem Tore von Florenz hielt. Der Tag war eben mit mattem Lichte aufgegangen, mein Auge stumpf. Die Umgegend war mir verlorengegangen. Das Ganze war wieder eine Betrügerei des Vetturino, der mir nichts davon gesagt, daß durch die Nacht gefahren werden würde.

Florenz, den 20. Juli.

Die Hitze ist furchtbar, mein Zimmer nach Süden gelegen und rings von Gewerben umgeben, die mit Tagesanbruch hämmern und zischen, reiben und brechen. Man kann kaum ausgehen, oder tut man es, so sucht man alsbald in einem Kaffeehause Zuflucht. Um dieselbe Stunde, wo einige Kühlung eintritt, ist auch die Nacht eingebrochen: dann kann man zwar unzählige weiße Frauen vorüberschweben sehen, ihnen sehnsüchtig nachblicken und mit süßer Träumerei über dem Rätsel ihrer verhüllten Schönheit sinnen, aber von der Natur, ihren Bäumen, Blumen und Bergen, von der Stadt und ihrer Kunst erfährt eine solche Lebensart nichts. Meine Kleidung ist wenig mit dem Klima in Übereinstimmung. Die Italiener

tragen leichte Strohhüte, ein leichtes Tüchlein, das den Hals frei läßt, weiße Beinkleider, Schuhe von seidenem Zeuge. Alles ist auf Abwehr der Sonnenglut des Sommers berechnet. Überall das kälteste Wasser in Bereitschaft, es gehört zu den Bedürfnissen des Geringsten und jeder schafft es dir schnell. Sowie der Abend dunkelt, füllen sich alle Kaffeehäuser, denn dies ist die Zeit, wo das Eis fertig geworden; dann sieht man unzählige Volksscharen kommen und gehen, ihr Glas hinabschlürfen und ein paar Gläser Wasser dazu trinken. Die größeren Kaffeehäuser besitzen vielleicht ein Dutzend verschiedener Arten von Eis, eine köstlicher als die andre und zu geringem Preise. Am Tage wird kein Eis, sondern nur Kaffee genossen, den man gewöhnlich schwarz und zu jeder Stunde trinkt. Auf jeder Straßenecke hausen überdies Verkäufer von kühlem Getränk, Zitronen und Flaschen aller Art bedecken ihre Tische. Andre durchziehen damit die Straßen, indem sie unaufhörlich schreien: „Aqua fresca!“

Zwei Abende habe ich indes doch, die beiden letzten Stunden der Neige des Tages benutzend, Spaziergänge zu den Toren hinaus gemacht. Das erste Mal fiel mir das häufige Vorüberrasseln zierlicher, mit Frauen gefüllter Wagen auf, die alle eine Richtung nahmen. Ich folgte dem Zuge durch unbekannte Straßen, gelangte zum Tor und in dichte Baumgänge, die sich über die Gegend wie ein dichter Park fortsetzten. Dort unter dem Schatten, bei der mildesten Luft, die aber bei schnellerer Bewegung sogleich drückend wurde, war mir wunderbar weich zu Mute. Die untergehende Sonne hüllte den halben Himmel in goldenen Staub, sie verbarg sich in dem Dampf ihres

eigenen Lichtes. Wenn ich vor ihren Strahlen flüchtete und in die dunkle Einsamkeit des Laubes trat, dann blitzte sie mit tausend Augen durch das Grün, ein magisches Netz um meine Augen ziehend; zur Seite aber öffnete sich auf einzelnen günstigen Standpunkten die reiche Landschaft, fruchttragend und mit weißen Landhäusern besät, an den Fuß der Apenninen ihre Pflanzungen, ihre Maulbeerbäume, ihre Weingärten lehnend. Warum macht mich eine reizende Natur, ein glücklicher Himmel, eine herrliche Aussicht nicht bloß selig, sondern auch traurig zugleich? Warum jauchze ich nicht, warum versinke ich immer in milde, schweigsame Wehmut? Der Wein, der andere aufgeräumt macht, gießt mir Schwermut ins Herz. Die Natur aber findet mich trübe, weil ich sie nicht ganz, nicht auf immer, nicht in einem sättigenden Zuge in mich aufnehmen kann, weil ich nicht Organe genug habe, ihre Sprache vollständig zu lösen. Denn die Natur ist verzaubert, wie die Prinzessinnen arabischer Märchen; sie ist gedankenvoll, aber stumm, sie ist vernunftvoll, aber bewußtlos. Sie ist eine Bilderschrift, sie ist der stumme Körper einer schlafenden Seele. Wie rührend sie mich bittet, sie zu erlösen! Wie allmächtig sie ringt, die Banden zu sprengen, wie sie von Stufe zu Stufe mühsam sich hebt, um zu Bewußtsein, zu Freiheit zu gelangen. Der Mensch aber ist es, durch den sie Erlösung hofft, er ist frei, er ist selbstbewußt, und nur dann ist er vollkommen, wenn er diese Bestimmung erreichte, wenn er fähig ist, in höchstem Maße durch Erkenntnis und Sitte in sich die Natur zu befreien. Darum blicke ich traurig in den Sonnenuntergang, in den Kelch der Blume, in die Adern

des Gesteins, denn wie vieles ist auch in mir nicht frei! So schweifte ich in mich gekehrt die vielen Straßen fort, und Wagen auf Wagen rollte an mir vorüber. Ich bin nur ein armer unbekannter Fußgänger, unbeachtet von jener prangenden Welt der Heiterkeit, man bemerkte mich nicht einmal, gleichgültig ist mein Dasein — seltsames Gefühl! Die neuen Wege sind geradlinig, das gefällt mir, ich liebe in der Form der Gefäße und Gebäude die einfache geometrische Konstruktion. Aber die Frauen, die hoch oben mit Fächern und Blumen, unter Scherz und Rosen, durch die Bäume fortrollen — auch diese auf ewig von mir geschieden zu sehen, nicht durch Haß oder Entfernung oder menschliche Tyrannei, nein durch Verachtung — das schmerzt den Fußgänger in staubigem Kleide und brauner Hand, er hat auch ein Herz voll Sehnsucht, auch eine Seele voll Träumen. Ja die Armen und Niederen bereiten schon in manchem Lande den Kampf gegen die irdischen Götter vor, es wird eine Zeit der Drangsal kommen, aber jene können doch kämpfen, doch hoffen: der Unglückliche, den die Liebe, das höchste der Leiden, verzehrt und der von der Natur mißbildet, von der Gesellschaft des hohen Zieles seiner Wünsche unwert gemacht ist — für ihn ist keine Hoffnung, kein Kampf, kein Recht! Wenn meine Sitte, mein Anzug, meine Sprache nicht fein genug ist, kann ich verlangen oder erwarten, daß sie mich liebt? [1]) O, Quasimodo,

[1]) Ob Hehn hier an eine bestimmte Persönlichkeit dachte, ist schwer zu entscheiden. Vielleicht umschwebte ihn noch das Bild Luise Geismars, vielleicht die leuchtenden Augen jener Engländerinnen, die ihm in München so begehrenswert erschienen. Wahrscheinlich aber ist ein Ausdruck allgemeiner, unbestimmter

deine Schmerzen sind oft die meinigen. Der zweite Abend, den ich meine, führte mich aus dem Tor des Gartens Boboli in das daranstoßende Stadttor und von dort ins Freie. Ein immer aufwärts steigender Weg links, dem ich folgte, war von den herrlichsten, dichtesten, dunkelsten Steineichen und Zypressen beschattet; zur Seite stieg der Berg mit seinen Bäumen noch höher und auf seinem Rande standen weiße Villen, die bisweilen durch die Wipfel blickten, und die Gegend aufs schönste beherrschen müssen. Die Straße, vortrefflich unterhalten, mit gemauerten Rändern, bedeckte sich von Zeit zu Zeit, wenn Wagen vorüberrollten, mit jenem feinen Staube, der von den zermalmten Kalksteinchen übrig bleibt — und durch Staub und Hitze oft in das schwarze Blätterdach der leccj (ilices, Steineichen) und die Spitzsäulen der Zypressen hinaufblickend, gelangte ich zu einem halbrunden Hof, den Mauerwerk umfaßte und dessen Grund eine prächtige Villa einnahm. Bei der Heimkehr, da ich durch eine glänzende Straße ging — zu beiden Seiten strahlten erleuchtete Warenmagazine, schöne Damen, am Arm der Herren, gingen auf und ab, vornehme Herrschaften hielten im Wagen vor den Läden und ließen sich seidene Stoffe herausreichen, ein buntes Leben, fröhlicher Reichtum drängte sich an mir vorüber — da ich eben durch eine solche Straße ging, fiel mir plötzlich der Schein einer Fackel ins Gesicht; der Mann, der sie trug, war vom Scheitel bis zu den Füßen in ein schwarzes Gewand gehüllt, nur für seine

---

Liebessehnsucht anzunehmen. Er war jung und einsam, und ringsumher Leben und Liebe.

Augen waren zwei Schnitte in die Umhüllung gemacht; ihm folgten gegen zwanzig Männer, alle ebenso schauerlich verhüllt, in ihrer Mitte aber trugen sechs von ihnen einen hohen, von langen Tüchern verdeckten Sarg. So flüchtig war der Zug, so schnell eilten die Totenmänner, daß alles verschwunden war, ehe ich zur Besinnung kam, und abermals umgab mich das glänzende, bewegliche, vergeßliche Leben. War es ein schrecklicher Traum? War es ein Schatten, der vorüberflog? War auf einen Augenblick die lügnerische Hülle des Schmuckes abgestreift und darunter sah das bleiche, ewige Grauen hervor, auf dem unser Dasein sich erbaut — eine fürchterliche Grundlage!

Jedesmal, wenn ich in den Dom trete, überwältigt mich die Größe dieser erhabenen Räume. Unendlich, kaum zu erfassen! Draußen drückt die Hitze alles nieder, dort hat alles seine Grenze, du erkennst dich, du fühlst dich bei dir selbst und wandelst die gewöhnlichen kleinen Wege, die Last deiner hölzernen Gedanken und Beschäftigungen forttragend, nur die Phantasie steigt von Schranke zu Schranke, sie sucht beengt das Freie — hier kehrt sie angstvoll zu dir zurück und schmiegt sich an dich, wie ein flüchtender Vogel, kühl und frei ist die Welt. Hier sind keine Schranken, aber nur aus Schranken bildet sich das Leben, die Gestalt, die Wirklichkeit. Die Leere, die hallende Leere ist stumm, gefühllos. Bist du müde von Farben, bist du trunken von Bildern, dann verwischt dieses Kirchengewölbe von der Tafel deiner Seele alles Wesenhafte; ewig waltet in ihr eine graue Dämmerung, ein dumpfes Hallen; der Tritt deiner Füße bleibt nicht bei dir, sondern

verliert sich ins Ungewisse. Auf glattem, kaltem Boden gehst du fort ohne Halt, ohne Unterschied, und diese düsteren, mächtigen Holzbänke von früheren Jahrhunderten hierher gesetzt, wie sind sie so roh, wie wenig Vertrauen flößen sie dir ein! Wahrhaftig, ein Stuhl, der dir lange gedient, ist dein Freund; mit andern wird man es leicht, denn sie sind bequem und einladend; aber Kirchenbänke sind mir immer ein schauerlicher Sitz. Und brennen die Lichter in einer Kapelle und du befindest dich auf der andern Seite, wie schwach ist dann ihr Strahl; er füllt den Raum nicht, er dringt nicht bis zu dir; dann fühlst du dich wohl verloren in solcher Weite. Abends singen die Mönche ihre Litanei, es ist vor Sonnenuntergang und die Kirche schon voll Dunkel; dann siehst du in langer Reihe die seltsamen Priestergewänder, die vorüberziehen, wehend und farblos; sie ordnen sich im Chor in einem Halbkreis und die Litanei beginnt, ein Gemurmel, ein langgezogener, unverständlicher Halblaut erfüllt die Luft. Heute saß ich während dieser abendlichen Verrichtung in einer Seitenkapelle, die halbrund, fünf gleichfalls halbrunde Nischen hat: zwei Reihen Fenster übereinander, alle farbig bemalt, sandten mir eine gefärbte Helle zu und meine Blicke verloren sich in dies immer mehr von der Dämmerung verschlungene Rot und Grün, während das ferne Priestergemurmel mich in Schlaf senkte. Noch saß ich träumend, als das Haupttor des Domes dröhnend zufiel; ich fuhr auf und sah nur Dunkel um mich; die zweite Tür fiel, die schweren Schlüssel des Küsters rasselten und der Hall des Portales, ohne Ausgang zu gewinnen, wiegte sich fortwährend in den oberen Räumen — da

raffte ich mich vollends auf und stürzte zur dritten Tür an der Seite, die eben unter der Hand des Küsters sich zu schließen drohte: erstaunt sah der alte Mann mich aus der Ecke hervorkommen und an sich vorüberstreifen; ich aber wandte mich in das hell erleuchtete Kaffeehaus gegenüber, duftendes Eis, duftende Frauen und Blumen, Musik und Marmor — wo war ich vor zwei Augenblicken und wo bin ich jetzt! Welcher Kontraste ist das menschliche Herz fähig!

Der Dom, sagte 1294 die Signoria des freien Florenz zu Meister Arnolf, der, als der berühmteste und geschickteste in der Stadt, den Bau unternehmen sollte, der Dom sei so groß und herrlich, daß nirgend auf Erden ein Menschenwerk größer sei oder größer erfunden werden könne! Welch ein Wort! Die Republik hat es gehalten. Kraft und Größe herrschte in den Gemütern der Florentiner vor. Michel Angelo war eine Seele wie dieser steinerne Dom, er wußte nichts von weicher Milde; Dante ist erhaben und groß, Leonardo ernst und streng, Brunelleschi kühn — ist dies etruskisches Erbteil?

Nichts gefällt mir mehr, als der Palast Pitti. Ich liebe diese einfache, in geraden Linien hinstellende Baukunst. Der Palast Pitti aber ist von so düsterer Größe, so hohem Ernst, daß ich täglich ihn neu bewundere. Er ergreift durch sich selbst, durch einen unverrückbaren, schmucklosen Gedanken, der nichts von außen sucht, aber sich selbst in aller Kraft hinstellt. Ungeheuer sind die Granitblöcke, die sich hier übereinander türmen, sie halten sich durch ihr eigenes Gewicht, keiner Verbindung bedürftig. Und da sie absichtlich von außen nicht behauen sind, da es wahrhafte graue Blöcke sind, da das Ganze

von so einfacher Majestät ist, so denke ich an Riesen der Urzeit, deren schwere Arme hier gewaltet. In der Tat, der Palast ist gebaut wie drei Stufen eines Tempels, der noch werden soll: aber welches Tempels! Wenn die Riesen fortbauen, dann wird das Bauwerk wie ein Gebirge und ewiger Schnee wird das Dach bedecken! Unbegreiflich ist mir, wie diese Steinblöcke, jeder so groß wie die Hütte eines Menschen, sich so lagern ließen, daß sie die runde Wölbung eines niederen Tores bilden konnten, doch lagern sie bloß, durch nichts verbunden, so breite Spalten lassend, daß eine Katze durch die Mauer schlüpfte, während ich emporsah.

Frankreich und England hatten im Mittelalter keine so große Zahl blühender Städte, als Deutschland und Italien: die beiden letzteren Länder sind jetzt politisch nichts, die beiden ersteren stark und mächtig — ist ein Zusammenhang zwischen beiden Tatsachen?

Giovanni da Bologna hatte die drei Lebensalter in einer Gruppe dargestellt: über einem gebückten Greise stand ein kräftiger Mann, der wieder mit erhobenen Armen eine Jungfrau trug, letztere bedeutete die Jugend. Aber kann das Greisenalter sichtlich aus Stein gehauen werden? Nein — ein Greis wohl, Priamus wohl, wohl ein alter Mann, aber nimmermehr das Alter. Als Borghini die Gruppe des Giovanni gesehen, bemerkte er, man könne sich auch den Sabinerraub darunter denken. Dieser Wink war für den Künstler nicht verloren und er schmolz mit leichter Verwandlung seinen allegorischen Gegenstand in die wirkliche Tat wirklicher Wesen, in den Raub der Sabinerinnen um. Jetzt ist es eine schöne, viel bewunderte Gruppe (sie steht zu Florenz in der

Loggia dell' Orgagno) und früher war es ein kaltes, lebloses, unkünstlerisches Verstandeswerk.

Heute fühlte ich mich im Süden. Wie reich ist er an Blumen! und wie fremdartig schauen dich diese an, wie betäubend süß ist ihr Duft! Wollust atmet die Abendluft, die Hitze erschlafft und löst auf, und wenn endlich die Sterne erschienen sind, widersteht man keiner Lockung, man gibt sich liebend hin. Kräftige Herrschaft über die Sinne ist unter diesem Himmel nicht möglich. Nur wo es trübe ist wie in England, oder kalt wie im Norden, kann die Vernunft siegen, hier aber ist kaum ein Kampf.

Ich werfe auf mich selbst einen Blick, wie ich fast nackt auf meinem Bette liege. Mußte nicht in solchem Klima die Bildnerei gedeihen? Hier verhüllt sich nichts, nichts zieht sich zurück, ein leichtes Gewand bedeckt den oft entblößten Körper, das Bad ist häufig und notwendig. Hier ist alles Form und Gestalt, selbst die leblosen Dinge scheiden sich scharf gegen die reine Klarheit des Himmels ab, auch sie sind ohne das Gewand des Nebels, des Dunstes. Der träumerische, deutsche Sinn, der immer nach innen gerichtet ist, stimmt aufs genaueste zu dem verschwimmenden, dunstigen Anblick seines nordischen Landes.

Sehr sinnvoll ist die antike Gruppe des Pan und Apollo in der Galerie zu Florenz. Apollo lernt von dem Hirtengotte das Flötenspiel und hält in ruhiger Stellung die Syrinx in der Hand. Neben ihm ist der ziegenfüßige, plattnasige Pan emsig beschäftigt, ihm seine Kunst beizubringen. Von der zottigen Ziege und deren Füßen bis zu dem Bein des Menschen, wie es Apollo besitzt, ist ein ebenso großer Abstand, wie von der Barbarei

roher Völker zu der Gesittung. Die erstere aber stellt Pan, die letztere Apollo dar, und die Verschiedenheit ihrer äußeren Gestalt beweist, daß das Entwicklungsgesetz der geschichtlichen Kulturstufen und das der Naturstufen dasselbe ist. Pan ist häßlich, wie alles Rohe. Während Apollo voll ruhiger Klarheit dasteht, drückt sich in des Ziegengottes Stellung und Gesicht so viel Lebhaftigkeit, Geschäftigkeit, unruhige Zuvorkommenheit aus, wie dies barbarischen Völkern eigen ist. Übrigens lernt Apollo von Pan. Denn die erste Lehrerin ist die rohe Natur, aber er übertrifft ihn bald.

Unter den unzähligen Porträts von Malern hängt auch ein knabenhaftes, blasses und bleiches Gesicht: es ist Raffael. Seltsam, daß dieser Jüngling sich durch Wollust einen frühen Tod bereitete, während seine Werke die heiligste Lauterkeit atmen, daß Tizian, der schwelgerische Maler, ein so kräftiges, braunes Gesicht zeigt.

Da hängt ein Bild von Andrea Rico da Candia aus dem 13. Jahrhundert. Ich lachte laut auf, als ich es zum ersten Male sah. Es sind häßliche Götzen. Die Madonna ist geradezu eine Fratze, die das Gesicht auf das lächerlichste verzieht und dazu starr und ernst sieht. Der Christus auf ihrem Arm ist kein Kind mehr; er ist halb Knabe, halb Mädchen, und seine Fratze hat einen merkwürdig unverschämten Ausdruck; beide Gesichter sind übrigens aschgrau und leichenfarbig. Das Gewand ist steif-ägyptisch. Hier ist das reine Mittelalter. Wenn ich dem Maler dieses Bildes die Madonna von Raffael zeigen könnte, die in der Tribuna hängt, links vom Johannes in der Wüste! Ich glaube, er würde nichts begreifen, denn der Abgrund ist zu mächtig, der beide scheidet. Der

menschliche Geist konnte nur von Stufe zu Stufe dahin gelangen, er konnte sich erst allmählich an das Klima der Schönheit gewöhnen. Ich glaube, Andrea di Rico hätte auch über Gottlosigkeit gezürnt, und mit Recht. Sein starres Fratzenbild der Madonna ist ein Götze, vortrefflich zum Anbeten, dieser Welt entgegengesetzt. Raffaels Madonna ist in einer Handlung begriffen, man schaut die Bewegung ihres liebenswürdigen Gemütes. Aber dann kann man nicht zu ihr beten, denn ihre Gedanken sind beschäftigt, es ist ein Zustand, eine Tat, die man vor sich hat, nicht das Bild, den Begriff eines Wesens. In holdseliger, süßlächelnder Unschuld sieht Maria seitwärts auf ihren Knaben, sie hat sich dorthin gewandt, als wollte sie ihn locken oder auffangen und dann herzen. Johannes scheint ihn zu necken, mit ihm zu spielen. Die Mutter freut sich dessen, aber zugleich will sie ihren Liebling in jedem Augenblick selbst auf ihren Schoß nehmen, als wäre sie eifersüchtig. Dieses Bild lieblichster Mutterfreude, die zugleich mit mädchenhafter Unschuld gepaart ist, ist ein menschliches, seelenvolles Gemälde, aber von Religion ist nichts mehr darin — es ist eben die reinste Menschlichkeit. Andreas Rico malte im Auftrage der Religion, und je unmenschlicher, unschöner und starrer dies Bild ward, desto besser eignete es sich zum Gottesdienst.

Schwarze Augen und Haare sind ein Beweis intensiven geistigen Lebens. Der französische Stammcharakter läßt sich als Mitgefühl, Geselligkeit, Ausdehnungstrieb des Gemütes bezeichnen. Sympathie, expansivité.

Alexander ließ sich die Füße küssen. Als Cassander lange nach dem Tode des großen Mannes in Delphi umherging und plötzlich Alexanders Statue erblickte, fiel

er unwillkürlich nieder: so groß ist die persönliche Gewalt außerordentlicher Menschen.

L'Arretino.

Die Statue dieses Namens in der Tribuna zu Florenz beweist von neuem die unvergleichliche Größe der antiken Kunst. Es ist ein gebückter Mann, der ein breites Messer an einem Steine schleift. Wen stellt er vor? Man hat viel darüber gestritten: daß es ein Sklave ist, den wir vor uns haben, ist jedem einleuchtend, denn die Formen sind gemein, die Gesichtszüge haben nichts Ideales, selbst die Arbeit ist keine eines Freigeborenen. Winckelmann hat endlich das Richtige gefunden. Dieser Gelehrte behauptete, die Figur stelle den skythischen Sklaven dar, den Apollo gebrauchte, als Marsyas von ihm geschunden wurde. Die Behauptung wurde später durch mehrere geschnittene Steine bestätigt, die dieselbe Gestalt in derselben Stellung und Beschäftigung neben Apollo und Marsyas zeigen. Also ein Skythe? Jeder Altertumsforscher schärft das Auge, denn sollte hieraus nicht etwas für die dunkle Abstammung der Skythen erhellen? Und es ist merkwürdig, wie der Künstler in den kleinsten Beziehungen einen Volksstamm aufzufassen wußte und dessen Eigentümlichkeit dem Steine aufzudrücken verstand. Dies ist kein Grieche, kein Römer. Ein unbekanntes Etwas in dem Ausdruck des Gesichtes scheidet diesen Mann von dem edlen Stamm der beiden klassischen Völker. Wir können wohl angeben, worin diese Züge von denen der Griechen sich unterscheiden, aber damit haben wir nicht das Ganze, nur das Grobe und Auffallende bezeichnet. Die Stirn geht flach zurück, der Mund ist fein gewunden, die Nase zwar groß, aber mehr angedrückt,

mehr der Fläche des Gesichtes gleichlaufend, als hervortretend. Die beiden Stirnknochen stehen winkelig hervor, das Haar ist schwächer, weniger gleichförmig, und gleichsam von Adern durchlaufen, die es in einzelne Locken scheiden. Der ganze Körper ruht etwas gewaltsam auf der linken Hand, überhaupt ist die Stellung gezwungen; der Skythe hat den Kopf zurückgeworfen, er schaut nicht auf seine Arbeit. Blumenbach bemerkt, die Stirn- und Schädelbildung stimme vollkommen mit dem Kopf eines donischen Kosaken in seiner Sammlung überein. Waren die Skythen also Slawen? der Schluß wäre zu eilig. Denn so frei gesittete Völker, so abhängig von der Natur sind die Völker auf niederer Entwicklungsstufe. Die Bildung befreit immer mehr von natürlichen Einflüssen, und wenn wir uns das höchste Ziel der Geschichte erreicht denken, so stellen wir uns damit die reine, sich selbst gleiche Vernunft, die Einheit des allgemeinen Gedankens vor, die alle natürlichen Unterschiede besiegt hat. In dem ersten rohen Zustande ist der Mensch, wie die Pflanze, das bewußtlose Erzeugnis der ihn umgebenden Natur. Die physische Beschaffenheit des Landes beherrscht den Bewohner vollkommen. Die ungeheuren Ebenen, die sich von den Karpathen bis tief nach Asien hineinziehen, haben immer Völker von denselben Sitten, ähnlich organisierten Sprachen, ähnlichen Leibesbildungen, Trachten, Neigungen hervorgerufen, wie das Pferd jener Gegenden, das Gras, die Richtung der Winde, die Verhältnisse der Wärme und Kälte, die Beschaffenheit des Bodens seit ewigen Zeiten dieselben sind. Gegen die europäische Seite einiger Ackerbau, obgleich ungewisse Grenzen einnehmend und nicht recht entschieden; gegen die asiatische

entschiedene Nomadenvölker und Räuberhorden. Von hier brachen immer wilde, nomadische Scharen hervor, so oft auch die Stämme wechselten. Völker der verschiedensten Abstammung, die hier eine Zeitlang gehaust, werden uns in wechselnden Zeiten, von Herodot wie von Ammian, von den Schriftstellern des Mittelalters wie von den Reisebeschreibern der Gegenwart, immer auf dieselbe Art beschrieben. Die Züge, mit denen Herodot die dortigen Stämme schildert, passen größtenteils noch heute. Dies beweist nicht, daß die Bevölkerung stehend dieselbe geblieben, es beweist nur für den allmächtigen Einfluß einer gerade dort scharf ausgesprochenen Natur. Der Skythe des alten Bildhauers kann also wohl dieselbe Schädelbildung zeigen, wie der heutige Kosak, ohne daß daraus für Erhellung des alten Rätsels der skythischen Volksabstammung etwas gewonnen wird. Der skythische Sklave bei Aristophanes, der das Griechische verdorben spricht, setzt statt des k überall ein p. Man sollte denken, dies müsse auf eine Spur führen. Aber keineswegs: denn merkwürdigerweise fehlt dieser Buchstabe den Sprachen aller Völker jenes ungeheuren Ländergebietes, den Russen, den Finnen wie den Mongolen. Und dennoch sind diese Sprachen in ihren Wurzeln durchaus nicht verwandt: Das Russische gehört zum großen indo-germanischen Stamm, die verschiedenen finnischen Sprachen bilden eine eigene abgesonderte Gruppe, das Mongolische, das Mantschu und Turktatarische eine andere. Auffallender Einfluß der großen einförmigen Natur, die Sprachen grundverschiedener Abstammung denselben Buchstaben zu rauben vermochte! Indes haben diese Sprachen doch auch Verschiedenheit, so wohl auch die

Schädel, nur die Hauptmerkmale sind dieselben. Es fragt sich, ob jene Übereinstimmung, die Blumenbach fand, sich nicht auch bei Vergleichung eines finnischen, eines mongolischen Schädels ergeben würde? Mich dünkt, es wäre wichtig zu wissen, in welcher Zeit die Statue gefertigt ist. Denn die Skythen der Alten sind nicht dieselben. Die Horden drängten sich unstet in jenen Flächen, wo nichts sie aufhielt oder an den Boden knüpfte, und schon bald nach Herodot bereitet sich dort die große Bewegung vor, die lange nachher als die große Völkerwanderung in die Geschichte tritt. Wenn Plinius von Sarmaten spricht, so hat er sicherlich ein andres Volk vor Augen, als die Sauromaten, die uns Hippokrates beschreibt. Sollte die Statue der älteren griechischen Kunst angehören, so wäre sie ein wichtiges geschichtliches Denkmal und verdiente ethnographisch, anatomisch, physiologisch aufs genaueste untersucht zu werden. Die skythischen Sklaven waren in Athen sehr gewöhnlich und der Künstler hatte gewiß eine sichere Anschauung ihrer Eigentümlichkeit. Ist der Arretino aber zur Zeit der Römer gefertigt, so wäre es nicht unmöglich, daß ein Slawe das Vorbild war. Wie freue ich mich darauf, im Vatikan die gefangenen dacischen Könige zu sehen, denn ich halte die Dacier für Russen. —

Τῶν ἀγαθῶν ἡ μνήμη ἀεὶ θάλλει, sagt eine Inschrift auf einer alten Graburne in der Sammlung zu Florenz. Wie falsch! Nicht die Art einer Tat oder Gesinnung macht sie denkwürdig, nur ihr Maß, nicht ihre Beschaffenheit, nur ihre Größe. Sei gut oder schlecht, dein Gedächtnis wird verlöschen; aber übersteige nur das gewöhnliche Maß, gleichviel im Verderblichen oder Segens-

reichen, im Gemeinen oder Edeln, und dein Name bleibt. Das schönste, das vollendetste Gebäude wird in der Ferne nicht mehr gesehen, wenn es klein ist, wohl aber der aufgetürmte Koloß, und wäre er noch so roh und geschmacklos.

Florenz, den 2. August.

Gestern kam ich zum ersten Male in die Kirche della Croce; und obgleich durch zahlreichen Kirchenbesuch schon ein wenig übersättigt, war ich dennoch überrascht, neu belebt. Drei Schiffe sind durch Säulen und darüber durch aufgeschwungene und sich wieder hinabsenkende Spitzbogen voneinander geschieden, zugleich aber durch zahlreiche buntbemalte Fenster mit Licht und Farbe gefüllt, während dem Eintretenden gegenüber der weite Blick auf eine querlaufende Reihe von spitzbogenförmigen Öffnungen fällt, die ebensoviele Eingänge zu Kapellen bilden, und aus denen ebenfalls farbiges Licht hervorströmt. Der Hauptaltar ist in den Eingang der mittelsten und größten dieser Kapellen hineingebaut und hinter seiner durchbrochenen Tafel schimmert das große Farbenfenster. Eigentümlich heiter ist der Eindruck dieser Spitzbogenreihe, die, den zwei Zwischenwänden der Schiffe querlaufend, den weiten Flug verwehrt; heiter, aber auch seltsam unter einer lachenden Form eine geheimnisvolle Bedeutung verbergend. Die Kirche hat kein gewölbtes Dach, nur verdecktes Balkenwerk legt sich quer darüber; aber sie ist weit, frisch, durchaus nicht gedrückt. Zwei große Kapellen, links und rechts des Hauptaltars an den beiden Enden der kleinen querlaufenden Reihe, geben ihr die Form des Kreuzes. Sie ist das Pantheon der Florentiner; die größten Männer der Stadt ruhen hier

unter marmornen Grabdenkmälern. Zu ihnen eigentlich wallfahrtete ich, wie sonst die Christen zum Grabe des heiligen Jakobus oder Thomas, wie die Muselmänner zur Kaaba, wie die Juden nach Benares: heilige Stätten der Religion, der Freiheit und Bildung, woran man sich Mut zum Kampf, Trost für die Zukunft, Sporn für das Werk eigener Kraftübung mitbringt. Dich suchte ich vor allen, Galilei, großer heiliger Märtyrer, der du für uns gestritten und gelitten, das Ungeheuer des Glaubens und der Unwissenheit tödlich verwundet und uns die Natur, d. h. Gott und uns selbst, kennen gelehrt. Du warst halb blind im Alter und sahst doch noch Entdeckungen, die tausend gesunde Augen nicht fanden, und im Kerker riefest du: e pur si muove — Worte, die mein Wahlspruch sein sollen. Im ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts kam Galileis Denkmal in diese Kirche, und er starb 1641. Soviel Zeit brauchte es, ehe die Geistlichkeit versöhnt war. Versöhnt? Nein, das ist sie nie geworden, aber ehe sie von der Macht fortschreitender Wissenschaft besiegt, gedemütigt, zum Schweigen gebracht war. Galileis Denkmal in einer christlich katholischen Kirche zu sehen, — zu sehen, wie seine Asche in den Armen seiner Feindin ruht, sein lichter Name vom Fuß des Denkmals durch die heilige Weihrauchdämmerung einer priesterlichen Zeremonie in das Auge dringend — seltsames Widerspiel! wer ist der Gefoppte dabei?

Gegenüber ist auch Machiavellis Stätte; er gehört auch zu denen, die die neue Zeit erkämpft haben, denen wir zu danken haben, was wir geworden. Galilei war der Priester der Natur, in deren Geheimnisse er drang,

Macchiavelli war der Gedankenbaumeister des Staates; jener hat die mittelalterliche Geistesfinsternis, dieser die feudale Knechtschaft und ihr barbarisches Unrecht gebrochen. Macchiavelli war der Gründer der unbeschränkten Fürstenmacht, die damals die Stellvertreterin der Freiheit war und dieser letzteren alles vorbereitete. Der Absolutismus tötete die Feudalität, verschmolz ihr Einzelleben zur Einheit des Staates, der in der Person des Fürsten sein Herz, sein Bewußtsein, sein Prinzip erhielt, und dessen Gedanken Macchiavelli zuerst aussprach.

Ich wende mich zu Dante, dem Großen, dessen Mausoleum erst seit kurzem besteht. Zwei weibliche Gestalten stehen an seinem Grabe: Italien und die Dichtkunst. Italien in stolzer, aufrechter Haltung, eine Mauerkrone auf dem Haupt, über dem ein Stern blitzt, das Scepter in der Rechten, weist auf die Büste des Dichters und scheint gebieterisch die Worte auszusprechen, die dort eingegraben sind: onorate l'altissimo poeta. Die Poesie hat ihr schlummerndes, von Trauer gebeugtes Haupt auf ein aufgeschlagenes Buch niedergesenkt. Ungewiß schwebt ein Lorbeerkranz zwischen den Fingern ihrer Hand, als wollte er ihnen entgleiten. Seit Dantes Tode weiß sie keinen, den sie mit dem Kranz krönen könnte. Wie? warum weint sie, die unsterbliche Göttin, die immer blüht? Sie geht von Geschlecht zu Geschlecht, von Volk zu Volk, und wählt sich immer neue Priester und gießt ihnen Lebensinhalt in immer neue Gefäße, dessen Licht in wechselnden Farben durch die verschieden geschliffenen, mannigfach geformten Kristalle bricht. Wenn hier die blaue Flamme erloschen, entzündet sich dort die rote. Dante lebt nicht mehr, die Poesie des Mittelalters ist

erloschen, aber trat nicht Lord Byron, da er in Florenz war, in diese Hallen, da hätte sie sich erheben sollen und ihm die Schläfe schmücken. Lord Byron ist der Dichter der neuen Zeit, und wie Dante die ganze Wissenschaft, alle Wärmegrade des Gefühls seines Jahrhunderts in ein Gedicht niedergelegt, so sind die Dämonen und Engel unsrer Zeit, ihre Freiheit, ihr Denken und Nichtglauben, ihre Schwermut und ihre Liebe, ihre Verzweiflung und ihr Licht, ihre Naturumarmungen und ihre geschichtliche Weissagung, alle Schmerzen meines Herzens und alle Taten meines Geistes in Lord Byrons Dichtungen enthalten. Dante und Byron sind beide riesenhaft, sind beide jener trauernden Jungfrau gleich lieb. Und Italien, so stolz, so königlich? Auf gewaltigem Haupt die ungebrochene Krone, das Scepter im Arm? Ach, ist es Spott, ist es ein Bild der Hoffnung oder des Wunsches? Ich möchte die Namen der beiden Marmorfrauen tauschen, der schmerzlich schlummernden die Trümmer der Krone zu Füßen legen, ihr den Stern als ein Bild der Nacht lassen und sie Italien nennen; jene aufgerichtete aber, Italien den Rücken wendend, sei die Poesie, die unsterbliche Königin sterblich wandelnder Menschen. Die Inschrift am Sarkophag bezieht sich nur auf Errichtung des Denkmals; gut, daß man ein abgeschmacktes Lob sich ersparte, denn schon die obigen Worte waren mir zu viel. Macchiavelli trägt die Inschrift: tanto nomini nullum par elogium, — eine recht hübsche, nur etwas verbrauchte Wendung. Neben Dante ruht auch Michel Angelo; seine Gebeine kamen aus Rom hierher. Wie groß war Michel Angelo? Wie weit sein Geist? Sieh in die Kuppel der Peterskirche, dort schwebt die Antwort.

Auch Vittorio Alfieri hat hier von Canovas Hand ein Denkmal erhalten, das ihm die Gräfin Albany, geb. Gräfin Stolberg, setzen ließ. Sie nennen ihn il Sofocle moderno. Der Abbate Lanzi, der Geschichtschreiber der Malerei, fand hier ebenfalls in ehrenvoller Gesellschaft eine Ruhestätte und ein Denkmal; viele andre minder berühmte reihen sich diesen Namen an. Aber viele fehlen auch, denn Florenz ist so reich. Amerigo Vespucci, Torricelli, Savonarola, Giotto, Cimabue, Brunelleschi, Donatello, Ghiberti, Marsilius Ficinus, Boccaccio, Benvenuto Cellini u. s. w., Guicciardini, Bartolomeo Scola.

Beim Kloster dieser Kirche, lese ich eben, hatte die Inquisition ihren Gerichtshof aufgeschlagen; vor ihr wurden die Unglücklichen aufgestellt, ehe sie an den Scheiterhaufen gebunden wurden — und hier ruht Galilei!

Den 3. August.

Es war zwei Stunden vor Sonnenuntergang, als ich den Hügel erstieg, auf dem S. Francesco al Monte liegt. Glückselig der Mund, der mir diese Wallfahrt vorgeschlagen! Der Genuß war reich, mein Herz voll Leid und Wonne; mein Auge sah, von Staunen geschärft, von Gedanken getrübt, in die Nacht der Zeiten, in Seelen, fremd der meinigen und von einer andern Welt erfüllt! Ich sehe mich nicht um, denn ich will die Pracht der Aussicht in einem berauschenden Zug trinken; zu meiner Rechten, auf steilem Steg, begleitet mich eine Reihe dichter Zypressen, in der von Zeit zu Zeit, in berechneten Abständen, ein rotes Kreuz von Holz verborgen ist. Es sind jene Stellen, wo Christus auf seiner Kreuzschleppung niedergesunken oder irgend eine Schmach

erfahren. Das letzte Kreuz, dort, wo er den Tod gelitten, trägt eine Zange, einen Hammer, drei Nägel, eine Dornenkrone, ja sogar drei Würfel sind an das Holz genagelt, jene Zeichen des Spiels und Gewinnes, die so fern sind von himmlischer Empfindung, die im Rauch und Lärm der Trunkenheit klappernd über den schmutzigen Tisch der Schänke oder auf der Erde des Kriegszeltes rollen und dennoch heilig werden konnten: so macht das Wunder und der Glaube das Gemeine edel, das Niedrige hoch, das Gewöhnliche sinnvoll und bedeutend! Auf der Höhe des Hügels erweitert sich die Baumreihe zu einem luftigen Zypressenhain, einer grünen Halle mit glattem Boden. Die Eingangstür der kleinen Kirche des heiligen Franziskus steht vor mir, ich lüfte den seidenen Vorhang und drinnen sind die Lichter des Altars angezündet und murmeln die Priester; mich aber zieht es zur Linken, an jene niedrige Mauer, die dem Saum des Hügels folgt und von wo ganz Florenz, die Talebenen und die ansteigenden Berge vor mir liegen. Die sich neigende Sonne strömt ihr gelbes Licht über die ganze Gegend; zum ersten Male von diesem Punkt sah ich auch den Arno, ein ärmliches Bächlein, dessen steingefülltes Bett jetzt entblößt ist, während er selbst seicht und immer mehr versiegend zur Seite über Kiesel rieselt. Ein dichter Wald scheint die Ebene zu bedecken; es sind die gepflegten wein- und fruchttragenden Bäume eines unermeßlichen Gartens, Ulmen, Feigen, Öl- und Maulbeerbäume, zwischen denen die Beete von Gemüse und Getreide verborgen liegen. Florenz selbst auf dieser Seite, hart an den Fuß der Berge gelehnt, lagert sich um das herrschende Ungetüm seiner gewaltigen Kathe-

drale und sendet den Turm des Palazzo Vecchio in die Höhe, der den gotischen Ringkragen trägt gleich einem spanischen Ritter. Eine braune, gezähnte Mauer zieht sich durch die Waldung über die Hügel in langer ununterbrochener Fahrt um die ganze Stadt; hinter dem Palazzo Pitti ersteigt sie den Berg; sie ist das Band, das die Paläste aneinanderhält, und doch kann sie nicht verhindern, daß nicht eine unzählbare, dichtgedrängte Schar weißer Villen, ihrem Umkreis entflohen, sich über das ganze Land breitet und überall die Berge bis zu ihren Höhen ersteigt. Prächtige, anmutige, glänzende Villen! Und unzählbar und allüberall. Mit ihren flachen Dächern dem Auge liebliche Stufen bietend, über die es den fruchttragenden Berg auf- und niedersteigt. „Wenn man Florentias Villen," sagt Ariosto, „in eine Stadt von Palästen vereinigte, es würde ein doppeltes Rom entstehen!" Der Hügel im Vordergrund unter meinen Füßen ist mit Ölbäumen bepflanzt, sonst kein malerischer Baum, jetzt aber von den Parallelstrahlen der Sonne beleuchtet und silbern im Winde raschelnd. Nachdem ich mich gesättigt, stieg ich weiter zur uralten Kirche des heiligen Miniatus und dem gleichnamigen Kloster in die Höhe. Auf meinem Weg grüßte ich eine Steineiche, deren Alter höher ist als das jenes gotischen Turmes; man hat sie ehrfurchtsvoll mit einem gemauerten Erdwall umgeben, auf dem der Wanderer sich niederläßt; sie ist so hohl, daß von oben der Himmel in ihren Stamm hineinsieht, und ich weiß nicht, woher das grüne Netz von Blättern, das er noch wie ein gewölbtes Schirmdach trägt, seine Lebenssäfte zieht. Ein finsterer Torweg führte mich darauf in den Hof vor dem Kloster und der Kirche. Steine und

Baugeräte liegen umher, die Arbeiter sind in der Kirche beschäftigt, und mein Glück, daß ich sie noch sehen konnte, ehe das frische Gewand ihr Altertum verhüllte, entstellte. Werfen wir einen Blick über das Tal von Florenz und treten wir in die jetzt offene, mit Balken, Schutt gefüllte und von den Hammerschlägen der Arbeiter erdröhnende Kirche. Unser Fuß tritt auf eine künstliche, aus weißem und schwarzem Marmor gebildete Mosaik. Es sind Arabesken, allerlei Fabeltiere und Blattgewinde, in der Mitte aber, gleichfalls aus solcher Mosaik, ist der Tierkreis zu schauen, wie er die Sonne umgibt. Eine Inschrift darunter gibt die Jahreszahl 1207 an. Säulen und römische Bogen teilen die Kirche in drei Schiffe, zwei Marmortreppen führen zu dem erhöhten Chor; unter ihm steht das verhüllte, altbyzantinische Bild, das von besonderer Wunderkraft ist, unter einem eigenen Tabernakel. Ein Kriegsmann, Johannes Gualbert, hatte seinen Bruder erschlagen und warf sich in Gebet und heißer Reue vor diesem Bild nieder. Siehe, da neigte der gemalte Christus gnädig und verzeihend sein Haupt zu ihm. Dieses Wunder ging am Anfang des 11. Jahrhunderts vor, und das Bild ist seitdem im Ruf; Gualbert aber wurde Stifter des Mönchsordens Vallis umbrosa. An den Wänden sind uralte Fresken, aber erloschen, verwischt, kaum erkennbar; der Kalk ist niedergefallen, der goldene Grund blitzt nur noch in einzelnen Blättlein. So erbleicht die Erinnerung in der Seele, so dunstig schwankt das Gedächtnis untergegangener Tage, ihrer Leiden, Gedanken und Taten in mir. Doppelt gestorben sind diese Bilder; denn auch wenn sie noch daständen, wer fühlte sie noch, wer würde mit gleich-

gestimmter Empfindung zu ihnen gezogen! Der Chor, zu dem wir uns wenden, ist von marmorner Pracht, die wohl eine spätere Umformung ist. Die Brustwehr, die ihn von der Kirche scheidet, besteht aus derselben Mosaik wie der Fußboden der Kirche. An der auf gleiche Art gebildeten Kanzel trägt ein Adler mit ausgebreiteten Flügeln das Pult. Fünf Marmornischen umgeben den halbkreisförmigen Chor. Die Decke, einen Kugelausschnitt, gleich einer in vier Teile geteilten Apfelsine, bildend, hat ein merkwürdiges uraltes Gemälde griechischen Ursprungs. In der Mitte sitzt Christus in Mäntel gehüllt, gleich dem Kaiser in Byzanz; die Falten des Gewandes sind mit Gold bezeichnet, seine mit Sandalen bekleideten Füße ruhen auf einem Schemel, der mit quadriertem, silbergesticktem Seidenstoff überzogen ist; ein Polster dient dem Himmelsfürsten zum Sitz, ein andres zur Lehne; sein Blick ist stier, wild, tierisch, ein Schnurrbart hängt ihm zu beiden Seiten des Mundes hinab. Um ihn herum, oder vielmehr zu seinen Füßen, erstlich ein wiederkäuender Ochse, der einen Heiligenschein trägt mit der Inschrift an der Stirn: Sanct Lukas; dann ein Löwengesicht, das aber einem Uhu gleicht, St. Markus bezeichnet, ferner ein Adler und ein Engel, ersterer Johannes, letzterer Matthäus. Links die Madonna, rechts St. Miniatus, dem die Kirche geweiht ist. Er hält eine Krone empor, wahrscheinlich um sie Christus aufzusetzen, denn er selbst war ein Königssohn, trägt auch einen Fürstenmantel und gestickte Stiefel von gelbem Saffian. Miniatus rex Erminiae lautet die Schrift über seinem Kopf. Es war nämlich wirklich ein armenischer Königssohn, der, glaube ich, von dem Kaiser Decius zu Florenz

in den Fluß geworfen wurde, und dessen Leichnam hier gefunden ward. Außer diesen handelnden Personen hat das Bild aber auch landschaftlichen Schmuck, nämlich auf jeder Seite einen Baum; links steht in schwarzem Feld eine Art Palme mit geapfeltem Stamm und fünf Einschnitten, rechts ein noch unförmlicheres Gewächs, dessen Laubwerk, ohne in Blätter zu zerfallen, von eirunder Form ist. Zwischen all diesen Gegenständen, wo nur ein freies Plätzchen blieb, sind Vögel aller Art, wirkliche und fabelhafte, angebracht, und das Ganze nach byzantinischer Art mit einem Bande umgeben, das ebenfalls kleine Heilige trägt. Das Bild scheint mir ganz von griechischer Hand, eben aus der Zeit der Mosaiken der Markuskirche in Venedig. Die Kunst ist darin nicht in der Kindheit, sondern im schwachen Alter. Stöbert man weiter in der Kirche umher, so findet man erloschene Seltsamkeiten jenes frühen Altertums neben der Marmorpracht einer späteren Wiederherstellung, jetzt kommt die dritte Hand darüber: Ablagerungen verschiedener Epochen. Da ist das Grabmal eines königlich portugiesischen Prinzen Jakob, der hier im 15. Jahrhundert starb, da sind noch Farbenflecke alter Wandheiligen, dort ein neueres Gemälde der Florentiner Schule, diese vernagelte Tür führt zur Krypta, in die ich aber nicht hinabkam, obgleich sie mir überaus anziehend gewesen wäre. Die Mauer hat hie und da Risse, das Dach öffnet sich, den blauen Himmel einzulassen; Holzwerk, der nackte Dachstuhl, hie und da bemalt, schließt das Schiff, aber durch den offenen Haupteingang sendet die Sonne, wie flüssiges Gold auf den Zinnen der Apenninen liegend, ihre Strahlen zum letzten Male. Ich trat hinaus, be-

gleitete sie, bis sie den Rücken des Gebirgs hinabrollte und das goldene Netz, mit dem sie das Tal überzogen hatte, mit sich fortnahm, und wandte mich dann zurück, das Kloster und den freistehenden Turm zu betrachten. Ersteres, wie so viele Klöster, auf anmutiger Höhe gelegen, wo man Florenz vor Augen hat, und wo die Einsamkeit, der Wissenschaft geweiht, ein süßes Glück sein muß, ist alt, aber schon gotisch, mit gezähnter Zinne versehen; der Turm, ein viel älterer Zeuge, schwer und ohne Schwung, viereckig und mit byzantinischen Rundöffnungen, von Vögeln umflattert, mit zerbröckeltem Gestein, schwankte durch die Dämmerung, die seine Linien verwischte, ach, wie gern hätte er sich zur Ruhe niedergelegt, er, der so viele Jahrhunderte gestanden. Zum Beschluß des Abends betrat ich noch den Klostergarten über gemauerte Stufen, die aber, längst in die Erde gesunken, von Gras bekleidet waren. Ein Klostergarten!

Gemäldesammlung im Palast Pitti[1]).

Salvator Rosa. Hafen mit Schiffen. Die Sonne neigt sich gegen die See, ruhig schwimmen die Kiele auf spiegelklarem Gewässer, ein Leuchtturm, die Mauerrücken am Lande und das Takelwerk zeichnen sich gegen die reine Luft, dunkel ist der Vorgrund. Das Bild scheint hell und von einem freundlichen Gemüte empfangen. Aber der goldne Dunst zwischen Sonne und Meer und leichte Gewölke deuten auf kommenden Sturm und in der nächsten Nacht ist sicherlich Himmel und See in Aufruhr. Denn

[1]) Hehn notiert: „Zur Unterstützung des Gedächtnisses." Wir geben nur eine Auswahl.

konnte wohl Salvator Rosa ein stilles Naturbild malen, ohne ein nahes Grauen zu ahnen?

Manfredi. Eine Wahrsagung. Die braune jugendliche Prophetin kündet dem jungen Bauersmann das Geschick, das in den Zügen seiner Hand geschrieben steht. Sie hat ihm natürlich etwas Gutes geweissagt; er fletscht lächelnd die Zähne und sieht sie fragend an, ob sie das wirklich im Ernst gemeint? Sie hält noch seine Hand und erwidert halb schalkhaft, halb ernst, halb traurig den Blick. Woher dieser Zug von Trauer in ihren Mienen? Weil sie fühlt, daß ein großes dunkles Schicksal über den Menschen schwebt; sie fühlt es mehr als andre, weil sie täglich ihr trügerisches Spiel damit treibt. Sie ist auch traurig, denn sie erfährt die Leichtgläubigkeit, den bewußtlosen Wandel der Menschen. Zur Seite im Hintergrunde eine runzelige Alte, die höhnisch lacht und den Daumen zeigt. Der läßt sich was weis machen, denkt sie. Ob sie aber die alte Helfershelferin der jungen Hexe oder die Begleiterin des Leichtgläubigen ist, der ihren Neckereien eine gewisse innere Stimme entgegensetzt, die ihn dennoch glauben läßt?

Zwei Madonnen von Murillo. Schon früher ist mir eine gewisse leidende Kränklichkeit in den Gesichtern dieses Meisters aufgefallen, es ist der Typus südlicher Frauen. Auch eine gewisse Unordnung, ich möchte sagen Liederlichkeit, herrscht in der äußeren Erscheinung, es ist als wäre das Haar nicht gekämmt, das Gewand seit lange nicht geglättet oder geschüttelt. Es ist nicht jene liebenswürdige Nachlässigkeit, die oft so wirkungsvoll, so absichtlich ist: Murillos Bilder sind vielmehr wirkliche

Abdrücke jener südlichen Sorglosigkeit. Der Sinn für zierliche, reinliche Anordnung des Lebens und der Umgebung ist mehr im Norden, in Ländern des Nebels einheimisch: man denke an die holländische Behaglichkeit, an den englischen Komfort: je mehr man nach Süden rückt (man sieht dies deutlich an dem Unterschied zwischen dem nördlichen und südlichen Frankreich), desto mehr sieht man den Schmutz, die Unordnung. Unter dem kristallenen Dach des Himmels, von Orangen beschattet, von Rosen umblüht, steht eine Hütte: sie ist von Wanzen bevölkert, der Boden ist nie gereinigt, in Lumpen läuft das Kind, und der Besitzer selbst liegt ausgestreckt im Staube vor der Schwelle. Oder die Villa, der Marmorpalast; alles verfällt, keiner denkt an Erhaltung, an Auffrischung, an Wohnlichkeit: Staub bedeckt die Wände und den Boden, das Hausgerät, oft von prächtigem Stoff, ist halb zerbrochen, oft eine Lücke an der Wand, die Farben verblichen, das Holzwerk von Würmern durchbohrt. Der Süden hat keine Industrie, obgleich die herrlichsten Erzeugnisse. Die Seide wird schlecht bearbeitet, das Öl, der Wein sind von geringem Wert. Es ist die poetische, ideelle Natur der Bewohner Spaniens und Italiens: welche Länder sind unpoetischer und materialistischer als Holland und England? Ersteres hat bloß die Wirklichkeit darzustellen verstanden, letzteres hat gar keine Kunst, Italien bloß eine ideale. Frankreich aber liegt an der glücklichen Grenze beider Gebiete: in der Lage wie in der Zusammensetzung der Volksmasse, kämpfte in diesem Lande jene Zweiheit, die die Entwicklung so mächtig emportrieb. In Murillos Bildern ist jene echte südliche Liederlichkeit: seine Madonnen erinnern mich immer an

seine Bettelknaben, die so berühmt sind. Seine Farben haben etwas Mineralisches: das blaue Tuch, das die Kniee der Madonna zur Rechten der Eingangstür bedeckt, sieht aus wie ein Stück Kupfererz.

Madonna della Lucertola. Kopie nach Raffael von Giulio Romano. Das Bild trägt den Namen von der Eidechse, die auf den Säulentrümmern rechts umhergleitet. Die Madonna hat den Knaben auf dem Schoß gehalten, er ist ihr aber mit kindlicher Lebhaftigkeit soeben hinabgeglitten, hat den einen Fuß schon auf dem Kissen der linksstehenden Wiege und will dem kleinen Johannes zuspringen. Diese Szene geht am Fuß eines großen dunklen Baumes vor sich, während links der alte Joseph dreinschaut; er scheint in Gedanken und ist der Sache so fremd, daß man wohl sieht, das Kind rührt nicht von ihm, sondern vom heiligen Geist her. Bewunderungswürdig ist die Farbenwahl in diesem Bilde. In der Mitte, wo die Mutter halb steht, halb sitzt, ist blühende Pracht: hier hat der Meister, an zwei Gewändern und einem Tuche drei glänzende Hauptfarben verwandt, während links die beiden nackten Körper des Christuskindes und Johannes, rechts aber die weißliche Säule und die matte Färbung des Gewandes des heiligen Joseph den schönsten Gegensatz bilden. Der dunkle Baum, die braune Landschaft tragen die blühenden Farben immer höher. Wie immer bei Raffael ist auch hier Leben und Bewegung mit symmetrischer Anordnung, Grazie mit seelenvoller Frömmigkeit, unergründliche Tiefe mit durchsichtiger Klarheit zu einer so allmächtigen Sprache verbunden, wie sie auf keinem andern Wege möglich war: man nennt die Malerei stumm gegen die Poesie, äußer-

lich gegen die Musik, begriffslos, arm gegen die Rede — aber auf welchem Wege, frage ich, konnte so viel Innerliches und ein so reiches, gewaltiges Innerliches, ein so flüchtiger Geist so vollkommenen Ausdruck gewinnen? Der Dichter versuche zu beschreiben, was ein Bild von Raffael erscheinen läßt!

Rembrandt. Sein eigenes Porträt. Er sieht wie ein altdeutscher Student aus. Ein schwarzes Barett bedeckt seinen Kopf. Etwas Treuherziges, Schwärmerisches bezeichnet ihn als einen Sohn des deutschen Stammes; die Porträts italienischer Meister haben einen so entschiedenen Blick, eine ideale Richtung, die sich aufwärts in das Licht schwingt, während die Deutschen mehr in sich oder in das dunkle Innere der Dinge versinken.

Andrea del Sarto. Leben und Taten des Joseph in zwei langen, schmalen Bildern. Die Malerei darf aber keine Zeitfolge, keine Reihe von Begebenheiten, die sich nacheinander zutragen, darstellen wollen. Sie hat nur den Augenblick, den sie in dem Fluß der Dinge festhält: sie mag ihn bedeutend wählen und in ihn zusammendrängen, so viel sie kann. Die Musik dagegen hat das Reich der Zeit zum Eigentum und kann wechselnden Gefühlen Ausdruck und Begleiterin werden. Die französische Tragödie grenzte mehr an die Malerei, sie war so klar, so körperlich, die romantische Tragödie der Engländer und Deutschen grenzte mehr an die Musik, sie war tief und dunstig. Darum mußte die erstere Gattung die Einheit der Zeit gleich der Malerei strenge fordern: sie hatte gleichsam nur einen Moment, aber dieser war voll Gewicht und Entwicklung: die zweite Gattung erging sich wie die Musik frei in der Zeit.

Man mag über beide Formen streiten: so viel aber ist gewiß, daß kein Gemälde verschiedene Zeiten darstellen darf, in einer Ecke z. B. wie Joseph verkauft wird, in der andern, wie die mageren Kühe die fetten fressen u. s. w.

Rubens. Heilige Familie. Wie gewöhnlich materiell und sehr licht, plump und ohne Grazie. Mich dünkt, Rubens ist an dem andern Ende der Leiter, die mit der spiritualistischen Abstraktion der Bilder des Mittelalters beginnt und in immer freierer Verweltlichung allmählich zu Raffaels edlerer Geistigkeit, dann zu Tizians Sinnlichkeit, endlich, in ebenso verwerflichem Gegensatz, zu Rubens' Materialität hinabgeht.

Leonardo da Vinci. Weibliches Porträt. Von diesem Meister ist fast gar nichts übrig, auch die florentinische Sammlung hat nur Porträts und in geringer Zahl von ihm. Das Bild von ihm, das in diesem Saale hängt, ist bei höchster Einfachheit von schlagender Wahrheit. Es fesselte meinen Blick, ehe ich den Namen des Künstlers wußte und obgleich es klein, ohne Schmuck, fast ohne Farbe ist. Die Frau trägt ein ganz schwarzes Kleid, die Hautfarbe ist von einförmigem Ton, strenger Ernst ist die vorherrschende Stimmung. Dennoch ist mir Leonardo zu hart, zu streng: er verschmäht die Anmut, den Glanz, die Rührung, jeden weicheren Reiz.

Perugino. Grablegung. Dieser Maler füllt gerade den Abgrund aus, der Raffael von den Byzantinern scheidet. Schon einiger Adel, einiges Leben, einige Innigkeit, aber noch viel plärrende Frömmigkeit, heilige Steifheit: das Bild strebt, frei zu werden, die Fesseln abzu-

werfen, aber ist noch ohnmächtig und immer wende ich mich von Perugino zu Raffael, um reine Menschlichkeit zu atmen und den Sieg nach drückendem Kampfe zu begrüßen.

Raffael. Ezechiels Vision. Man denke sich einen Mann mit fliegendem Haar und Barte und wildem Blick zwischen Sonne und Wolken niederfahrend, den an beiden Armen zwei geflügelte Engel halten und der seine Füße in sehr unbequemer Lage zwischen einen geflügelten Löwen und einen geflügelten Ochsen streckt. Unterwärts zur Linken ein schon erwachsener Engel und rechts, gleichfalls den niederfahrenden Mann unterstützend, ein rotgezüngelter Adler. Tief unten sieht man Wolken und ich glaube auch ein Stück der Erde, oben aber ist alles streifiges, dunstiges Gelb. Ich sah lange, lange diese Komposition an, meine eigenen Gedanken unterdrückend, die ich zuletzt doch nicht zurückhalten konnte. Erstlich, Knabenkörper mit kleinen Flügeln — können sie wirklich fliegen? Können diese Flüglein, die an ihren Rücken gewachsen sind, wirklich den Fall verhindern? Ich muß mich zwingen, um mir dies einzureden. Und ist es nur möglich, viel weniger schön und wohltuend, einen menschlichen Leib mit Gliedmaßen sich zu denken, die bei den Vögeln die Arme ersetzen? Die Gestalt jedes Naturwesens hat eine Einheit, ist ein Ganzes, wo alle Teile sich wechselseitig bedingen: die Gestalt des Vogels, wie die des Menschen ist der Ausdruck einer besonderen Gattung, die ihre Stufe bildet, ihr Maß von Vernunft erhielt, ihr eigentümliches Leben besitzt. Kann man einem Vogel menschliche Beine geben? Ebensowenig wie einem Menschen Flügel. Die Engel unsres Bildes tragen den Mann, ja der Knabe zur Rechten ist, wie sein

Gesicht und seine Stellung sagen, von keiner leichten Last niedergedrückt; kann also der in Lüften dahinfliegende Mann selbst nicht fliegen? Ist er selbst nicht für Wolkenreisen gemacht? Dann wird ihm auch keine Hilfe nützen, Schwindel wird ihn fassen, sein Los liegt ganz in der Hand leichter Knaben, unvernünftiger Tiere. Ja, er ist aber kein Mensch, er ist ein Gott und kann nicht untergehen. Das leugne ich: es kann kein Gott sein, den ich vor mir habe, denn ich sehe einen Menschen, und der ist allen Gesetzen menschlicher Natur unterworfen. Hier liegt das Unbegreifliche: Gott braucht keinen Raum zu durchschneiden: wo wäre er nicht zu irgend einer Zeit? Er kann auch nicht in einer Menschengestalt erscheinen, denn der menschliche Körper kann nur einen Menschen bedecken. Die alte Religion aber dachte sich einen König im Himmel, der hatte Untertanen, die Engel; er machte Reisen auf die Erde, da sahen ihn die Frommen, d. h. seine treuen Diener im feindlichen Lager — das läßt sich mit Worten wohl so sagen, aber sowie es näher bestimmt werden soll, sowie die unbestimmte Vorstellung unter der Hand des Malers Gestalt und Wirklichkeit annehmen soll, stehen wir an unauflöslichen Widersprüchen, mitten in dem häßlichsten Unsinn. — Die drei Tiere und der Engel, eine Bezeichnung der vier Evangelisten, sind herrlich ausgeführt: der unbekannte Mann aber, mit dem unwirschen Ansehen, seiner unbequemen Lage, seinem linken aufgehobenen Fuß, der uns die untere Fläche zeigt, nackt, eifrigen Blickes — er ist abstoßend.

Tizian. Porträt Philipp II. von Spanien. Mager, blutlos, blaß, giftiger Verstand.

Federigo Zucchero. Petrus im Gefängnis. Das ganze Bild ist mit einem Gitter schwarzer Eisenstäbe überzogen, die es mit dunklen Rändern in lauter kleine Vierecke teilen: vor dem Gitter, nach der Seite des Zuschauers hin sitzen zur Linken und zur Rechten zwei Gefängnisknechte in vollem Dunkel: hinter dem Gitter mit schwachen Umrissen erkennt man Petrus, der eben den Besuch des Engels erhält. Der himmlische Abgesandte erfüllt alles mit Tageslicht, so daß ein eigener Widerspruch entsteht: draußen nämlich, wo die Wärter sitzen, die doch frei atmen, herrscht tiefes Gefängnisdunkel, drinnen, wo der Gefangene in Nacht schmachten soll, ist Tageslicht und nirgends Feuchtigkeit, noch eine düstere Kerkerwand, noch feuchtes Stroh. So glaubt man selber im Gefängnis zu sein und durch das Gitter in den Tag zu schauen. Ist es ein Mißgriff des Malers? oder ist hier heilige Bedeutung, esoterische Symbolik im Spiel und will das Bild uns lehren, daß der wahre Freie der Apostel, die wahren Gefangenen seine Feinde sind?

Die Judith von Allori ist Raffaels nicht unwürdig, neben dem sie hängt. Wie schön ist ihr Auge, wie reizend das Oval ihres Gesichtes! Sie trägt einen weißen Schal als Gürtel, seidene Stoffe von schwerer Pracht umhüllen ihren schlanken Körper. Es ist nur eine Jungfrau, aber es gibt Augenblicke, deren Macht so fühlbar ist, daß der starke Mann zusammenbricht, das schwache Weib in übernatürlicher Kraft, nicht wissend wie ihr geschieht, die wildeste Tat vollbringen kann. Judith steht in starrer Festigkeit, ihre jungfräuliche Seele ist wie versteinert, die Linke hält den abgeschlagenen Kopf mit energischen

Fingern, das Schwert ist verborgen, der Maler, mit glücklichem Gefühl zeigt uns keinen Blutstropfen. Zur Seite aber steckt ein altes Weib den Kopf hinein, es ist der reine Gegensatz des heldenmütigen Mädchens: schwach, erschrocken, schwatzhaft, klatschsüchtig; sie staunt, sie entsetzt sich über das Unbegreifliche. Das Große, das Dämonische, die seltene Geburt tiefer Mächte, gewaltiger Seelen und bedeutungsvoller Augenblicke, in denen sich der Inhalt so häuft, wie zuweilen die Wellen des Meeres an Klippengestaden eine über die andre zu türmender Höhe steigen, jenes verhängnisvolle Zusammentreten der Gestirne am Himmel, das nur einmal in jedem Jahrhundert sich ereignet — es ist der Gemeinheit immer unbegreiflich.

Guido Reni. Kleopatra. (Saal des Saturn.) Dieses in höchster Zartheit hingehauchte Bild, weich und doch liebebeseelt, wie eine südliche Nacht, unkörperlich wie der Schatten eines Traumes, und dennoch durchzogen von allen Lebenssäften sinnlicher Körperlichkeit, es ist vielberühmt und schöner als sein Ruhm. Kleopatra, ein Weib üppiger Schönheit, blickt voll Schmerz, voll Verzweiflung zum Himmel; die Nadeln verletzten Stolzes, gedemütigter Herrschsucht durchwühlen ihr Herz, sie will lieber sterben, als des Augustus Triumphwagen, eine besiegte Königin, zieren; und sie hat das Gewand von den Schultern geschoben, ihr Busen ist entblößt, die Rechte, auf ein seidenes Kissen gestützt, hält die kleine Natter, die eben den tödlichen Biß tut — Götter, welch ein Weib! Die Färbung ist so licht und mild, nichts als blasse Tinten, ein helles Rosenrot, ein weißes Himmelblau, und die Haut der schönen Frau gleich einem unirdischen

Sommergewölk, das vor dem Blicke schwebt — gewiß, es erscheint in diesem Bilde Guidos all die zarte Liebesschwärmerei seiner bloß geistigen, bloß feenhaft luftigen Phantasie, die nimmer von jener saftigen Schwerkraft Tizians hinabgezogen ward, die immer wie eine Flamme aufwärts loderte, mit Mondenstrahlen, Düften und Farbenhauchen Ausdruck für ihre Ahnungen suchte.

Saal des Jupiter. Verschwörung des Catilina von Salvator Rosa. Die Beleuchtung ist so ungewöhnlich, wie es einer Verschwörung zukommt: das Gesicht des einen Mannes ist durch den Rand eines Schattens mitten durchgeschnitten. Wenn längst alles, noch unsichtbar und schweigend, von der Stimmung, der Richtung durchdrungen ist, dann bedarf es eines Stoßes, und im Nu bilden sich die Kristalle. Was nur möglich war, die allgemeine Potenz, kann nur in einem Punkte, nur da, wo mehrere Fäden sich kreuzend ihr Gewicht sich mitteilen, wirklich werden, und dieser Knotenpunkt ist die Verschwörung. Sie gibt der vorhandenen unbestimmten, noch ungeborenen Richtung die bestimmte, selbstbewußte Wirklichkeit, sie ist die erste Tat, das Anfangslied einer Kette von Taten, deren Keim überall vorbereitet lag. Eine Verschwörung ist ein bedeutender Gegenstand der Kunst, weil lange Gedankenzüge, rückwärts und vorwärts, davon ausgehen.

Einige Kaiserbüsten in dem Palazzo degli Uffizii.

Julius Cäsar hat keineswegs ein Heldengesicht. Scharf, fein, verschmitzt, von schneidendem Verstande, gleicht er mehr einem Jesuitengeneral, als einem begeisterten Genius.

Tiberius. Die Gesichtsbildung dieses Geschlechtes, am stärksten bei Tiberius ausgesprochen, geht durch alle Kaiser bis Nero. Tiberius hat ein völlig dreieckiges Gesicht, dessen oberer Teil von einer ungewöhnlichen Weite ist und bis zum Kinn völlig spitz zuläuft. Die tierischen Teile, der Mund, die Nase treten zurück, sind wenig ausgedrückt, die geistigen von überwiegender Größe. Indes ist die Stirn sonderbar eingesunken und erst dort, wo das Haar und der Kopf beginnt, erhebt sich eine Art Knochenwelle. Ich glaube, daß des Kaisers geistige Anlage dieser Körperbildung gemäß war; gierige Leidenschaften, bestialische Triebe blieben ihm fern; er war kein wildes, blindes Vieh; aber in seinem Denken zeigt sich Zerrüttung, nicht Schwäche, aber Verrücktheit, entsprungen aus Mißrichtung einer geistigen Stärke.

Drusus, sein Bruder, zeigt denselben Typus, nur gemäßigter, in edlerem Verhältnis.

Rom, den 31. August 1839.

Heute noch nichts über die Reise von Florenz hierher, nur zwei Worte zur Erleichterung, zur Linderung. Nachmittags fünf Uhr hielten wir am Tore Roms: seitdem hat mich eine sanfte, aber tiefe Traurigkeit nicht verlassen. Woher diese Schwermut? Ist es die öde, öde Campagna, in der nicht bloß Zerstörung ist, sondern völlige Erloschenheit, ein sich selbst gleiches, gestaltloses, ununterschiedenes Nichts? Ach, über diese Campagna ging ein verhängnisvoller Schwamm, verwischte alle Wesen und ließ nur den Raum, den Tod hinter sich. Oder sind es die Augen und das holde Schamrot jener jungen sechzehnjährigen Pariserin, die zu meinem Er-

staunen und Entzücken ein so reines, so anmutiges und klangvolles Deutsch sprach und es doch nur von Lehrern in Lehrstunden zu Paris gelernt? Nur zwei Monate hatte sie in einem deutschen Bade zugebracht, und auf meine Frage, ob ihr das Land gefallen, erwiderte sie: „Ich habe Deutschland gern, lieber als Italien." — „Und Sie sind eine Deutsche," sagte ich, „so rein ist Ihre Sprache!" — „Nein, mein Herr," sagte sie entschieden, „ich bin eine Französin." — „Wie beneide ich Frankreich darum!" erwiderte ich. Wahrhaftig, auf immer dieses liebliche Wesen scheiden zu sehen (denn ihr Weg war der entgegengesetzte) und auf die Todesgefilde schwermütige Blicke zu senden, das war das trübe Ende einer langen, über unaufhörliche Berge auf und ab gehenden Fahrt. Und ich kam über den Ponte Molle und ans Tor und hatte die Dogana und die Einrichtung im Wirtshaus überstanden, und mein erster Gang war — auf die Post. So belauschte ich mich selbst und fand den Zug nach Liebe und nach der Heimat mächtiger als alles, was mich als groß, als merkwürdig, als wonnevoll an der Weltgeschichte erschüttert, im Süden mit Sehnsucht erfüllt hatte. Wenn der Mensch voll Stolz und Kraft ist, dann vergißt er sich selbst und nährt Gedanken, die die Erde und alle Zeiten umfassen; wenn er schwach und leidend ist, dann zieht er sich, Wärme suchend, in den engen Kreis seines nächsten Daseins zusammen. Ach, auf der Post, wo ich endlich Gewißheit, die Entscheidung zwischen Gefürchtetem und Gehofftem zu erhalten glaubte, war kein Brief, wenigstens keiner aus den letzten Monaten, und wegen der früheren wurde ich von einem zum andern geschickt und endlich erst auf den

5. September beschieden! Wenn ich auch dann nichts erhielte, was sogar das Wahrscheinlichere ist! Ich verließ gesenkten Hauptes die ungefälligen Herren und schweifte ins Ungewisse durch die weite Stadt. Ich wollte nur das Kolosseum und das Pantheon finden, deren Lage ich ungefähr kannte. Den Korso immer mehr abwärts gehend, stand plötzlich eine Anhöhe vor mir, es war das Kapitol; nun wußte ich das Forum und das Kolosseum schon mit sicherer Kenntnis zu finden. Nur flüchtig konnte ich durch die Trümmer vorüberziehen, von Zeit zu Zeit einige Augenblicke weilend. Ich freute mich fast des Unterganges und der Zerstörung, sie stimmten verwandt zu meinem Gefühl, und Unglücksgenossen sind sich gegenseitig ein Trost. Wie wenig ist von jener römischen Welt übrig, weniger als man denkt. Einzelne Säulen einzelner Gebäude, der Schmuck verwischt, abgeplattet gleich alten Münzen, gebräunt, geschunden — so viel als vom Menschen übrig ist, wenn du nach langen Jahren einen Splitter seines Gebeines auf dem Felde findest. Selbst ihre Stätte ist vernichtet, Gärten und Kirchen schieben sich zwischen sie, mauern sie in ihre Wände ein. Den drei Triumphbögen des Septimius Severus, des Titus und Konstantin vorbei, trat ich in die Räume des Kolosseums, der Aufseher öffnete mir und ich stieg hinauf. Gewaltig! unbegreiflich! von erschütternder Größe! Auf dem dritten Stockwerk, wo ist stand, waren die Menschen und Bäume darunter schon unscheinbar und über mir ragte das vierte noch riesenhaft hinan. Welche Steinblöcke, in welcher Höhe und von welchem Umfang in die Lüfte gehoben! Die Bogen sind wie Lücken der Zerstörung, der oberste Kranz wie von einer Riesenkralle abgebrochen, das Ganze wie

ein fürchterliches Wrack, das nicht bloß durch seine Größe, auch durch seinen wüsten Verfall die Seele mit Schauer erdrückt.

Von den nahen Bergen blicken andre Trümmer durch das Grün, für mich alles noch unentwirrt und unbekannt, und von umso düstrerer Wirkung. Die vier Stockwerke mit der bestimmten Zahl ihrer Stufen bedeuten die Stufen der Gesellschaft, unten die Senatoren, über ihnen die Ritter und so fort. Es ist ein steinernes Bild des römischen Staates, und jenes so gewaltig wie dieses. Aber diese Stufen sind es, um derentwillen der Staat dieser alten Männer untergehen mußte. Männer aber waren es. Immer dichter wird die abendliche Dämmerung, ich sah nur noch den weißen Streif der Appischen Straße und stieg hinab. Als ich das Forum entlang ging, flog ein rotes Flammenlicht an dem Gemäuer vorbei, es war ein Totenzug mit Fackeln. Auch dies noch — um mein Herz ganz zu verdüstern. Ich bin so abergläubisch, und wenn mir den ersten Abend gleich ein Toter meinen Weg kreuzt, so erwarte ist Unglück, oder das Lebensende für mich, oder eine Todesnachricht aus der Heimat. Plärrend und wimmernd zogen die Priester ihren Weg: jene Römer türmten die Werke ihrer ehernen Kraft gegen den Himmel, diese krümmen sich selbstlos im Staube. Nichts hat die alte Welt so geschwächt als das Christentum, es zersetzte ihr den Nervensaft, es war ein fressendes Gift aller römischen Anstalten. Diese weibischen Priester in asiatischen Kleidern haben den Staat zerstört, die Literatur vernichtet oder entstellt, die alte Heldenkraft entmarkt. Nicht die Barbaren, nicht die Zeit hat die ewigen Bauwerke in Schutt verwandelt, die Christen waren es, dieselben,

die die lyrischen Gesänge der Griechen ausrotteten, so daß sie auf immer verloren sind. Die Tempel wurden niedergerissen, die Statuen zerschlagen. Selbst die Päpste bauten ihre unzähligen Kirchen mit den Werkstücken und Kunstgebilden antiker Tempel. Was soll man zu der Bildung späterer Päpste sagen, die als Gönner der Kunst gepriesen, in einem Zeitalter lebend, welches Raffael gebar, doch die Denkmäler Roms gewissenlos und in tierischer Roheit plünderten? Wie soll ich es mir erklären, daß Paul II. 1534 zur Erbauung einer Tibereinfassung das Kolosseum zum Teil niederreißt? Wie konnte damals, welche Zeit man jetzt als die der Kunstblüte, der edlen Seelenstimmung schildert, eine Tat, wie diese, möglich sein und nicht einen allgemeinen Schrei des Entsetzens erregen? Wie soll ich es deuten, wenn Urban VIII. im 17. Jahrhundert das Pantheon alles Erzes beraubt, die Kuppel und den Portikus schindet, um daraus Kanonen gießen zu lassen? Sixtus V. setzt auf alle Obelisken abgeschmackte Heilige, die an keinem Ort weniger sich schicken, purifiziert die Säulen der Kaiser und bemerkt dies in eigens eingegrabenen Inschriften. Überall sind selbst diesen späten christlichen Kirchenfürsten heidnische Denkmäler unerträglich, nichts kann stehen bleiben als unter der Bedingung, sich taufen zu lassen, das heißt in eine Kirche verwandelt zu werden. Nirgends kann man die hierarchische Entartung tiefer hassen lernen, als da, wo der stille Adel und die hohe humane Einfalt der antiken Werke darunter litt. Der Fackelzug war längst hinter mir, und noch konnte ich die bösen Schatten nicht verscheuchen, die er in mir aufrief — Haß und Angst zugleich. Ich trat ins Café Greco und fand in dem

Fremdenbuche, das dort eigens für die Deutschen und Künstler gehalten wird, den Namen meines Landsmannes Schoeler, nebst Angabe seiner Wohnung. Also doch ein Trost: gegen ihn konnte ich mich ausschütten, von ihm vielleicht etwas aus Dorpat erfahren. Ich eile in das bezeichnete Haus, ein Mütterchen öffnet mir und ich erfahre, daß Schoeler schon vor einem Monat abgereist ist. Abermals vergeblich, murmelte ich, und schreibe nun noch nicht gelösten Schmerzes. Übermorgen ist Mittwoch — woher diese finsteren Ahnungen?

Rom, den 17. September.

Wie lange liegen diese Blätter, wie unermeßlich vieles ist seitdem an meinem Geiste vorübergestürzt! Manches davon verflog unwiderbringlich, andres liegt in weicher Verwirrung begraben. In eine Gesellschaft schnell reisender Flüchtlinge geraten, bin ich von Eindruck zu Eindruck, von Anschauung zu Anschauung geführt worden, ohne daß etwas mein Eigentum, in mir verarbeitet, in Ausdruck verwandelt werden konnte. Rom ist eine Welt, mein Gehirn ist eng und meine Zeit fließt reißend. Und doch darf ich mich von diesen Freunden nicht losreißen. Sie beflügeln meine Trägheit, so daß ich manches Merkwürdige aufsuche, was sonst ungesehen geblieben wäre. Die Hauptsache aber ist, daß die Kosten um das Fünffache sich verringern und also manche Tür mir aufgeht, die öffnen zu lassen meine Mittel nicht erlaubt hätten. Einsamkeit, Einsamkeit — danach sehne ich mich jetzt. Die ersten drei oder vier Tage lebte ich in stiller Schwermut, ohne die Lippen zu öffnen. Mittags, wenn es heiß war, saß ich im dunklen Schoß des Café Greco.

So nennt man das düstere, gedrückte Gewölbe, das einer byzantinischen Krypta gleicht, mit unkenntlichen Gestalten auf Goldgrund bemalt ist und wo die Deutschen sich zum Lesen und Schwatzen versammeln. Morgens, wenn ich so früh aus dem Zimmer kam, schöpfte ich die frische Luft auf Monte Pincio, denn ich wohne in der Via Sistina, und sah das neue Rom zu meinen Füßen, den Petersdom mir nahe gegenüber und die Pinien der Villa Pamfili am Rande des Himmels. Die Piazza del Popolo, die wie ein glänzender Teller mir entgegengehalten dalag, dieser herrliche Platz, dem nichts fehlt, weder glänzende Reinheit und regelmäßige Form, noch ein Mittelpunkt und Herz (dieses bilden der Obelisk und seine vier wasserspeienden Löwen), noch weiße Marmorbilder und lachendes Grün und prächtige Gebäude — war die Scheibe, an der meine träumenden Blicke bald wie Schatten ruhten, bald wie schwere Lasten hafteten. Abends aber, in den beiden letzten Stunden des Tages, zur Zeit, wo die Hitze sich löst, wo das Licht den Himmel durchdringt, daß er ein unermeßlicher Kristall wird, aus dem sich alle Formen so rein heben, wie aus einem geschnittenen Stein, abends wanderte ich durch die Ruinen und fand sie am schönsten, wenn mich die Dämmerung dabei überraschte. Dunkel sind diese Trümmer, verwischt, ungewisser Herkunft, unkenntlicher Gestalt, und dunkel sind auch die Gefühle. Ein Bauwerk von heute ist ein Gedanke, ein Trümmerwerk ist ein Gefühl, und so wehmütig es ist, es wird mir wohl dabei, denn ich sehe seinen Ausdruck vor mir. Nichts erinnert mich schrecklicher an die unermeßliche Ferne des Altertums, als wenn ich seine Tempel und Säulen tief in die Erde gesunken sehe, so daß man

sie ausgraben, zu ihnen herabsteigen muß. Die Erde schwoll wie eine wachsende Flut an ihren Stufen hinan und jeder Fußbreit Tiefe bedeutet ein Jahrhundert. Das Forum des Trajan, die Säule des Phocas, das Kolosseum, das Pantheon, alle haben sich in das Dunkel der Erde zurückgezogen, als sehnten sie sich nach dem dunklen Grabe.

Wenn man in Rom ist, denkt man der Weltgeschichte nach. Wo wäre man mehr in ihrem Heiligtume, tiefer von ihren Schauern durchweht und Gott näher? Wo erhebt man sich mehr zu jenen Höhen reiner Vernunft, wo das zeitliche Dasein nur noch dämmernd in der Tiefe liegt, und wie wesenlose Schatten zerfließt? Was bürgt mir dafür, daß in allem, was uns von außen gegeben ist, in der Natur und in der Geschichte, eine Vernunft tätig gewesen ist? Daß mit andern Worten Weisheit in der Natur, Vorsehung in der Geschichte waltet? Jener Grundsatz, wonach es (eine verwandte oder vielmehr) dieselbe Wurzel ist, aus der hier die objektive Welt oder der Inbegriff unsrer Anschauungen und Empfindungen, und dort die subjektive Welt unsres Bewußtseins erwächst. Jene äußere Geschichte, die ich als eine fremde finde, die ohne mein Zutun geworden scheint, ist das Werk derselben Tätigkeit, die in mir als Vernunft sich ihrer selbst bewußt wird. Vor meinem Bewußtsein schuf sie eine Welt, die ich jetzt nur als vorgefunden erfahren kann; blind und bewußtlos verfuhr sie nach denselben Gesetzen, die sie als freies Handeln, zum Bewußtsein gekommen, befolgt. Das Ich, die ungetrennte, unerschienene Intelligenz, die nichts als eine Tätigkeit ist, spaltete sich zum Behuf des Bewußtseins in die objektive

und subjektive Welt, in Materie und Geist, Erfahrung und Vernunft: hier wie dort ist sie dieselbe und alles, was in Zeit und Raum erscheint, ist der Abdruck, das Erzeugnis und das Leben einer ersten, ursprünglichen Kraft, die mit meinem Wissen, meinem Vernunftgesetz nicht bloß zusammenfällt, sondern eins und dasselbe ist. Denken und Sein ist gleichbedeutend. Daher ist die Geschichte nur die fortlaufende Reihe von Vernunftbegriffen, die in ihr in die Zeit getreten sind und sich also nacheinander entwickeln. Daher sind Freiheit und Notwendigkeit, Zweckmäßigkeit und Ursächlichkeit unter einer höheren Einheit begriffen, gehen Hand in Hand, wirken dasselbe und sind nur Formen desselben Wesens. Ich muß also in dem Gange der Geschichte eine vorherbestimmte Notwendigkeit erkennen, die dennoch durch die Freiheit bewirkt wird, das heißt zugleich ganz zufällig ist. Denn das Bewußte, und das, was auf bewußtlosem Wege entstanden ist, sind dasselbe. Ebenso entsteht alles in der Natur durch Verkettung von Ursache und Wirkung, blind und mechanisch und ist dennoch so zweckmäßig, als wäre es mit Bewußtsein auf ein Ziel berechnet gewesen.

Dieser erste Grundsatz, der uns die Identität der Geschichte und der Vernunft lehrt, ist voll Trost und Beruhigung. Aus ihm geht eine Philosophie der Geschichte hervor, die nichts andres ist, als das Aufzeigen dieser Identität. Eine Vernunft, und zwar dieselbe, die in mir erkennt und sittliche Forderungen an mich stellt, eine Weisheit, eine Vorsehung hat alle Weltbegebenheiten bewirkt: die Kette der Ereignisse ist nichts als die in der Zeit entfaltete Vernunft, die sich in sich selbst bewegt: die Geschichte ist ein Organismus, die zeitliche

Entwicklung dessen, was in der Idee enthalten ist, vom Niedrigsten, d. h. demjenigen, worin die letztere sich am meisten entäußert hat, bis zum Höchsten, wo sie in sich selbst zurückkehrt. — Die Geschichte also ist die Selbstentwicklung Gottes in der Zeit. Sie ist ein ewiger Fortschritt. Alles, was in ihr geschieht, ist weise, d. h. auf ein unendliches Ziel gerichtet. Nichts in ihr ist verloren, nichts verkehrt noch unnütz oder beklagenswert. Diesen Gedanken muß ich mir vorhalten, wenn ich auf den Trümmern einer schönen und untergegangenen Welt stehe, wenn ich des alten Roms und Griechenlands gedenke und mein Haupt an einer daliegenden geborstenen Säule zerschellen möchte mit dem Ausruf: Unvernunft und Blindheit und Bosheit, Wahnsinn und Grausamkeit sind die Mächte, die über die Menschheit herrschen! Ein hohes Zeitalter versank und wie vieles ist auch durch unsre Gesittung nicht wiedergewonnen, wie vieles kann nie und nimmer von neuem in das Dasein treten.

Mir wird angst, wenn ich dessen gedenke, und oft kommen mir Zweifel an der ewigen Vervollkommnung, in der ich die Menschheit begriffen glaubte. Und nimmt man mir diese, ist unser Geschlecht dem Zufall, der das Schönste tötet oder sein Entstehen versagt, anheimgegeben, oder dreht es sich, gleich dem Naturwechsel der Jahreszeiten, in einem notwendigen Kreis derselben Taten und Schicksale, ach, dann sinken meine Arme, und wozu ward ich dann geboren!

Ich habe der Perfektibilität nachgedacht und folgendes gefunden: Der Streit derer, die sie leugnen und die sie annehmen, geht aus der Verschiedenheit dessen,

worauf sie reflektieren, hervor. Die einen denken an den Fortgang in den Wissenschaften, andre an die sittliche Läuterung, andre an die Befestigung der rechtlichen Verfassung, noch andre an Gewerbe, Kunstfleiß, Bevölkerung, andre endlich an Geschichte der Kunst und deren Blühen und Verfall. Was die Sittlichkeit betrifft, so ist es gleich schwer, deren Zunehmen oder Abnehmen zu beweisen. Manche Tugend ist vor der Zivilisation erloschen, die doch wieder den Menschen veredelt und erhebt. Die Treue, die Genügsamkeit, die Einfalt und Wahrheit roher Naturvölker sucht man oft vergebens in gesitteten Zeitaltern. Noch weniger ist die Annahme einer immer höheren Kunstentwicklung möglich. Wir sehen die Kunst ohne festes Gesetz, in verschiedenen Ländern und Zeiten, aufblühen und welken, dann an einem andern Punkt sich wieder erheben, um abermals zu sinken. Man kann nicht sagen, daß von Homer bis Schiller, von Demosthenes bis Mirabeau, von Phidias bis Thorwaldsen eine ununterbrochene Kette immer edlerer Werke fortlaufe, sondern die Höhenlinie steigt und sinkt und zieht sich oft als eine lange Ebene fort, um dann plötzlich zu einem gewaltigen Berggipfel zu führen. Ja manche Kunstfertigkeit, selbst mancher Gemütszustand ist auf immer dahin, weil besondere Zeitumstände, die nicht wiederkehren können, ihn hervorriefen. Man könnte vielleicht beweisen, daß z. B. die Bildnerei nie wieder jene Höhe erreichen kann, die sie unter den Griechen erstiegen hatte, weil sie mit jener Religion und Sitte und Volksnatur unauflöslich zusammenhing. Wer also ein besonders reges moralisches Gefühl besitzt, oder die Seele des Künstlers als eine göttliche, künstlerisches

Schaffen als die höchste Tat des Menschen ansieht, der kann keine unendliche Vervollkommnung in der Geschichte zugeben. Ja man hat diese Meinung so weit ausgedehnt, daß man einen glücklichen Urzustand annahm, eine Zeit der Weisheit, Wissenschaft und Güte, von der der Gang der Geschichte immer mehr abführt und die nur noch in schwachen Strahlen in die späteren Jahrhunderte immer größerer Verfinsterung und Gottlosigkeit hineinleuchtet. Andre, z. B. Schelling, beklagten den Untergang Griechenlands als der edelsten Menschheit, die je geblüht, und deren Wiederkehr nur ein ewiger Wunsch sei: er hält eben auch ein Zeitalter der Kunst für das Höchste. — Die Erkenntnis der Wahrheit ist offenbar immer weiter und tiefer geworden, und wer die Wissenschaft ins Auge faßt, wird leicht eine ewige Perfektibilität behaupten. Ständen wir noch im Mittelalter, so könnten wir an diesem Satze zweifeln. Aber da unser Blick jetzt über einige Jahrhunderte weiter reicht, so werden wir das Mittelalter zwar, einzeln verglichen, tiefer als das Altertum stellen, in Beziehung auf das Ganze aber dennoch als einen Fortschritt erkennen.

Auch der Staat, die Gesellschaft und das Recht erscheinen in immer höherer und vernunftgemäßerer Gestalt. Im Altertum finden wir nur den Staatsbürger, nur Pflichten gegen das Vaterland, noch kein Menschenrecht, und den 10000 Bürgern stehen 100000 Sklaven gegenüber. Das Sklaventum ist der ewige Schandfleck des Altertums und der eigentliche Grund seines Unterganges. Das Mittelalter hatte gar keinen Staat. Wer die Errichtung einer allgemeinen Rechtsanstalt fordert, wird in der Geschichte der Menschheit ihre allmähliche

Verwirklichung, in dem jetzigen Zeitalter die höchste bis jetzt erreichte Stufe sehen.

Die Erfindungen, die Beherrschung und Verwendung der Naturkräfte, der Wohlstand, die Volkserleuchtung, das sinnliche Behagen, die Abnahme roher Verbrechen, die öffentliche Sicherheit, dichte Bevölkerung, sorgfältiger Anbau, Erweiterung und Verallgemeinerung der Kenntnisse, Verkehr und Kunstfleiß, kurz alles, was man mit dem einen Worte Zivilisation bezeichnet, erhebt unser Jahrhundert so sehr über alle früheren und wächst so sehr mit jedem Jahr, daß wir, auf diesen Zustand stolz und damit jene Inseln der Wilden vergleichend, auf welche unsre Seefahrer stoßen, den Gewinn der Geschichte für ungeheuer, ihren Gang für einen ewigen und immer glänzenden Sieg anzusehen geneigt sind. Auch in dieser Zivilisation sehen schwermütige und sorgenvolle Geister nur einen Rückschritt oder das Alte in andrer Form. Die allgemeine Teilnahme aller Volksindividuen an der Wissenschaft erklären sie für Verflachung derselben, sie weisen auf die Abnahme physischer Gesundheit und Kraft, auf die Frische unsrer Vorfahren; sie schaudern vor dem Gifte der Sittenlosigkeit, das jetzt den Leib der Gesellschaft durchdringen soll; selbst die Buchdruckerkunst hat man als Schwächung des Gedächtnisses angeklagt.

Viele unter denen, die unser Zeitalter verklagen, sind Heuchler, andre stehen selbst im guten und schlimmen auf einer Stufe, die das Geschlecht im ganzen einst einnahm und später verließ. In Frankreich und England hat die Frage wegen des Fortganges der Geschichte viel weniger Sorgen gemacht als in Deutschland, und in

keinem Lande hat man mehr Feindseligkeit gegen die moderne Zeit gezeigt und zugleich inniger an erloschenen Geisteszuständen vergangener Weltalter gehangen als in Deutschland.

Ich muß noch eine letzte Ansicht anführen, die nicht wie die früher erwähnten auf Ausbildung irgend einer in den Menschen gelegten Kraft, sondern auf das Glück alles ankommen läßt. Welcher Mensch ist glücklicher, fragen diese, der Naturmensch oder der Zivilisierte? Der Sklave oder der Freie? Der Unbewußte oder der Denker? War nicht vor Anfang der Geschichte, da der Mensch ein Naturwesen war, das Maß seiner Leiden ein geringeres? Und können wir behaupten, daß jedes Zeitalter, das uns näher steht, um ebensoviel beglückter, der Wilde der Unglücklichste ist, wir selbst aber in Frieden und Genuß ein von Schmerzen vergleichungsweise freies Dasein führen? Gewiß nicht, aber noch glücklicher als der Mensch ist dann das Tier, oder weil auch dieses noch empfinden kann, der Stein, den nie ein Schmerz, auch nicht der Tod erreicht. — Wir haben gesehen, daß wir, wenn über die unendliche Vervollkommnung bejahend oder verneinend entschieden werden soll, unter den Gegenständen erst unterscheiden müssen, die wir ihr unterworfen denken. Die Kunst, die innere Sittlichkeit, die Frömmigkeit ließen sich nicht in steter Fortbildung annehmen, wohl aber Wissenschaft, Verfassung, Gewerbe, Wohlstand u. s. w. Dieser Unterschied ist, allgemeiner gefaßt, folgender: Es gibt Aufgaben, die nur das Individuum für sich löst, Höhen, auf die das Glück oder seltene Begabung es hebt, ohne daß es andre mit hinaufziehen, daran teilnehmen lassen kann. Es gibt Schätze,

die der einzelne nicht als Vermächtnis hinterlassen kann, geistige oder sittliche Vorzüge, die mit dem Tode des Inhabers sterben. Solche Gaben lassen sich nicht mitteilen, sie wurden auch nicht ererbt; der gütige Zufall schenkte sie oder die eigene Kraft errang sie. Jeder erringt sie nur durch eigene Kraft und nur für sich, wenn sie überhaupt durch Streben zu erringen, durch den Willen zu erreichen sind; die Hilfe andrer vermag nichts dazu, sie sind nicht Gegenstand gemeinschaftlichen Zusammenwirkens.

Viele andre Aufgaben können nur durch die Gattung gelöst werden. Durch die Gattung, das heißt in der Geschichte. Kein Individuum, und wäre es das begünstigteste, ist seinem Begriffe nach eines solchen höchsten Zieles fähig. Aber jedes übernimmt seinen Teil an dem Baue; wo das frühere Zeitalter aufhörte, tritt das spätere ein, und erst das ganze Geschlecht, in der Unendlichkeit seiner Individuen vollständig, kann das Ideal vollständig erreichen. Alles dahin Gehörige kann und muß mitgeteilt, erlernt, überliefert werden. Überlieferung ist die Bedingung dieses Werkes, je allgemeiner und sicherer diese ist, desto rascher der Fortschritt. Was den Verkehr der einzelnen befördert, beflügelt auch die Arbeit der Menschheit. Darum ist die Buchdruckerkunst und die Dampfmaschine so wichtig, beide heben die Scheidung der Individuen auf, die durch Zeit und Raum getrennt sind und machen die Gattung gleichsam selbstbewußt und allgegenwärtig.

Jenes individuelle Ideal und dieses Ideal der Gattung dürfen nicht verwechselt werden, und nur dieses, nicht jenes, ist der Stern, dem die Geschichte ununter-

brochen und immer näher zuführt. Die Kunst gehört dem Individuum, die Wissenschaft der Gattung an. Das Genie erzeugt keine Reihe immer größerer Genies, es kann keinem seine Geisteskraft mitteilen; seine Erscheinung ist nicht durch eine frühere gleichartige erklärlich, auf die es gleichsam fußte. Als Goethe gedichtet hatte, war deshalb nicht jeder wenigstens ein Dichter wie Goethe; als aber Kopernikus entdeckt hatte, daß die Sonne still stehe, zog er die ganze Menschheit zu dieser Wahrheit in die Höhe und jeder weiß, seitdem wenigstens, daß die Erde sich bewegt. So ist es auch mit der Moralität und Frömmigkeit. Ein sittlich reiner Mensch ist noch nichts für das Ganze Gewonnenes, was der eine darin erreichte, haben nicht alle durch ihn erreicht. Die moralischen Fortschritte, die das Menschengeschlecht gemacht, müssen also zweifelhaft bleiben. Dagegen ist der Staat und die rechtliche Ordnung nur durch den Willen aller zu verwirklichen, und da das Handeln der Gattung Geschichte heißt, wird das allmähliche Entstehen einer immer vollkommeneren weltbürgerlichen Verfassung, der sich jedes einzelne Handeln unterwirft und anschließt, von dem Begriffe Geschichte unzertrennlich sein. Worin wir also unzweifelhaft über allen früheren Zeitaltern stehen, wird alles das sein, was in die zweite Kategorie gehört. Jenes erste aber, sollte es ganz zufällig sein oder nicht auch in gewisser Beziehung an dem notwendigen Vervollkommnungsgange teilnehmen, in dem wir die Menschheit in den Objekten der Geschichte erblicken? Wir werden im voraus annehmen können, daß beide Sphären nicht schlechthin voneinander getrennt sein, daß sie vielmehr in vielfacher Beziehung, Wechselwirkung

und gegenseitigem Einflusse auf ihre Bahnen stehen werden. Ist dieser Einfluß störend oder hindernd? Erfährt das Individuum von der Gattung in dem Gebiete, wo es frei und unberührbar ist, eine Bestimmung? Kann z. B., um ein Besonderes anzuführen, die Möglichkeit der Erscheinung eines Dichtergenies durch die mehr oder minder vorgerückte Stunde der Menschheit vergrößert oder verringert, seine Kraft und Tiefe dadurch geschwächt oder gestärkt werden? Wäre dies der Fall und stände beides in geradem, nicht umgekehrtem Verhältnis, so hätten wir für den Fortschritt in der Geschichte ein neues großes Feld gewonnen, und der Mensch erschiene in jeder Beziehung in einem immer höheren Dasein, als ein immer vollkommeneres Wesen.

Die Entscheidung und Erörterung dieser schwierigen Frage will ich einer späteren Stunde überlassen. Ich bin überzeugt, daß die letztere Annahme dadurch bestätigt werden wird. — Kein Volk oder Zeitalter erscheint von einer so furchtbaren Zweiheit zerspalten als Rom. Ein tiefer Gegensatz geht durch seine ganze Geschichte, durch sein Recht und dessen sämtliche Teile bis ins kleinste, durch seine Sitte und seinen Staat. Auf jedem der beiden Pole stehen bedeutende Männer, als Ausdruck und Träger einer der beiden geistigen Mächte, von einem der beiden Hauptgedanken gefesselt. Das rasche, ereignisreiche, die Welt erschütternde Leben dieses Staates war nur durch diesen Gegensatz erhalten. Das rein Menschliche und das Römische kämpften gegeneinander, das jus gentium oder das Naturrecht und das jus civile, die Patrizier oder die strenge Aristokratie und die Plebejer oder die freie Demokratie, die Bildung und

die Roheit, die Menschlichkeit und die Unterdrückung. Alle altrömische Sitte und Satzung, die von den majores ererbt ist, sieht einer freieren, auf natürlichem Gefühl gegründeten Ordnung sich gegenüber. Der Sohn ist ein Sklave des Vaters, in dessen unbedingter Gewalt, Gehorsam ist seine Pflicht, der Vater kann ihm selbst das Leben nehmen: aber diesem Verhältnis steht ein menschlicheres zur Seite, wodurch der Vater seinen erwachsenen Sohn frei gibt. Neben der strengrömischen Ehe, die durch confarreatio geschlossen ist, finden wir eine andre Form, nach der das Weib nicht die Sklavin, sondern die gleichberechtigte Gefährtin des Mannes ist; so durch alle Einrichtungen und Meinungen denselben Kampf des Römers und des Menschen. Der erstere unterdrückt die besiegten Völker, der andre strebt mit Milde und Billigkeit am Menschenrecht sie teilnehmen zu lassen. Der erstere baut den Acker in roher Einfalt, eifert gegen die philosophischen Gesandten, haßt die Karthager tödlich, sieht abergläubisch auf das Fressen der heiligen Hühner, der andre ergibt sich dem Kunstfleiß und Handel, lernt von dem Fremden, behandelt die Sklaven mit Freundlichkeit, spottet über die Augurn, liebt den Tanz mehr als die Seiltänzer, bemitleidet nicht bloß den armen Marser, den unglücklichen Schuldner, sondern will dem Plebejer Teilnahme an Ämtern, das Recht der Ehe mit der herrschenden Kaste verschaffen. In späterer Zeit ist die eine Richtung in Cato verkörpert, der seine Provinz Korsika durch Grausamkeit zur Verzweiflung brachte, die andre in den edlen Gracchen. Dieser große Dualismus hat drei Entwicklungsepochen. Zur Zeit der Könige ist er noch nicht geboren, er liegt

verzaubert im Stein verschlossen. Die Monarchie ist der Ausdruck dieses noch unentwickelt im Keim liegenden Kampfes. Wir hören noch von keinem Gegensatz der Patrizier und Plebejer. Mit der Errichtung der Republik bricht das bisher gebundene politische Leben hervor. Rom absorbiert die ganze Welt, und das freie Prinzip erringt immer mehr, nach unausgesetztem Kampf, die Herrschaft über das bloß Volkstümliche. Die Plebejer sind zuletzt im Besitz aller Rechte, das Altrömische wird von Bildung und Humanität verdrängt, Rom wird zu einer großen verschmolzenen Völkermasse, alle Nationalitäten, alle Religionen, Sitten, Kenntnisse wandern ein, alle Völker sind genähert, der Kampf hört auf, der Gegensatz schweigt, denn das eine Agens ist vernichtet, und sowie diese Stufe erreicht ist, tritt als deren Ausdruck das Kaisertum ein. Rom ist nur Eins, diese Einheit vertritt der Kaiser. Es gibt keinen Unterschied der Plebejer und Patrizier mehr, alle Fremden erhalten das Bürgerrecht, die Hauptstadt faßt die ganze Welt des Altertums zusammen, Trajan ist ein Spanier, Kornelius Gallus ein Gallier, der Isis und dem Serapis werden Tempel errichtet. Rom hatte unter den Kaisern seine weltgeschichtliche Aufgabe erfüllt und ging darauf unter. Diese Aufgabe war keine andre, als alle Völker zu vereinigen, zu verschmelzen. Die Nationalität, diese Schranke, die den Fortgang hemmte, sollte fallen, und den Beruf dazu erhielt Rom, derjenige Staat, der die schärfste und härteste Volkstümlichkeit besaß, daneben aber auch das allgemeine menschliche Bewußtsein in einem tiefen Triebe bewahrte, durch den Kampf beider das großartigste Schauspiel gewährte und alle Völker in den gewaltigen Umschwung seiner Geschichte mit fortriß.

Griechenland hatte ein Panjonium, höchstens ein Panhellenion, Rom aber gleich anfangs die bedeutungsvolle palatinische Gründung, war ein Panlaion, das heißt eine Völkergemeinschaft. Erst seit Rom kann man von einer Geschichte der Menschheit sprechen, als einer gemeinsamen. Nur der Zusammenhang des römisches Staates machte die Verbreitung des Christentums über alle Völker möglich, ja weckte erst die Idee einer solchen, und zwar ging diese Idee wieder von einem Volke der schroffsten nationalen Beschränktheit, den Juden, aus. Das Band der mittelalterlichen Völker war die gemeinsame Kirche, und diese von dem früheren Rom zuerst bewirkte Gemeinsamkeit ward von dem zweiten Rom des Mittelalters erhalten; auch damals, bei seiner zweiten Weltherrschaft, war Rom die Einheit des Menschengeschlechts im Gegensatz gegen die Völkertrennung. Dieser Gedanken ward ich mir wieder bewußt, als ich vor dem Pantheon stand. Wahrlich, das Pantheon ist das Denkmal, das Sinnbild Roms, dort steht sein Wahrzeichen, die Formel seines Lebens. Das Pantheon, das allen Göttern geweiht war, ist in merkwürdiger Bedeutung von allen römischen Bauwerken fast allein erhalten: hier ist das reine Rom. Und mit tiefem Instinkt hat derjenige, der diesen Tempel den Religionen des ganzen Erdkreises errichtete, seinem Bauwerk die runde Form gegeben, denn rund ist die Allheit, die Kugel und der Kreis ist die Aufhebung aller vereinzelten, individuellen Gestalt. Verfolgen wir die Geschichte der Baukunst, so finden wir überhaupt erst in Rom den Rundbogen und die Kuppel, und auch dieses in Übereinstimmung mit Roms weltgeschichtlicher Bestimmung. Ein herrliches Gebäude, dieses Pantheon!

Beraubt, verstümmelt, mißachtet, ist es dennoch noch immer das Schönste in Rom. Unverschleiert sieht der blaue Himmel hinein, schwebt die Wolke über dem Haupt des schwermütig Dastehenden; der Himmel sandte seit mehr denn achtzehn Jahrhunderten Licht und Regenschauer hinein, aber er verschonte sein erhabenes und doch freundliches, liebliches Ebenbild. Des Himmels Ebenbild — Roms Ebenbild!

* * *

Ein Freund von mir reiste mit einem neapolitanischen Kanonikus und fragte ihn um seine Meinung über die kölnische Angelegenheit. Wie erstaunte er, als der ehrwürdige Geistliche auch nicht ein Wort von der ganzen Sache wußte, ja selbst von der päpstlichen Allokution nichts gehört hatte! Kein Wunder, in Neapel ist ein Zeitungsblatt eine Seltenheit. Ein Neapolitaner fragte den andern, was der kölnische Ketzerstreit eigentlich sei? „Ach," war die Antwort, „die Tedeschi haben einen Archivescovo zwingen wollen zu heiraten, und da er sich weigerte, ihn totgeschlagen. Deshalb hat der Papst sie in den Bann getan und einen Kreuzzug gegen sie angeordnet." Gleich unwissend war ein deutscher Landpfarrer, von dem mir ein andrer Freund erzählte. Mein Freund war Hauslehrer und traf im November 1830 in einem versteckten Winkel Deutschlands mit besagtem Landpfarrer zusammen, der durchaus kein Wort von der Julirevolution wußte. Das ist eine Revolution, erklärte man ihm, die, wie der Name sagt, im Juli dieses Jahres in Frankreich vorgefallen ist. „Ach," war die Antwort, „jetzt weiß ich, womit Sie das verwechseln: In meiner

Jugend, etwa ums Jahr 1790, war, glaub' ich, auch so eine Revolution in Paris — das wird es sein!" Als man endlich fest behauptete und ihm genau auseinandersetzte, wie dies eine zweite Revolution sei, war merkwürdigerweise des Pfarrers erster Ausruf: „Ach, nun werde ich wieder Einquartierung bekommen!"

* * *

Wenn wir hier Museen und Privatgalerien besuchen und endlich von dem Aufseher Abschied nehmen, so ist der Schmerz der Trennung so groß, daß wir den letzten Augenblick möglichst abkürzen. Man verspart seine Gabe bis an die äußerste Grenze, drückt sie ihm flüchtig in die Hand und verliert sich hastig, von Gefühl übermannt.

* * *

Vorurteile ausrotten, alte Irrtümer verscheuchen, ist mühsam und ein lange vergebliches Geschäft. Die große Menge dummer Menschen kann dasjenige, worin sie aufgewachsen sind, durchaus nicht abstreifen, ja sie werden oft tiefsinnig und geistreich, besonders in Deutschland, wenn es gilt, einstürzende Vorurteile zu stützen. Wer z. B. an Wunder, die geschehen sein sollen, glaubt, ist nicht zu schlagen, denn die Vergangenheit ist eben fern und mathematische Beweise sind nicht möglich. Nur in einzelnen Fällen haben diese hartnäckigen Gewohnheitsmeinungen völlig entblößt werden können, z. B. bei dem Glauben der Chiliasten an die Wiederkehr Christi ums Jahr 1000. Sie glaubten daran, wie sie an die Auferstehung oder an die Verwandlung des Wassers in Wein glaubten, beides war gleich heilig, gleich ewige, geoffenbarte Wahrheit. Das Jahr 1000 kam, aber die Welt bestand und

besteht noch heute. Da war wenigstens ein Teil ihrer Überzeugung unumstößlich zu Unsinn geworden: trotzdem blieb das übrige. Es wäre höchst merkwürdig und lehrreich, wenn man erfahren könnte, was in der Seele eines so Überzeugten vorgegangen ist. Die falsche Meinung war so sehr mit ihrem Wesen verwachsen, daß sie sie gegen die besten Gründe nicht aufgaben: augenscheinlich nun des Gegenteils überführt, mußten sie davon abstehen, und diesen Vorgang der Abscheidung und den Zustand nachher zu erfahren wäre von höchster psychologischer Wichtigkeit. Den Gelehrten begegnet oft ein ähnliches Schicksal. Sie streiten mit tiefster Erbitterung für ihre Ansicht und sind so sehr mit ihr eins, daß nichts sie vom Gegenteil überzeugt. Da kommt eine neue Entdeckung und es ist kein Zweifel mehr. Wie muß ihnen da zu Mute sein! Mancher Philologe hat eine unrichtige Lesart bis aufs Blut verteidigt: es findet sich eine alte Handschrift, die den Zweifel derer, die die Stelle anfochten, zur Gewißheit erhebt. Die Säule des Phokas auf dem Forum wurde von einigen als zu diesem, von andern als zu jenem Tempel gehörig gedeutet, beide hätten ihr Leben für ihre Meinung gelassen. Da gräbt man die Säule aus und findet auf dem Fußgestell eine Inschrift, die die falsche Erklärung ins Licht setzt. Noch einmal — wenn ich in das Innere solcher schlagend widerlegten Leute blicken könnte! Dieser Blick würde vieles in der Geschichte der Religionen und über die mir noch immer unerklärliche Tatsache des Glaubens aufhellen.

* * *

Musik. Ich habe immer gefunden, daß kalte Verstandesmenschen (und diese sind besonders in dem reflektierenden Norden Deutschlands zu finden) der sogenannten klassischen Musik am meisten zugetan waren. Ihr Herz ist nicht dabei, ihr Ohr rechnet, sozusagen, die richtige Harmonie. Ich bin dieser Tage mit einem solchen zusammengeraten: es ist ein Geist, der mir nicht wohltut. Er spottet, behält überall die Besonnenheit, spricht angeblich keinem etwas nach, bleibt kalt bei allem, was andre als entzückend schildern, heuchelt als Kenner Kunstgenuß, und zwar in gemäßigter Äußerung, spottet und räsoniert aber meistens. Ich bin selbst oft auf seiten klaren Verstandes und seiner scharfen und herrlichen Waffe — des Witzes, aber nicht immer, nicht ausschließlich, nicht bei dem wahrhaft Großen und Schönen. Die italienische Musik ist Gegenstand seiner Verachtung, er rümpft hochmütig die Nase und sagt jedem Italiener ins Gesicht, die Musik liege in Italien tief danieder. Und dies verletzt den Eingeborenen am tiefsten. Was ist ihm noch geblieben, als die Welt der Töne? Was ist inniger sein Leben, seine Seele geworden? Nur dort jubelt und klagt, denkt und dichtet er noch, nur dort darf er frei seinen Haß und seine Liebe ausgießen. Die Musik ist Italiens Stolz, das einzige, worin es Lehrerin und Beherrscherin Europas zu sein glaubt. Die größten Sänger in Paris, der Hauptstadt Europas, sind Italiener; fortwährend ist Italien groß an Maestros der Tonkunst, deren Stücke über alle Bühnen Europas gehen: kaum hat Rossini ausgeklungen, so tritt Bellini auf und Donizetti hat sich verbunden, jährlich vier Opern zu liefern. Selbst Mozart ging aus italienischer

Schule hervor und hat italienische Texte komponiert. Und da kommt ein Tedesco und sagt ihnen, ihre Musik tauge nichts und sie verständen nicht zu singen!

Zu Cimarosas Zeiten standen die Italiener auf der Stufe, die in Deutschland als die allein schöne bezeichnet wird. Sie haben seitdem die natürliche Entwicklung verfolgt, die klassische Musik ward zur romantischen. Der Südländer singt mit leichterer Seele durch die freiere Luft. Alles Dunkle, Schwere, flieht ihn auch in der Musik. Die Harmonie, die gebundene Fügung tiefverschlossener Urgesetze der Natur, Zahlenverhältnisse als unterste Grundformen der Welt, die aller individuellen Gestaltung vorhergehen, dieser dunkle Schoß der Dinge, wo der Deutsche so gern sich gefangen gibt, ist dem Italiener unverständlich und unheimlich; ihn treibt es an die lichte Oberwelt, wo die Gestalt aufsteigt, wo die Blume blüht, und bei solcher Geistesart wird ihm jedes Gefühl zur Melodie. Denn die Melodie ist Begriff, Wort, Gestaltung und Einzelheit, die Harmonie ist das letzte, aus dem alles geboren ist, das Umfassende, das ununterscheidbar in sich selbst kreist.

Als in Florenz eine neue Oper erst zwei- oder dreimal gegeben worden war, hörte ich sie schon Abends in allen Straßen singen. Gestern abend lag ich gegen Mitternacht bei hellem Mondschein noch am Fenster: da kam ein Trupp niederer Leute aus einer Osteria und zog bei mir singend vorbei. Es war ein mehrstimmiger Chor aus der Somnambule, aber so richtig, von so vortrefflicher Stimme vorgetragen, daß ich mit Vergnügen lauschte. Ich fragte meine Nachbarin, die junge Tochter meines Wirts, ob ihr die Musik dieser

Oper gefiele: „Ah, deliziosa,“ sagte sie mit innigem Ausdruck des Gefühls. Das Mädchen ist ungebildet, weiß nichts von Urteilen andrer, aber Bellini entzückt sie. So ist es mit allen übrigen. Musik, und gerade diese, ist von diesem Volke unzertrennlich. Ich möchte wissen, ob eure Jahreszeiten von Haydn oder eure Symphonien von Beethoven oder eure Armida von Gluck auch so für Tausende Ausdruck der Freude, des Übermuts, der Klage geworden sind oder sie auf allen Schritten, gleich dem Atem begleiten. Bellinis reizende Melodien haben in allen Ländern alle Ungelehrten, die bloß Herz und unbefangenen Sinn hatten, bezaubert. Die musikalische Aristokratie hat geschmäht, gedroht, gespottet, aber die Opernhäuser waren darum nicht minder gefüllt. Bellini ist voll einer elegischen Weichheit, er lacht nie ausgelassen, oft ist er betrübt bis in den Tod, aber nur von Liebesschmerz. Süße glühende Liebe ist jeder Akzent, jeder Atemzug in ihm: selbst seine Grazie, seine Klage, sein Lächeln unter Tränen und die Blumen, die er streut, kommen aus der Liebe oder umhüllen sie als Schmuck.

In Bellinis Tönen herrscht nie ein dumpf in sich versunkenes Gemüt, nie jene indische sinnbildliche Bedeutungsfülle; seine Musik ist wie mondbeschienenes fliehendes Gewölk, wie der Nachthauch, der um den Rosenstrauch spielt. Die lieblichen Wendungen seiner Melodien sind nie durch dunkle oder gleichsam über ihre Ufer tretende Harmonien gefesselt und verhüllt, sie kommen so lächelnd wie ein Frühlingstag, aber bringen auch Schwermut, gleich diesem. —

Noch einmal, vor dem Schlafengehen, öffne ich das Fenster; so hell ist das Mondlicht, daß alles wie eine

Winterlandschaft mit Schnee bedeckt scheint. Auf der Straße liegt, wie jeden Abend, eine Herde Ziegen weiß und schwarz gruppiert; sie übernachten hier, um jeden Morgen frische Milch zu liefern. Auf dem Hofe des jenseitigen Hauses plätschert das Wasser, denn Rom ist ganz und gar und bis in jeden Winkel von Wasserstrahlen durchrieselt. Köstliche Luft! In meinem Vaterlande ist jetzt Sturm, Kälte und nichts als kupferrotes Laub!

24. September.

Seitdem man die Geschichte als das Leben des Weltgeistes erkannt hat (und der erste, bei dem sich Spuren dieser Einsicht zeigen, war Bossuet), seitdem mußten zweierlei Verkehrtheiten von selbst fallen; ich meine den Nutzen, den man aus der Kenntnis der Geschichte schöpfen sollte, und womit man sie in der Vorrede den Lernenden und Lesenden empfahl, und zweitens die moralische Beurteilung, der man ihre Taten und Helden unterwarf. Man lernt nichts aus der Geschichte, und nie kann eine vergangene Stufe eine Lehre für eine spätere enthalten. Jede Zeit und jede Begebenheit hat ihren eigenen Begriff und die Lage der Dinge ist immer eine neue. Die geschichtliche Entwicklung wandelt ihren Weg von Gedanken zu Gedanken, von Erscheinung zu Erscheinung; jede setzt die Reihe aller früheren voraus und ist deren jeweilige Krone; aus keiner aber läßt sich eine allgemeine Regel schöpfen. Die Philister haben ihre Wissenschaft dadurch zu Ehren bringen wollen, daß sie den praktischen Nutzen auseinandersetzten, den der Staatsmann u. s. w. aus ihr ziehen würde. Im Gegenteil; die Geschichte hat keinen Nutzen, und hätte sie ihn, sie erhielte keine neue Würde.

Ganz und gar verderblich und der Tod der Geschichte ist die Einmischung der Moral. Da habe ich neulich Bottas Geschichte Italiens gelesen und finde auf jeder Seite nicht bloß gute Lehren, aus vorliegendem Falle geschöpft, sondern auch Strafpredigten gegen böse, Lobeserhebungen für edle Handlungen. Jetzt macht eine solche Geschichtschreibung auf mich den Eindruck des Geistlosen, oder als trüge der Verfasser Kindern die Geschichte vor. Wie konnte er nicht einsehen, daß eine verbrecherische Tat, in geschichtlichem Sinne, oft groß, notwendig, unvermeidlich, bewunderungswürdig ist? Daß der Mensch, der so handelte, nicht anders handeln konnte, wofern er nicht eben von den geistigen Mächten der Geschichte beiseite geworfen werden wollte? Nichts konnte anders sein in jener Kette der Taten, die wir die Weltgeschichte nennen, das Notwendige mußte kommen, die Idee handelte durch den Menschen, den sie ergriff und erfüllte. Und immer fand sie einen solchen; dies sind jene Menschen, die wir die geschichtlichen nennen. Und diese geschichtliche Stellung aufweisen, wird unser historisches Urteil sein. Ich lasse der Moral ihre Forderungen und ihre Gerichtsbarkeit in ihrem Gebiet; sie lasse aber auch der Geschichte ihr oft entgegengesetztes Gesetz. Ist es nicht lächerlich, den Römern zu zürnen, weil sie Eroberer waren? Als ob sie anders gekonnt und gedurft hätten! Als ob das Wachstum und Leben des Menschengeschlechtes nicht auf ein Volk, wie die Römer, führen mußte! Ist es nicht ebenso lächerlich, Napoleon zu verurteilen, weil er in so vielen Kriegen, bloß aus niedriger Ehrsucht, so viel Blut vergoß und Elend stiftete? Oder, wie Botta tut, diejenigen Italiener als Verruchte zu brand-

marken, die die Vandalen, die Langobarden oder überhaupt die Fremden ins Land gerufen? An geschichtliche Taten den moralischen Maßstab anlegen, ist ebenso verkehrt, als ästhetische Kunstwerke nach ihrem sittlichen Charakter zu schätzen.

Rom, Oktober 1839.

Könnt' ich einen von euch dem finsteren Oktoberhimmel entführen und ihn in einem Augenblick hier an meine Seite versetzen, daß er mit mir wandelte in den Baumgängen der Villa Borghese! Ach, wenn ich dich mir denke [1]), wie du Abends, wenn der Sturm die grauen Wolken über ein ödes Gefilde jagt, an der Flamme des Lichtes einsam sitzest, und dein Bewußtsein trübe lodert gleich jener Flamme, und du in Sorgen und Mißmut mit müden Augen das schwarze Nähzeug niedersinken lässest — ach, dann möcht' ich dich mit einer Riesenhand ergreifen, und du solltest plötzlich an dem Tempeltor der schönen Villa erwachen! Der Reisende kommt durch tausend Abstufungen allmählich zu dem Genusse, damit ihm die Freude nicht zu rein und voll als Freude komme, und ich muß mir immer sagen, daß es Oktober ist, um das Gnadengeschenk dieses blauen Himmels, dieses grünen Laubes ganz zu empfinden. Dich aber träfe auf einmal diese noch lichte, sommerliche Welt, die fremden Bäume, die Sitten, die schönen Aussichten, diese ganze seltsam abweichende Natur; wie groß wäre dein Staunen, dein Entzücken und meins, wie wäre es vermehrt! Könnt' ich dich durch diesen

[1]) Die Apostrophe gilt der Mutter.

weiten, herrlichen Garten führen! Links vom großen Wege steigen wir zu einer Felsenhöhe, wo im Strauchgebüsch zu unsern Füßen ein Wasserfall plätschert, den wir hören aber nicht sehen, und der einem stillen Weiher zurieselt, dessen Spiegel mit aufgelöstem Haar hinabsinkende Trauerweiden verhüllen: wir sehen den Petersdom uns nahe gegenüber, und auf der Höhe am Rande des Himmels die Pinien der Villa Pamfili, diese wundersamen Bäume, die aufgeschossenen Pilzen gleichen oder Fallschirmen oder europäischen Palmen; im Vordergrunde steht die Porta del Popolo, gleich zwei Türmen des Mittelalters und dessen düsteren Geist tragend, der diesem Himmel so fremd ist, vor vielen andern Kuppeln der weiten Stadt; links siehst du auch noch den Zug einer alten Wasserleitung mit vermauertem Bogen: — aber die Sonne neigt sich, wir haben noch einen weiten Park zu durchstreifen, und ich reiße dich fort. Wir kommen an ein ägyptisches Tor, vor dem zwei Obelisken aus rötlichem Gestein geheimnisvolle Schriftzeichen tragen: schwerfällige Säulen halten unheimliche Mauern — dies Ägyptische ist ja dem Leben so feindlich, dem Menschlichen so fern, es sind bleierne Tempel des Todes, vernunftlose Schlafgemächer der Mumien, und erschrecken ein noch fühlendes Wesen wie Bilder des Moders, wie feuchte Grabstätten — darum weiter unter dem reinen Himmel durch schmeichelnde Luft; wir weilen einen Augenblick am Rande des Springbrunnens, dessen rückkehrender Strahl die Wasser des granitenen Beckens erschüttert, so daß sie über seinen Rand steigen und durch Felsentrümmer zischend die gewundene Bahn verfolgen: die Wasserleitung läßt uns unter ihren säulen-

getragenen Bogen durch und unter grünen Bäumen begleitet uns links eine Reihe antiker Marmorbilder, hinter denen eine zweite Rosenwand mit roten Blumen leuchtet, bis wir an ein marmornes Tempelportal stoßen, dessen Giebelfeld halb eingerissen ist, und das laut der Inschrift auf dem Friese Herodes Atticus dem Antonin errichtete. Ob dies eine wirkliche Ruine ist oder eine künstliche, darum kümmern wir uns nicht, genug, sie ist von schöner Wirkung. Immer weiter streifend, befinden wir uns in einem lichten Pinienwalde und heben die Blicke zu den dunkeln Domen, welche die Dämmerung wie Schilde gegen den klaren Abendhimmel hält; Wasserstrahlen springen aus Felsentrümmern in der Mitte eines weiten Beckens und sinken in kristallenen Kometenbahnen wieder zurück; links führt ein dunkler Weg zu einem schwarzen stillen Weiher, den die dichten Bäume ganz verfinstern. So könnten wir noch lange irren, aber die Sonne ist gesunken, die offenen Wagen, die mit Frauen gefüllt, uns bisher in ununterbrochener Reihe begleitet hatten, werden seltener; du hängst dich fester an meinen Arm und wir eilen in die Stadt zurück. Wären wir in Florenz, so führte ich dich in eines der glänzenden Cafés und wir schlürften in blendender Beleuchtung Pfirsicheis, die schöne Welt, die aus und ein wogt, betrachtend und von ihr betrachtet; in Rom aber erscheinen die Frauen seltener im Kaffeehaus — doch was tut es? In der Galerie Ruspoli sind viel einsame Nischen an den Fenstern, oder wir setzen uns unter die mit Lampen beleuchteten Oleanderbäume des Gartens; dort, im seltsamen Zwielicht, wo helle Streifen phantastisch in den tiefsten Schoß der Laube fallen, wo hier

ein Blatt mit grüner Fläche im Lampenschein glänzt, dort ein andres im Dunkel vom Hauch der Nachtluft schwankt und du zugleich einen Engländer mit dem Zeitungsblatt und die Sterne des Himmels erblickst, dort soll man uns die Tasse Kaffee hinsetzen und wollen wir die Stunde erwarten, wo das Theater Alibert beginnt.

Ist dies ein Oktobertag? Ach, noch einmal, könnte ich dich plötzlich zu mir versetzen, könnte ich Fortunats Wünschhütlein auf deinen Kopf drücken!

Ich bin fast geneigt, die Villen für das Schönste in Rom zu halten. Ich denke noch mit Rührung eines Nachmittags, den ich in der Villa Albani zugebracht, wo einst Winckelmann gelebt. Es war die schönste Luft, das Abendlicht, weich und goldig, schien bis in meine Seele und färbte die Welt, die sich darin abspiegelte, mit den Tinten schwermütiger Wonne. Blau lagen die Gebirge in der Ferne, in tausend brennenden Herbstfarben lag der Blumengrund in der Nähe. Zwei schöne Bauwerke liegen sich in der Villa Albani gegenüber, das eine ein Palast, mit Bogen, Säulen, Söller und Dachgeländer, das andre im halbkreisförmigen Bogengang, beide mit marmornen Kunstwerken gefüllt und einem ebenen Gartenstück zugewandt, das mit Blumen und Springbrunnen sie voneinander trennt.

Mit wie weichem Gefühl sah ich in Sälen und Nischen zu den weißen Götterbildern empor! So ruhig, so reine Form, alles Maß und Klarheit. Und dann wieder vom Balkon ein Blick auf die gelbe Beleuchtung der blauen Berge, auf die grünen Wände des Gartens. Mir gefiel, daß die zahlreichen und kostbaren Kunst-

schätze nicht zu einem Museum geordnet sind, sondern wahrhaft den schönen Palast regieren, das glückliche Leben des Besitzers schmücken. Noch schöner ist das Hemizyklum gegenüber. So soll ein Tempel der Kunst sein. Durch volle Bogen wogt das Gold der Abendsonne hinein, die Blumen senden ihren Duft in den Säulengang marmorner Götter. Dort stehen sie in ihren Nischen. Du wandelst in einem Heiligtum, wo das trübe Schäumen deiner Brust sich läutert, sich beruhigt, und trittst hinaus, kühl und klar, wie jene Hohen und Ewigen.

Rom, den 13. Oktober 1839.

Eine elegische Stimmung beherrscht mich, seit ich in Rom bin, eine sanfte Freude, ein milder Schmerz, oder vielmehr beides zugleich. Der Genuß der Gegenwart ist kein Strudel, man atmet ihn nicht in üppigen Zügen, und Trümmer und Gedanken, Luft und Berge gießen dämpfende Tropfen, den Inhalt stiller Totenkrüge, in den glühenden Trank des Lebens. Diese Mischung ist so lieblich! Diese Aussichten von jedem Hügel, jeder Villa sind nicht entzückend oder entzündend, aber unendlicher Bedeutung voll, mit jedem Tage schöner, dem Geiste sinnvolle Gedanken, dem Herzen weiche Seligkeit zutragend. Der Anblick der braunen Stadt und ihrer Kuppeln, die Linien zartgezeichneter Gebirgssäume, die Lage der Hügel, die Überbleibsel des Altertums, die Sitten der Frauen und Männer, ja ihre Sprache und die Bildung der Wolken und jeder Spaziergang ist wie ein Sinnbild, wie ein immer neu erscheinender Inhalt, in den man träumerisch sich versenkt. Immer

wieder sah ich die Pinien und Zypressen, immer wieder diesen Palast und jenen Tempel und hier den eisernen Kastanienofen, die grüne Laube des Limonadenverkäufers, den dasitzenden Bettler und dort die Kupferstiche, die Mosaiken, die Korsofahrten, und fühle immer lebendiger den Wert meines Aufenthaltes, gleich wie ein köstlicher Wein mit jedem Schlucke besser schmeckt.

Heute, am Sonntagnachmittag, schlenderte ich beim schönsten Himmelblau zur Stadt hinaus und zwar diesmal durch die Porta del Popolo. Bei Ponte Molle, wo ich unversehens angelangt war, fand ich viele römische Familien versammelt, die im Wirtshaus oder unter den Bäumen mit lautem Leben speisen und zechen. Da ich heute kein schönes Gesicht auffand, setzte ich mich abseits auf den hohen Balkon, die Flasche Orvieto neben mir, über die Bäume weg Roms Hügel, den Petersdom und Monte Mario vor mir. Da schaute ich auf das wohlbekannte Bild der ewigen Stadt, das immer ergreifender ward. Welch ein Fleck Erde! Man vergeht vor der Macht seines Inhalts, wenn man nachsinnend ihm immer näher tritt. Und gedankenlos die Geschichte zu vergessen, ist unmöglich: tausend Gräber, Steine, Namen und Sitten erinnern dich gewaltig an sie, malen dir alles aus, was du nur als leeres Wort gelernt. Ohne Anstrengung kommt dir die Gewalt der Dinge, geht dir ein Abgrund bedeutungsvoller Bilder auf: du fühlst die Nähe Gottes, schauderst und es weht ein Geisterhauch um deine Stirn. Wenn ich oben vor der Statue des Pompejus gestanden, an deren Fuß Cäsar ermordet wurde, oder die eherne etruskische Wölfin betrachtet, die auf dem Kapitol zu Ciceros Zeit seit undenklicher Zeit,

ein Sinnbild des Volkes, geruht hatte, wenn ich dieselben Straßen gezogen, dieselben Bergsäume mit dem Auge verfolgt, wie das älteste Geschlecht dieses heiligen Bodens, mit welchem Gefühl soll ich dann in die schwarzen Augen jener stolzen und großen Römerin schauen, die neben mir wohnt? Von Ponte Molles Balkon zog ich, von süßem Wein beflügelt, die schon dunkelnde Baumstrauße längs der gelben Tiber und dem Fuße des Monte Mario. Es ist Oktober und da zieht, Sonntags und Donnerstags, der Städter in die Weingärten vor dem Tor. Ein frohes Gewühl, Musik und Lärm lockte mich zur Seite in einen Hofraum. Lange Tische, mit Fritto und Crostata und strohumflochtenen Weinflaschen besetzt, dienen ringsum zum frohen Schmause, während in der Mitte beim scharfen Klang der Mandoline und sechzehnsaitigen Laute, die die Mitte zwischen der Gitarre und Harfe hält, ein buntes Getümmel wogt, das der Wein immer lauter macht. In einem Kreise von etwa drei Schritt Durchmesser, den ein dichter Haufe umsteht, wird der Saltarello getanzt, der mit dem sogenannten Forestiere abwechselt. Immer neue Paare treten auf, bis die ermüdeten Musiker schweigen, worauf die erhitzten Tänzer und Tänzerinnen sich mit langen Zügen Wein erfrischen, den der galante Bursche seinem Mädchen einschenkt. Die Nacht ist eingebrochen, angezündete Lichter beleuchten in seltsamen Streifen die schönen und ausdrucksvollen Gesichter, und die anmutigen Bewegungen schweben durch das Halbdunkel wie wiegende Schatten. Endlich geht der Zug auf der Landstraße nach Hause, singend, lachend, im Takt der Musik. Angezündete Bündel von trockenen

Lorbeerreisern dienen als Fackeln in den Händen und erhellen den Weg. Rechts und links schallt aus andern Osterien die Tanzmusik. Am Tor, wo die Wache steht, beeilt sich jeder, die brennenden Bündel fortzuwerfen, die Gendarmen werfen sich gebieterisch unter das Volk, das Getümmel mehrt sich, wütende Erörterungen von beiden Seiten, während welcher der Zug in die Straßen der Stadt rückt und sich allmählich zerstreut. Ich war übermütig wie ein Kind, faßte den ersten besten mit unter den Arm und marschierte im Takt wie die andern. In ganz Trastevere waren Tanz und Klang auf den Straßen. Vor der Tür jeder Trattoria, vor den Buden der Pizzicaroti, auf spitzem, unebenem Steinpflaster ging der Saltarello ununterbrochen fort, nur durch ein im Takt geschlagenes Tamburin unterhalten. Die ganze Bevölkerung war auf den Straßen. Wer vom Lande heimkam, bei dem legte sich die stürmische Lust erst allmählich, er ging immer noch halb tanzend oder singend. Über diesem bunten Leben leuchteten die friedlichen Sterne und nur in den Nebengassen war es dunkel und totenstill, denn kein Einwohner hatte drin ausgehalten.

Genzano, den 18. Oktober.

Der italienische Himmel gleicht jenen glücklichen, immer kindlichen Seelen, die nie lange trauern, lange zürnen können. Häßliche Wolken hatten heute den Tag verdüstert, als gegen Abend im Augenblick des Unterganges der Sonne klare Lichter über die Gegend flogen und ein Streif blauen Himmels sich immer weiter auftat. Zum ersten Male seit vierundzwanzig Stunden kam Heiterkeit in mein Herz, das schwer gelitten hatte, von Schreck,

Mißmut und Verzweiflung bestürmt. Wie hätte ich dies damals gedacht, als ich noch selig den Albanersee umging: wenige Stunden darauf hatte ein Schlag mich aus dem Paradiese in die schwärzeste Angst gestürzt. Ich hatte für meine erste Bekanntschaft mit Albano einen schönen Tag zugeteilt bekommen; den Berg hinansteigend und an seinen höchsten Rand gelangt, sah ich plötzlich in der Tiefe jenen blauen Spiegel vor mir, den man den Albanersee nennt. Unbeweglich, wie einen gewaltigen Saphir, faßt ihn beinahe kreisrund die einst vulkanische scharfe Höhe ein, auf der feuchte Baumgänge rundum führen, links zum Kastell Gandolfo, rechts zum Kapuzinerkloster und dem drüben sich erhebenden Mons Albanus oder Monte Cavo. Ich wählte die letztere Seite und gelangte kurz vor dem Kloster auf die Höhe, von der nicht bloß Kastell Gandolfo gegenüber liegt, sondern jenseits die Ebene Latiums und Rom selbst und der breite blaue Streif des im Lichte dampfenden Mittelmeeres, das hier ganz nahe ist. Die fernen Berge der Ebene aber, die sabinischen Höhen, lagen von Licht und Schatten so wundersam angehaucht, in so köstlichen Formen gebildet, daß ich, sprachlos und vom Zauber überwunden, vergebens nach einer Rechenschaft suchte. Ach, wie blau war dieser Anblick! Der Himmel so kristallen, wie ich ihn bisher nur geträumt, von einzelnen Wölkchen, die mehr Geist als Sinnenwesen waren, wie von Engeln durchzogen; blau und kristallen auch das unendliche Meer, blau die Berge, blauer als alles, ein köstlicher Edelstein, tief in den Rücken des Berges gedrückt, der stille See; fabelhaft die Stätte; hier die Wiege und die Fabel, dort das Leben und die Geschichte; hier Albano, dort Rom — o, ich hatte Eile,

aber ich stand festgewurzelt, übermächtig gebunden. Indes, es war ja nur eine vorläufige Schau, eine Durchfahrt nach Neapel und meine Wiederkehr gewiß — dieser Gedanke gab mir Kraft, zum Wege hinabzueilen. Flüchtig durchrollte ich den Weg bis zum hohen Aricia, den Ulmengang bis Genzano, fortwährend schwelgend, da stieg mir zwischen Genzano und Velletri urplötzlich ein Gedanke auf, bei dem mein Herzblut stockte. Nur wer die Wichtigkeit dessen, was ich in Rom vergessen, kennt, kann meinen Schreck ermessen. Ich beschloß, alles zu opfern und in Velletri zu bleiben, um den nächsten Morgen nach Rom zurückzueilen. Die Sabinerberge stiegen in wunderbarer Schönheit auf, Capo Circello, das Vorgebirge der Circe, trat in das ätherlichte Meer, der Himmel dehnte sich, ein zweites unermeßliches Meer, ich sah nichts, ich hatte nur stumpfe Blicke, aus deren blindem Spiegel keine Natur widerstrahlte. Ich bezahlte dem Vetturino seine volle Löhnung und blieb einsam und verzweiflungsvoll in Velletri in den Händen schamlosen Diebsgesindels zurück. Tausend Möglichkeiten, tausend Entschlüsse peinigen mich. Und es ist, als wollte Italien höhnend seine schönste Pracht mir zeigen: der Sonnenuntergang umzieht das Gebirge mit einem violetten Rosenflor; die Vorgebirge, Inseln und das Meer schwimmen in Farbenduft und ergießen sich zugleich in himmlischer Klarheit, und ich muß dies alles von der Terrasse des Palastes Lancelotti ansehen und muß im nächsten Vorgrunde Orangengänge und Marmorstatuen erblicken und darf mich doch nicht dem Entzücken hingeben! Ach, die Nacht verging fast schlaflos. Am Morgen, vor Tagesanbruch, saß ich abermals im Wagen, der mich

nach Rom zurückbringen sollte. Noch ehe Genzano erreicht ist, kommt uns ein Reiter nach, der Sohn meiner Wirtin in Rom, er bringt mir das Vermißte. Ich bleibe in Genzano und muß abermals die ganze Löhnung bis Rom bezahlen. Der Dienstfertige läßt sich das gemietete Pferd und seine Mühe bezahlen, welches mehr als ein Goldstück beträgt, und nimmt noch die Miene eines großen Opfers an, das er mir gebracht. Er hatte mich während der Nacht in Cisterna aufgesucht, dort meinen Vetturino, nicht aber mich gefunden, war nach Velletri zurückgeeilt, welches ich auch schon verlassen hatte. So trifft nichts zusammen, alles ist gegen mich verschworen und jedes kleine Mißgeschick macht mich um einige Taler ärmer. Nun habe ich hier in Genzano den Tag über auf einen Wagen geharrt, keiner ist gekommen; mein römischer Freund, den ich auf alle Art füttern und selbst noch hoch ehren mußte, obgleich er nur ruhig in Rom hätte bleiben sollen, ist endlich zurückgeritten. Diese eine Unbesonnenheit hat sich mit dem Verlust von fünfzehn Scudi gerächt. Heute nachmittag stieg ich zum nahen See von Nemi hinauf. War es das schlechte Wetter oder meine eigene Unlust, er schien mir weniger schön als der von Albano. Die Kapuziner haben hier wieder den schönsten Punkt zu ihrem Kloster gewählt. Merkwürdig verschieden ist der Menschenschlag hier von dem in Albano, es ist das altvolskische Blut. Die Mädchen haben runde, schwarze Augen, aber sie sind von kleinem, gedrungenem Wuchse. Ein schwarzes viereckiges Tuch ist den Weibern über den Kopf geschlagen, ein steifes Brett hält die strotzenden Brüste nach oben. Dunkle Farben scheinen hier beliebt. Aus Abbildungen

kannte ich die seltsamen Wagen schon, in denen die Bauern einherfahren. Ein hölzernes Gestell, wie aus Mistgabeln bestehend, ist mit Büffelfell bezogen, nimmt aber nur zwei Seiten ein, während die beiden andern, sowie der Himmel offen bleiben. Ein solcher Wagen ist nicht gegen den seltenen Regen, sondern gegen Wind und Sonnenstrahlen berechnet und hängt wie ein halber Mantel um die Schulter des Fahrenden.

Abends wohnte ich noch einer Litanei in der Kirche bei. Das hohe und weite Gebäude war von einzelnen sparsamen Lampen geisterhaft beleuchtet, die das dichte Dunkel mehr streiften als durchdrangen. Dazu plärrten die Priester und immer dieselbe fürchterliche Formel. Eine Schar Kinder, deren Unterricht darin besteht, sangen ihnen nach. Arme junge Seelen! schon so früh entstellt! Ein hölzerner Christus am Kreuz ward über einen Stuhl gelegt und jeder Knabe mußte ihn von Kopf bis zu Füßen mit Küssen bedecken. Selbst die Erwachsenen, die Männer im Weibergewand, knieten am Ende nieder und taten dasselbe. Wahrlich, wären wir selbst nicht auch vom zarten Alter daran gewöhnt, daß wir nichts mehr fühlen, wir würden glauben, Narren des Irrenhauses zu sehen.

Eine Reise auf den Vesuv, den 9. November.

Tief in die Erde steigt, wer das Theater von Herkulanum sehen will. Man gab uns Kerzen in die Hand und führte uns durch neue und alte Lavastufen aus der sonnigen Oberwelt in dumpfe Kellergänge, einst die Korridore, durch welche glänzende, heitere, lachende Menschen zum Genusse des Festspiels gezogen. Man zeigt uns die Stelle des Orchesters, die der Szene, hier

und dort eine noch vorhandene Inschrift, über welcher eine marmorne oder eherne, zerbrochene oder erhaltene Bildsäule gefunden worden; wir steigen auf den alten Rundsitzen, von denen ein Viertel freiliegt: hier, wo ich meinen Fuß setze, hat oft eine üppige, salbenduftende Herkulanenserin, die Tochter des schwelgerischen Campanien in verführerischer Eitelkeit geliebäugelt. Glühende Lava überströmte und füllte das Theater; sie ward zu Stein, das Theater verwuchs mit dem Felsen: nun mußte es ausgehauen werden, das tiefe harte Gestein wurde von neuem zu einem Theater ausgehöhlt. An einer der oberen Wölbungen hat sich eine Maske in flüssige Masse gedrückt und jetzt eine so vollkommene, ewig dauernde Gesichtsbildung in dem Felsen zurückgelassen, als wäre es ein geschnittener Stein. Wir stiegen aus der feuchten Kälte jener Theatergänge an den Tag hinauf, und erst im dritten Stock befanden wir uns wieder so hoch als die Oberfläche der jetzigen Erde.

In den Straßen Resinas erwarteten uns unsre Esel. Gesindel aller Art umschrie und zerriß sich um uns; jeder hatte einen Dienst anzubieten oder eine Gabe zu fordern. Ein unverschämter Maultiertreiber verlangte sogar, man möchte die schon gemieteten Tiere, das schon erhaltene Handgeld aufgeben, bloß um die seinigen ihm abzunehmen. Von Resina ritten wir die sanft ansteigende, aber steinige und schlecht gangbare Straße in die Höhe, rings von Weingärten, Feigen und Fruchtgärten umgeben, welche Mauern oder Dornhecken, oft auch der Kaktus oder die Aloe von uns schieden. Mit sicherem Tritt, unbezwinglich hartnäckigem Langmut, aber unfehl-

barer Klugheit schritten die Esel über zerrissenes Pflaster und steiniges Geröll aufwärts, oft in Schlangenwindungen den bequemsten Pfad wählend. Neben uns wuchs der Lacrimä Christi, der dem Rheinwein ähnlich ist: schon jetzt war der Blick auf den Golf und die anliegenden Landstrecken von überraschender Schönheit. Wir kamen endlich unfern vom Eremiten an das erste Lavafeld, nachdem unsre Tiere schon oft über knisternde Asche geschritten. Ich kannte den furchtbaren Anblick schon von Ischia her; auch hier lag eine grauenvolle Verwüstung wild durcheinander gewürfelt. Schlacken und Schollen, zerbröckelt, zertrümmert, gehäufelt wie eine aufgewühlte Erde; man glaubt sie mit dem Fuß in Staub zerstoßen zu können, und findet ein felsenhartes Gestein. Jenseits dieses dunklen und öden Gefildes blickt von der Höhe das sogenannte Haus des Eremiten: es ist nicht mehr als ein schlechtes Wirtshaus: schon vordem, ehe man durch die Schlucht, die hinaufführt, gelangt, kündigt noch ein Weingarten die Nähe einer menschlichen Wohnung an. Der Hof vor dem Hause, mit hohen Bäumen besetzt, läßt das Auge frei und es schweift herrschend über die ganze Gegend, die ich nun schon von hundert Standpunkten gesehen. Jenseits Misenum und Procida erscheint das äußere Meer und sein zweiter Golf, der von Gaeta, und jauchzend erkenne ich Capo Circello wieder, das herrliche Vorgebirge, die blaue Felsensphinx, deren Formen dieser ganzen Küste eigen sind, vom Capo Miseno und Capri bis Salerno hinab, und das ich einst von Velletri jenseits des Landmeeres der pontinischen Sümpfe gegen Süden erblickt und das ich nun fern gegen Norden jenseits des Wassers erblickte. Vom Eremiten reiten wir noch

eine kurze Strecke durch eine Lavawildnis; dann ist der Punkt erreicht, wo wir vom Esel steigen, und das mühsame Klimmen beginnt. Ein Strom geschmolzener Massen war hier einst über den Rand des kochenden und dampfenden Feuerkessels hinabgeflossen, dann in seinen Wellen erstarrt, zu Klumpen zersprungen, und liegt nun in rollendem, scharfkantigem Gestein wüst durcheinander, natürliche, aber oft wankende Stufen bildend. Man begreift nicht, wer so in diesem Felsenstoff gewühlt und ihn zu kleineren und größeren Brocken zerrieben. Wir sprangen von einem Block steil aufwärts zum andern, auf unsre Stöcke gestützt, von Zeit zu Zeit Atem schöpfend, oder ein Kristall, das sich in der Feuersglut gebildet, aufhebend; die schon bleichen Strahlen der sich zum Untergang neigenden Sonne trieben uns zur Eile. Schon kam uns Schwefelgeruch entgegen, schon ward es unter unsern Füßen warm und zwischen den Schollen stiegen Dämpfe auf. Endlich war der obere Rand erreicht, aber kaum hatten wir ihn betreten, als eine Wolke erstickenden Schwefeldampfes uns entgegenschlug, unsern Blick umhüllte, unsre Schritte hemmte. Es war ein schwarzes, mit Steinen dünn besätes Feld, auf dem wir standen: es neigte sich dem entsetzlichen Schlunde zu, aus dem mit furchtbarer Gewalt giftige Nebel aufwogten und dann, vom Sturm getrieben, auf uns zu und über uns fortwirbelten. Wir bedeckten das Gesicht bis zu den Augen mit einem Tuche und näherten uns dem Abgrund. Oft glaubten wir ersticken zu müssen, oft trieb die Angst, der wir mühevoll widerstanden, zur Flucht. Drunten, am Fuße des Berges, ein reiches, lebenstrotzendes Paradies, hier die wütende, entsetzliche Hölle, eins von dem andern nur zwei kurze

Stunden entfernt. Der Berg war heute ungewöhnlich in Bewegung und wir hatten den ungünstigsten Wind, der uns allen Dampf zutrieb: den Kessel zu umgehen war bei der eintretenden Nacht nicht möglich, auch hatte der Führer sich von uns geflüchtet und jenseits der Schwefelwolken eine sichere Stellung genommen: la nabbia, sagte er, sei heute zu groß. Nichts bewog ihn, mit uns den Rand zu umgehen, allein durften wir es nicht unternehmen. Mit vorgehaltenen Tüchern drangen wir nochmals in die weißen Wolken vor, die wesenlos, aber todverbreitend in immer erneuten Wirbeln über das schwarze Gefilde strichen. Auf Augenblicke entblößte sich der jenseitige Rand des Schlundes; tiefschwarz und zackig, an seinem Bauche mit Nebeln behängt, wogte er auf und nieder, bis er wieder auf längere Zeit verschwand, einem riesenhaften Ungebilde gleichend, daß die Höllentiefe gekocht, dann ausgespien, dann wieder zurückgenommen. Auch seitwärts ragte ungewiß ein dunkler, hoher Felsenrand, vortretend, ins Ungeheure wachsend, dann wieder verschwindend. Die Sonne erschien wie eine blutrote Kugel, nachdem sie lange ganz verhüllt gewesen: das Bild des Meerbusens und der Küste aber, dieses wonnevolle Bild, stärkte unser bebendes Herz in den kurzen Augenblicken, wo ein Spalt der Dämpfe die schöne Erde wieder vor uns öffnete. Es war Nacht geworden, als wir schieden. Wir wandten uns jetzt seitwärts von dem Lavastrom, über den wir hinaufgeklimmt, und wateten durch tiefe vulkanische Asche den Kegel hinab. Nichts leichter und angenehmer, als dieses Hinabsteigen: bis ins Knie einsinkend, fühlten wir bei steilem Fall dennoch keine Erschütterung, denn die Asche mäßigt mit leichtem Wider-

stande die Heftigkeit des Sturzes. Im schnellen Takt tanzten wir hernieder: selbst wenn der Fuß gleitet, sinkt man schmerzlos auf den Rücken und rafft sich lachend auf. Am Fuße des Kegels angelangt, bestiegen wir die unten harrenden Esel wieder, die mit sicherem Tritt durch die Nacht über die Lavablöcke setzten. Im Hause des Eremiten, wo wir uns abermals mit Lacrimä stärkten, denn hier oben war es kalt geworden, zündeten die Treiber ihre Fackeln an, und während, ein schmaler Sichelstreif, der Mond am Himmel glimmte, fielen die roten Lichtströme der vor uns gehenden Brände links und rechts phantastisch auf die wilde Wüste, die in sich zu rollen und dunkel bewegt schien, dann auf Mauern und Bäume, endlich auf die Wände der Häuser des ersehnten Resina. Mein Esel, der während des ganzen Ritts nur durch unausgesetzte Schläge, Stöße und Ermunterungen hatte in Bewegung gebracht werden können (das arme Tier war, wie ich später erfuhr, heute schon von Castellamare gekommen und folglich todmüde), begann munter zu laufen, entweder aus Verzweiflung oder in der Hoffnung naher Einkehr. Von Resina ging es auf der herrlichen Straße und ihren Lavaplatten zwischen Landhäusern, Gärten und durch eine ununterbrochene Kette von Menschenwohnungen die fünf Miglien bis Neapel zurück, während am Himmel der Orion, jenes herrliche Sternbild des Südens, das bei uns nur schwach den Himmel ersteigt, hoch und strahlend leuchtete.

* * *

Gestern und heute, den 12. und 13. November zeigte sich der Himmel Neapels in merkwürdigem Aufruhr. Ein

warmer Scirocco rast sturmähnlich, treibt den Staub der Straßen zu Wolken auf und kaum kann man sich vor ihm auf den Füßen halten. Dabei ist der Sturm so schwül und erschlaffend, daß wir uns alle ängstlich gedrückt fühlen und der Körper zugleich voll Ermattung und voll zitternder Spannung ist. Ich schwimme trotzdem freudig in diesem lauen Bade: heftige Winde sind mir bekannt, aber sie sind kalt und roh, und in diesem afrikanischen Sturme werde ich mir des Südens bewußt. Es ist als würde der Vesuv speien, als stehe ein Erdbeben jeden Augenblick zu erwarten. Auf dem Dache eines vierstöckigen Hauses, das sich an den Felsen lehnt und seine Vorderseite dem nahen Meere zuwendet, liegt mein Zimmer: das platte Dach ist mein Altan, von dort beherrsche ich mein Reich, den ganzen Golf mit Städten, Bergen und Schiffen, sowie meinen Nachbar gegenüber, den Vesuv. Ihr könnt denken, wie es droben wütet und mich in Wirbeln niederreißen will und mich in plötzlichen Stößen überfällt. Das Meer ist während dieser Zeit in unerhörter Empörung; es kocht und donnert unter meinem Fenster; bei Tage sehe ich die Wellen smaragdgrün mit Mähnen weißen Schaumes, wie die Reihen eines stürmenden Heeres, gegen das Ufer ziehen, bei Nacht höre ich nur ihr Zischen und Dröhnen und ein ewiges Gießen, wie von einem Sturzbach. Herrlich ist das Meer, wenn es spiegelglatt ein purpurnes Gegenbild der Abendröte wird, herrlicher ist es in der Macht seines Zornes. Es spritzt über den Molo und bis zu den rot und weißen Sitzen des Altans der Villa Reale. Die Fischer weilen bei solchem Sturm auf dem Lande, aber am Strande laufen die Sammler, denn jetzt werden tausend

schöne Meeresseltsamkeiten aus der Tiefe an die Ufer gespült. Gestern abend leuchteten die Wogen wieder in merkwürdigen, schattenartig fliegenden Phosphorscheinen, heute und in dem Augenblicke, wo ich schreibe, steht ein mächtiges Gewitter am Himmel. Die Wolken sind dünn, der Donner ist nur schwach, aber das elektrische Leuchten unaufhörlich und lang anhaltend. Mehrere Sekunden lang steht das stürmende Meer und der ganze Himmel in hellem Tageslicht, worauf wieder die schwarze, brausende Nacht und dann abermalige Helle folgt. Es ist vielleicht kein wahres Gewitter, sondern nur südliches, taghelles Wetterleuchten, aber das Schaurige des Naturschauspiels wird dadurch erhöht. Wenn ich jetzt auf dem Vesuv stände, wie vor einigen Tagen — es wäre zu schrecklich. Oder wäre ich gar in offener Barke mitten auf der See, wie damals auf der Fahrt nach Capri — der Gedanke schon macht mich beben!

Auf der Fahrt nach Capri! Ich muß aufzeichnen, so viel ich davon noch weiß. Eigentlich sollte ich alles noch wissen, denn Schönes und Schreckliches waren gemischt und der Eindruck tief. Auf Reisen legt sich eine neue Anschauung immer wieder auf die alte und schnell ist die untere Schicht bedeckt. Man soll also nicht warten, aber wie selten ist mir der Augenblick günstig! Wird mir die äußere Gunst der Umstände, so fehlt mir die innere und umgekehrt. Es knistert an die Fenster, es ist der Sand, den der Sturm mit sich führt. Wo hat er ihn her, von Neapels Straßen, von Sorrent, oder aus der Wüste des inneren Afrika?

Es war ein heißer Nachmittag, da wir die schwerbeladene Barke bestiegen, die bei sehr günstigem Winde

in drei, bei gewöhnlichem in fünf Stunden die Insel Capri erreicht. Hält Windstille sie auf, so kann man, allein von Rudern fortbewegt, die ganze Nacht auf dem Meere streichen; erhebt sich aber ein plötzlicher Sturm, dann preise sein Glück, wer den Felsenklippen Capris und des Vorgebirges Campanella entronnen. Schwerbeladen, bis nahe an den Rand eingesunken, bewegte sich das Fahrzeug nur langsam aus dem Hafen Neapels, denn die acht trägen Ruderer konnten nichts schaffen. Sie harrten des Windes, der völlig schlief; die Arbeit des Ruderns betrachten sie als eine verhaßte Ausnahme, sie wollen nur irgendwie die Zeit verbringen, bis der Augenblick kommt, wo sie das Segel aufziehen, singend die Arme kreuzen und unter sich in unverständlicher Mundart den fahrenden Fremdling verspotten. Unsre Gesellschaft lag malerisch auf Körben, Tonnen und Kisten gruppiert, vielfach ihre Sitze tauschend, denn keiner war auf längere Zeit bequem. Der Anblick Neapels von der See her entzückte uns eine Stunde lang; länger kann auch die schönste Aussicht nicht ergötzen; kein Windhauch aber wollte uns forttragen. Das Meer war von gestern noch bewegt und einige unter uns wurden seekrank, was das Peinliche der Lage erhöhte, denn wir waren eng über- und nebeneinander verteilt. Bei Einbruch der Nacht befanden wir uns erst bei Torre del Greco, hatten also kaum ein Drittel der Fahrt zurückgelegt. Wenn Ischia und Procida sich mit ihren Spitzen gerade berühren, ohne einander zu decken, dann ist man auf der Hälfte der Fahrt: beide Inseln aber deckten sich noch immerfort. Jetzt, bei Torre del Greco, nachdem wir drei Stunden gefahren, ward es schon völlige Nacht: es war eine

tückische Nacht, obgleich sternenhell und so warm, daß wir auf den Wassern in der leichten Sommerkleidung stillsitzend es nicht zu kühl fanden. Die Ruder erregten unzählige phosphorische Sternenketten: von fern hörten wir den Donner der Brandung, die sich am Fuße des Vesuvs brach und deren Schall die Nacht so weit trug; Wetterleuchten flog rechts und links über den Himmel, ein Meteor, wir hielten es für eine Feuerkugel, stürzte vom Himmel auf die Berge von Sorrent nieder, da kam der erste Hauch eines Südwindes: schnell fielen alle Ruder aus den Händen und das große Segel ward aufgerollt. Kaum stand es da, so schwieg der Wind. Abermals wurde es herabgelassen und ein abermaliger Hauch fächelte unsre Wangen. So spielte der Wind mit den Bootsleuten: ohnehin war er zu schwach, um große Hoffnung zu erregen. Die Italiener, wenigstens die hiesigen, sind keine geschickten Seeleute; sie sind ängstlich, ja feige; wir bemerkten diese Nacht oft mit Schrecken, wie dies gewandte und leidenschaftliche Volk zu Schiffe unbeholfen und phlegmatisch ist. Wir hatten auf derselben Stelle, vom Winde geneckt, vielleicht eine Stunde zugebracht: so langsam waren die Bewegungen der arbeitenden Schiffer. Zogen sie das Segel auf oder wandten sie es, so lag das Schiff so schräg auf der Seite, daß die Frauen aufschrien, und auch den Männern war das Gefühl peinlich, sich in unsicheren Händen zu befinden. Noch kam ein Stoß desselben Windes, diesmal stärker, aber wieder schnell abbrechend, noch folgte eine Viertelstunde völliger Stille, als plötzlich von der entgegengesetzten Seite her ein schwacher Luftzug fühlbar ward. Das Segel ward umgesetzt, füllte sich eine Weile,

blähte sich stärker, dann ward die Luft wieder unbeweglich. Der Steuermann beschloß, nach Castellamare zu halten, wo er die Nacht zubringen wollte und wohin allein uns der neue Wind günstig war. Aber da begann in alter Richtung von neuem der Südost, jetzt umso entschiedener, je ungewisser die Luftströmung bisher geschwankt hatte, und durch alle Grade schnell bis zu sturmähnlicher Heftigkeit sich erhebend. In wütenden Stößen packte er das Segel, das ungeschickte Hände bald senkten, bald hoben und richteten, er tauchte es in die See, er warf das Fahrzeug auf die Seite. Die Wogen schlugen an die lange Seite der Barke, so daß sie taumelnd sich wiegte, und öde, ein weites Grab, flutete die nachtbedeckte See. Neben mir saß eine junge Frau, die ihren Säugling auf dem Arme trug und deren Angst aufs höchste stieg. Sie betete ohne Aufhören, sie rief alle Heiligen mit bebenden Lippen. „Santissima Maria!“ schrie sie, wenn ein Windstoß über uns losbrach und faßte krampfhaft meinen Leib. Sie zog ein Kruzifix hervor, küßte es hundertmal und reichte es dann ihrem gegenübersitzenden Manne, der ein Gleiches tat. Selbst der Steuermann betete, die Schiffer waren totenstill geworden. Wir kamen schnell, zu schnell fort. Keiner von uns sprach ein Wort: wir hielten unsre Hüte, daß der Sturm sie nicht fortführe. Nach zwei Stunden voll Schrecken fragte ich, wie weit Capri noch sei, denn das Segel verbarg mir die Aussicht. „Es kann nicht mehr fern sein!“ sprach mein Nebenmann hinausblickend. Ich bog mich hinüber und sah eine schwarze Ungestalt aus der Nacht treten, schwärzer als die Nacht, von ungewisser Form: es waren die Fels-

wände der klippigen Insel. Auf einmal wurde das Wasser still, der Wind mäßiger: wir befanden uns am Fuße der Felsen, in ihrem Schutze und in einem noch schwärzer dunkelnden Meere. Das Boot ging sanft, das Segel ward herabgelassen, alle Gefahr war überwunden und nur noch eine kurze Küstenfahrt vor uns. Meine Nachbarin vergaß plötzlich das Beten, und die nächste Frage, die sie tat, war echt weiblich: „Macht das Seewasser Flecken?" Wir landeten an der Marina von Capri, von wo noch eine Felsentreppe zum Städtchen selbst zu ersteigen war. Die meisten Orte dieser Küste liegen hoch, vielleicht weil die Felsennatur keinen Raum bot, vielleicht zum Schutze gegen Seeräuber, oder um das Meer zu beherrschen, und haben dann ihren Hafen, wo die Schiffe anlegen: so Capri, Sorrent, Vietri. Die Insel Capri hat meist steil abfallende Felsenufer, an wenigen Stellen nur ist die Anfahrt möglich. Wie beglückt waren wir, wieder auf der heiligen Erde zu stehen! Es war eine böse Nacht gewesen! Die Soldaten der Dogana bettelten uns an, der Kiesgrund knirschte unter unsern Füßen, in der Ferne und über unsern Häuptern durch die Felsenzinnen pfiff der Sturm. Wir stiegen noch einen dunkeln Steinweg hinan, befanden uns bald im Bette und erzählten einander von den Szenen der Sturmnacht — eine eigentümliche Wollust.

Am nächsten Morgen war der Himmel blau und hell und wir verbrachten eine Weile im Garten des Gasthauses, der ganz aus bedeckten Weingängen und Feigenbäumen besteht. Unter dem Büschel einer Palme stand ich, an ihren Stamm gelehnt, von ihrem Schatten be-

deckt und glaubte mich im Morgenlande. Die Hauptkirche des Städtchens, maurisch gebaut, steigerte meinen Traum: sie sah mit flachen Dächern, auf denen ein kaum erhobener Kugelausschnitt ruht, als sei die Platte durch inneren Hauch ein wenig geschwollen, herüber. An den Mauern und den Felsen der Insel schlug die Sonne brennend zurück; jenes Wüstenkind, die Aloe oder der Kaktus, diese Pflanze, der man es ansieht, daß sie nie dürstet, der es nur in der Hitze brennender Felswände wohl ist und die nie nach saftigem Erdreich verlangt, hing in stachlichten Reihen hier und dort, und da war mein Geist wieder in den Tagen der Kindheit, wo ihn arabische Märchen nährten, jener glückseligen Zeit, von der mich eine lange Lebensreise entfernte. Ein Knabe führte uns durch die Insel, deren Hauptstadt gleichsam im Tale zweier Wogen liegt. Steinig und bergig ist überall der Pfad; in den Gärten wächst der Wein und die Feigen; Felsenpflanzen mit seltsamen Blumen und Blättern, wie sie in südlicher Hitze gedeihen, werden die Lust und Beute des nordischen Wanderers, der sie am Wege, an den Mauern pflückt; überall Gewürzblätter, kein Blatt ohne gewürzhaften Geruch; nirgends vulkanische Spuren, nichts als Kalksteinbildungen in mannigfacher Gestalt; Felsenkuppen hoch in die Lüfte erhoben, Mauern und Schlösser tragend; auf jedem Pfade der Blick auf das Meer, auf das nördliche und südliche, in die hohe See und nach dem neapolitanischen Golf. Oft war es mir lieb, so wenig botanische Kenntnis zu besitzen: ich sehe diese Pflanzenwelt umso dichterisch kindlicher an; dem Kenner individualisiert sich, bestimmt sich alles; die Pflanze hört auf, ein phantastisches Wunder zu sein, sie wird ein Name, ein Indivi-

duum, ein Wirkliches. Auf einem der Felsen steht ein Arsenal, ein Pulvermagazin: das Volk sagt, da werde englisches Pulver aufbewahrt; auf einem andern der Telegraph; auf einem dritten der Palast des Tiberius. Außerdem ist die Insel voll von altem Gemäuer, man nennt es bald eine Villa, bald ein Bad dieses oder jenes Kaisers, meist aber des Tiberius. Auch Friedrich Barbarossa hat sich hier eine hohe Felsenburg gebaut — ob er selbst hier gewesen, ob zur Warte gegen das Meer und seine Ankömmlinge, kann ich nicht sagen. Tiberius, die Mauren, Barbarossa, dazu die heutigen Einwohner, die gewiß noch in Sprache, Blut und Sitte über Tiberius hinaus in die Urzeiten führen — Namen und Anblick führten mich aus der Natur des Landes in die Welt der Geschichte, deren Kette es durchlaufen. Die Insel hat des ganzen Königreiches Geschicke geteilt, aber vom Meer umschlossen, hat sie in ihren Felsentälern länger bewahrt, was auf dem Festlande keine sichtbaren Spuren mehr hinterließ. Unser Spaziergang führte uns an einer Menge von Vogelnetzen vorüber, die man den Wachteln stellt; eine herrliche feine Arabeske schlang sich schwarz in den hohen Himmel: es war ein Zug Vögel, die nach Süden schwebten und genau und zierlich mit geselligem Trieb ihre schöne Linie nie verfehlten. Wir stiegen zur Piccola Marina hinab, uns von dort in einem Boote um die Südseite der Insel rudern zu lassen. Aber kein Fischer war dazu zu bewegen: das Meer brandete an den Klippen und Höhlungen, und so schön diese Fahrt sein soll, mußten wir sie dennoch aufgeben. Wir saßen noch lange an den Felsblöcken des Ufers, zwischen denen die Wellen schäumend durchbrachen,

smaragdgrün, wo sie in den Schatten eines Felseneinschnitts gelangten, schaumspritzend, oft den von der Höhe der Felsenberge einst herabgestürzten Steinblock durchsichtig wie eine flüssige Glaskugel umgießend — eine herrliche Musik, die mit gedankenlosem Wohlsein stundenlang fesselt. Runde Steine sammelte ich, wie ein Kind, den Fuß steckte ich ins Wasser, wie ein mutwilliger Knabe, die Not der Mutter, und sah dann verwundert ein nahes Fischerhaus an, dessen Form völlig einen Würfel bildet — gleichgültig, auf welche Seite du es wirfst: es entrollte der Hand eines Riesen und der Zufall machte das Dach zum Dach, den Boden zum Boden. Rom konnte sich schwer an die gotische Baukunst des Nordens gewöhnen, an jene geheimnisreiche, unsinnliche, aber es hatte den Bogen und das Gewölbe, womit es sich wie mit einem zweiten Himmel umgab: Neapel, das noch weniger modern war, als Rom, sondern griechisch, das heißt völlig antik, kannte nicht einmal das Gewölbe, sondern nur die Ebene und gerade Linie. Der Küstenfahrt unteilhaftig, stiegen wir mitten durch die Insel zum Palast des Tiberius hinauf. Auch hier Bettler, auch hier unverschämte Forderungen und Spekulation auf den Fremden. Ein hübsches Fischermädchen reichte mir eine frische Nelke, bot mir Trauben und getrocknete Feigen an — wie das naive Kind nach Geld begierig war, ja sie bat sich sogar mein Taschentuch als Geschenk aus. Ich studierte ihr Gesicht und dessen Typus, woraus ich entnehmen wollte, ob Griechen, ob Sikuler oder Etrusker die ersten Bewohner der Insel gewesen. Ich raubte ihr scherzend die silberne Nadel aus dem Haar, die so zierlich war wie jene der Albanerinnen, und einen Ein-

schnitt hatte gleich den Webeschiffen. Am Wege wuchs jene Kaktusart häufig, wo Blatt aus Blatt hervorwächst und jedes frühere immer wieder zu Holz erhärtet, wodurch die ganze Pflanze einen unregelmäßig aus blattförmigen Gliedern bestehenden Stamm erhält. An den Trümmern der Wohnung des römischen Kaisers angelangt, die auf der Höhe liegt, zeigte man uns Mosaikfußböden, Fischbehälter, Marmorreste u. s. w. Ein ziemlich steil sich senkender Gang, dessen musivischer, völlig erhaltener Boden vielleicht den Tyrannen oftmals getragen, führte uns zu einer freien Aussicht: wir streckten uns in die dürren Kräuter der Berges und genossen des herrlichen Anblicks auf das Vorgebirge Campanella und den nächsten Teil des Meerbusens von Salerno. Noch höher oben wohnt der Eremit, der uns schon fast auf dem ganzen Wege per Esel begleitet hatte. Er reichte uns Brot und Wein und empfing dafür eine Gabe in seine eiserne Sparbüchse. Nach einem tüchtigen Mahle im Wirtshause verließen wir das Städtchen für immer und stiegen zu seiner Marina hinab, um noch bei Tageslicht die blaue Grotte zu erreichen. Der Wind, der die entgegengesetzte Seite der Insel traf, ließ zwar den Eingang in die Grotte frei, aber die Sonne war schon jenseits der Felsen und ließ das Meer in der Nähe beschattet. An Klippen und senkrechten Felswänden hinfahrend, wo bald gemauerte Bogen in die Zeiten römischer Kaiser versetzten, bald steiles, himmelhohes Gestein so jäh aus dem Meere ragte, daß kein Nachen dort landen kann, kein Fuß eine gangbare Erde trifft, befanden wir uns endlich vor einem niedrigen Loch im Felsen, das den Eingang in die Höhle bildet und von den steigenden Wellen

oft ganz verhüllt wird. Wir mußten uns im Boote auf den Rücken strecken und den Augenblick zu benützen suchen, wo die Öffnung sich im Wellental befand. Den oberen Felsenrand mit den Händen fassend und unser zu beiden Seiten am Gestein sich reibendes Boot auf solche Art hineinstoßend, schlugen wir unser Auge erst wieder in der Höhle selbst auf, die, hoch und frei, außer unsern beiden Fahrzeugen noch zehn andre hätte fassen können. Das Meer in der Höhle war vom herrlichsten Blau, wie von unten erleuchtetes Kupfervitriol, an andern Stellen schimmerte es gelblich und bräunlich, der Leib des Schiffers, der sich vor unsern Augen badete, trug eine grünliche Leichenfarbe. Bei vollem Sonnenlicht und wenn das Meer ein stiller Spiegel ist, sollen diese Erscheinungen bei weitem sich steigern; dann scheint der Badende in flüssigem Smaragd, das ganze Gewölbe ist dann so blau wie ein einziger Saphir und man glaubt in einem Palaste der Märchen zu einer Königin der Feen eingegangen zu sein. Auf der Rückfahrt von der blauen Grotte waren Wind und Wogen schon stärker, und als wir den Nachen bestiegen, der uns nach Sorrent bringen sollte, und schon die Nacht dämmerte, glaubten wir ein ebenso schlimmes Abenteuer erleben zu müssen als gestern und täuschten uns nicht. Die Bemannung des Bootes bestand aus drei Männern, einem Steuermann und zweien, die das Segel richteten. Der Wind ward heftig, so heftig als gestern, aber der Nachen war zehnmal kleiner. Alle Schrecken von gestern erneuten sich. Die Wellen stürzten gierig auf uns los und schlugen oft über das offene Schifflein fort. Man hatte uns in den untersten Raum gelegt, weil wir bei der Gewalt, mit der das Boot ge-

schleudert wurde, ins Meer hätten fallen können. Dort unten ward unsre Lage höchst mißbehaglich, denn die Wellen sandten uns ihr Wasser auf den Kopf, durchnäßten uns bis auf die Haut und bildeten unter uns einen plätschernden Teich. Wir befanden uns wie in einem Bade und klapperten vor Frost mit den Zähnen. Es kam nicht bloß darauf an, quer nach Sorrent hinüberzuschneiden, sondern jeder größeren Welle durch eine rasche Wendung die Spitze zu bieten, weil sie sonst unser Boot unfehlbar umgeworfen hätte. Kam eine solche, so kündigten sie die Schiffer dem Steuermann mit einem dumpfen Laut an, worauf er schweigend das Steuer drehte. Auf unser Fragen, wie weit es noch sei, antwortete er nur mit einem Zeichen. Bei hellem Tage hätten wir leicht die Fassung behalten, in öder Nacht fühlten wir uns rings von Grausen umgeben. Wenn der Wind den schwachen Mast, wenn eine heftige Welle das Steuer brach, so waren wir verloren; an dem knarrenden Holzwerk hing unser Leben. Der Franzose, ein Mann von zweiundzwanzig Jahren, dachte an seine Mutter. „Wenn sie es wüßte," sagte er, „sie stürbe vor Angst; es war leichtsinnig von uns, und darum kann ich der Gefahr nicht mit so ruhigem Gewissen trotzen, wie jemand, der zur Rettung eines Unglücklichen sich in den Sturm wagt." Er hatte recht. Indessen hatten wir das Vorgebirge erreicht und glaubten dadurch Schutz vor dem Winde zu finden. Aber dieser schien an Wut zuzunehmen. Beim Anblick eines Lichtes an der fernen Küste schöpften wir Mut. „Es rennt die Stund' auch durch den rauhsten Tag," sagt Shakespeare, und so waren wir denn auch endlich in Sorrent angelangt, stiegen von der Marina

zum Städtchen hinauf und trockneten unsre Kleider im Wirtshaus.

Sorrent, dem wir den nächsten Vormittag widmeten, ist berühmt wegen der Fülle seiner Orangengärten. Erst hier kamen sie mir in ihrer ganzen köstlichen Pracht zu Gesicht. Das Laub der Agrume ist das herrlichste, das dunkelste und glänzendste. Es ist von Duft und Gewürz durchdrungen, und nichts geht über den Anblick der goldenen Früchte, die sich drin bergen. Die Agrume bleibt nicht wie alle übrigen fruchttragenden Bäume strauchartig und verkrüppelt in ihrem Wachstum zurück; sie ist schlank und groß. In Ischia habe ich Zitronengärten gesehen und von der Spitze des Epomeo die herrliche Wirkung gesehen, die das Orangenlaub auf jede landschaftliche Natur übt; es ist so dunkel und frisch und saftig, wie die Vegetation nach einem Gewitterregen im Sommer. Indes ist die Agrume, soweit ich Italien kenne, immer nur ein Gartengewächs; bei den Schriftstellern der Alten geschieht ihrer selten Erwähnung; sie ist hier noch nicht in ihrem eigentlichen Vaterlande.

Vor dem Geburtshause Tassos, das hart über dem Meere liegt, verträumten wir eine volle Stunde, zeichnend, die Aussicht genießend. Neapels Golf ist schön von jeder Seite; hier hatten wir zur Seite noch einen Teil der nächsten Felsenküste mit ihren hellen Dörfern, die sie wie auf einer laubverzierten Platte trägt.

Der Laubweg von Sorrento nach Castellamare ist ein herrlicher Spaziergang. Anfangs zwischen Mauern hinführend, über denen aber goldene Früchte im Laube hesperischer Bäume prangten, steigt er allmählich einen

Ölberg hinan und beherrscht das Meer und die villenbesäte Gegend von Sorrent. Hier sah ich die Ölberge wieder so schön wie zu Terni und Tivoli, so daß ich ihr Laub fast liebgewinnen könnte. Leute mit Körben saßen in ihren Zweigen und pflückten die Oliven, denn es war die Zeit der Ernte. Die Gegend wurde schweizerähnlich. Berg und Tal und Bogenbrücken und eine im Zickzack laufende Straße. Als wir aus dem Innern einer Schlucht den Blick auf das Meer, den gegenüberliegenden Vesuv und das am Ausgang des Felsentales zerstreute Vico gewannen, staunten wir freudig über das schöne Bild. An Bildern aber war diese Wanderung reich, an malerischen Bildern, abgeschlossen, lieblich geordnet, von einer glücklichen Natur freiwillig in den beschränkenden Rahmen gefaßt. Unser Pfad lief zuletzt in die neue Chaussee aus, die, allen Windungen der Felsenküste folgend, ein Vorgebirge nach dem andern umziehend, endlich einer glänzenden Häuserreihe tief am Meeresstrande zuführt — es ist Castellamare. Ein Badeort und der Sitz der vornehmen Welt, scheint Castellamare zugleich voll gewerbsamer Tätigkeit. Es klappert und rauscht und bewegt sich um dich. Hoch in den Lüften über unserm Haupte schiffte ein Baum mit allen seinen Zweigen; wir blickten näher hin und fanden ein Seil, von der höchsten Bergzinne bis hinab zum Meeresspiegel gezogen, an welchem ein hölzerner Haken hinlief, der die droben gefällten Äste und Bäume im Nu in die Tiefe schaffte. Das Königreich Neapel ist in der Tat, was Kunstfleiß betrifft, dem Kirchenstaat bei weitem überlegen. Dagegen ist hier die Regierung vielleicht noch erbärmlicher. Neapel ist ein Soldatenstaat und muß Geld schaffen auf alle Weise. Nun begreift man aber

noch immer nicht, daß, je reicher das Volk, desto reicher die Regierung ist; man denkt nur auf Wege, wie das Geld aus den Taschen der Einwohner in den Fiskus zu leiten ist, unbekümmert ob der allgemeine Wohlstand darunter leidet oder nicht. Daher das öffentliche Lottospiel, daher die Bestechlichkeit der Beamten, die stillschweigend auf Nebendiebstahl angewiesen sind, daher die Besteuerung der Pässe und Reisenden, die hier die höchste in Italien ist. Wer Neapel verlassen will, braucht dazu ungefähr zwei Piaster. Der Vetturin von Rom nach Neapel bekommt einen gleich hohen Fahrlohn, wie der von Florenz nach Rom, obgleich der letztere Weg doppelt so lang ist; den Überschuß bittet sich die neapolitanische Regierung an der Grenze aus. Der Fremde schämt sich, wenn er die Geldbettelei der neapolitanischen Zollbeamten und königlichen Diener sieht. Die Bestechung wird ganz offen getrieben, man beobachtet nicht einmal verhüllende Formen. Mit einem anständig gekleideten, scheinbar gebildeten, ja oft mit einem Orden geschmückten Manne handelt man ungescheut um den Preis, um welchen er die Gesellschaft Reisender, ohne zu untersuchen, vorüberläßt, und dieser Preis ist denn endlich so lumpig, daß ich oft wirklich rot wurde: Kupfermünze steckt der redliche Mann in die Tasche seiner seidenen Weste. Beschließt man in edlem Zorne, lieber nichts zu geben, so wirst du zur Strafe stundenlang aufgehalten, der Vetturin jammert, du mußt den, der den Koffer herabgenommen, einen andern, der ihn hineingetragen u. s. w., mit Trinkgeldern abfinden, und die Visitatoren werden schon etwas Verbotenes entdecken, das du durch ein Geldstück auslösen mußt. Einer meiner Freunde, ein Lieb-

haber der Jagd, führte Gewehre bei sich, die er in Paris gekauft und deren vortreffliche Arbeit den Neid und die Habsucht der neapolitanischen Zollwächter erregte. Das Gepäck war einige Tage vor dem Eigentümer angelangt, aber diese Zeit reichte hin, nicht bloß die Waffen ohne weiteres zu rauben, sondern sie sogar zu verkaufen, so daß sie sich bei der Ankunft meines Freundes schon in der dritten Hand befanden. Es war ein Wert von 500 Franken drin, er konnte die Sache nicht ruhen lassen. Vergebens erklärte er sich bereit, allen Zoll zu erlegen, den das Gesetz verlange, oder im Fall jede Einfuhr von Gewehren verboten sei, sie wieder zurückzusenden. Er wandte sich von Behörde zu Behörde, ohne etwas erlangen zu können. Da Bitten und Vorstellungen nichts vermochten, nahm er zur Grobheit seine Zuflucht, erklärte alle Beamten, die vor ihm saßen, für gemeine Diebe und niederträchtiges Gesindel, bis der oberste Zolldirektor, auf den diese Sprache endlich Eindruck zu machen schien, erklärte, er wolle versuchen, was zu machen sei. In der Tat kamen die Waffen nach langer Zeit wieder zum Vorschein und endlich nach bedeutenden Kosten wieder in die Hand des Besitzers, der sie jetzt frei mit sich führen durfte.

Ich habe diese Abschweifung gern gemacht, denn der Monte St. Angelo steht vor mir, über den der schlimmste Weg führt, den ich je betreten. Ist dazu das Wetter noch schlecht, hat jemand dazu noch enge Stiefel und schmerzhafte Fußwunden, die Folge früherer Wanderungen, wie ich, dann ist das Mühsal größer als meine Kraft und gute Laune. In der Tat, die Schweiz kann in ihren unwegsamsten Teilen keinen so beschwerlichen Gebirgs-

pfad aufweisen als den, der über den St. Angelo von Castellamare nach Amalfi führt. Amalfi ist das Ziel, Amalfi, jenes reizende Paradies, zu dem der Eingang schwer errungen wird. Ich halte den St. Angelo für höher als den Vesuv, wenigstens ist letzteren zu besteigen eine Kleinigkeit dagegen. Schon vergilbtes Kastaniengebüsch begleitet den Wanderer bis auf die Höhe, zu der steile, steinige Pfade aufführen, ursprünglich von herabrauschenden Gewässern gebildet, dann unter menschlichen Tritten in tausend Steinchen rollend und mit welkem Laube raschelnd. Oft klimmt man auf rauhem, scharfkantig zersprungenem Fels aufwärts oder teilt einen Wolkennebel, der neben dir sich durch die höchsten Schluchten fortzieht; keine menschliche Wohnung mehr; auf dem höchsten Punkt ein gemauertes rundes Häuschen, ohne Tür und Fenster, wo man im Winter gegen Schnee und Kälte Zuflucht findet und ein wärmendes Feuer entzündet. Erhitzt und atemlos anlangend, wagt man nicht lange im kalten Sturm zu weilen, der dort ewig durch die Maueröffnung zieht, und beginnt das Hinabsteigen, das bei weitem schwieriger ist. Hier, auf der südöstlichen Seite des Berges, reichen Gärten und Wohnungen der Menschen weit höher hinauf; mit Freude begrüßt man den ersten Anbau und gelangt endlich an die Felsenzinne, wo man das Meer hart unter seinen Füßen hat, Amalfi drunten an den Fels gedrängt sieht und nun schnell sich am Ziele glaubt. Ein unendlich schöner Anblick! Aber die Felsentreppe, die von diesem höchsten Punkte zum Meere hinabführt, ist zum Verzweifeln lang und beschwerlich, sie geht fast senkrecht hinab; jeder Schritt erfordert künstliche Wahl, denn die

Stufen ſind ſpitzes, unregelmäßiges, durchſchnittenes Geſtein, und nach jeder Viertelſtunde findeſt du dich höher, als dir beim Beginne geſchienen. Oft klebt ein Häuschen würfelförmig an der Wand, oft drängt ein rieſenhafter Johannisbrotbaum oder eine mächtige Eiche ihre Wurzeln in den nackten Fels, die dir als Stufe dienen, und hängt mit dunklen Äſten über das mehr als tauſend Fuß tiefe Meer hinab; immer aber die köſtlichſte, unbeſchreiblich herrliche Ausſicht auf die Natur zu deinen Füßen!

Päſtum

Wer frühmorgens aus Salerno fährt, kann den Abend wieder zurück ſein und Päſtum geſehen haben. So ſchön und fruchtbar und ſo voll von Roſen und Heſperidenäpfeln die nächſte Gegend um Salerno iſt, ſo öde und todaushauchend liegt die weite Ebene zwiſchen Meer und Gebirge da, in der einſt Päſtum ſtand. Man naht ſich Poſeidonia, wo die Roſen zweimal blühten, dem Sitze genußſüchtiger Sybariten, und ſieht nun ein einſames, ſumpfiges Gefilde, von Zeit zu Zeit einen totenbleich ſchleichenden Menſchen oder eine niedrige Wohnung, die ſich kaum von der Erde erhebt. Auf einer Fähre ſetzten wir über den jetzt ſtark geſchwollenen Sele, den alten Silarus, der die Grenze Italiens bildete, und hielten endlich in der Nähe des Cereſtempels an einer alten Schenke. Nie haben gewaltigere Trümmer mit einer erhabeneren Umgebung im Einklang geſtanden. Hier iſt die Natur nicht voll milder Wehmut ob des Unterganges alter Kraft und Herrlichkeit, ſie iſt voll düſterer Verzweiflung. Dort das Meer (und dem großen

Meeresgotte, dem länderumgürtenden Poseidon, war Poseidonia geweiht), hier das Gebirge, zwischen beiden Sumpf und wildes Dorngesträuch, Büffelherden, kaum eine Hütte, weit und breit eine giftige, lebenverwüstende Pestluft. Von Pästum kommt der bleierne Scirocco über Neapel, und hier ziehen sich die Ungewitter zusammen, die nach Campanien rollen. Jeder Nachen im Golfe von Salerno fürchtet die Gegend Pästums und die Lüfte, die von dorther wehen. Und in solcher Landschaft stehen die unvergänglichen Bauwerke der alten Pelasger, riesenhafte Säulenreihen, plump und ehrwürdig, ohne Zierat und Schönheit, das Werk alter, ernster, friedlicher Männer. Die Maße, die Bauordnung mag ich nicht beschreiben, man kann sie aus jedem Buche holen. Außer dem gewaltigen Neptuntempel, dem schlankeren und kleineren Cerestempel, einem dritten Säulengebinde sieht man noch die Reste der Stadtmauer und ein wohlerhaltenes Tor, beide cyklopisch aus ungeheuren Werkstücken ohne Mörtel aufgetürmt. Die übrigen Trümmer liegen in wüsten Steinhaufen unter Dornen und Erde verdeckt.

Der Eindruck des Neptuntempels ist über alle Beschreibung erhaben. Ich war nicht gerührt, ich fand in ihm keinen Ausdruck meines Inneren und kein schnell vertrautes Mitgefühl verband mich mit den Urhebern dieses Werkes. Sie erschütterten, durchschauerten mich, wie Riesen der Heldenzeit. Der Neptuntempel hat noch auffallend viel Ägyptisches. Die Säulen sind ohne Basis, das Kapitäl gleicht einem plattgedrückten Honigfladen, so schwer sollte der Architrav auf den Säulen ruhen, denn wie die Seele dieser früheren Menschen war ihr

objektiver Ausdruck, bei dem allein sie sich befriedigten: schwer und ernst und festgegründet.

Auf die Zeit der gewaltigen Tyrrhener folgte die Zeit der anmutigen Sybariten, auf diese die der wilden, räuberischen Lukaner, bis endlich die Römer Pästum eroberten. Die letzte und furchtbarste Verheerung traf die Stadt im Mittelalter durch die Sarazenen. Nur jene älteste Zeit steht in ihren Bauwerken noch da, alle folgenden überdauernd, aber die Baukunst ist auch die eigentümliche Sprache der heroischen Weltalter, denn sie ist die roheste, die körperlichste aller Künste, in ihr ist der Geist noch bewußtlos, von einem dunklen Sinnbild verhüllt, und die allgemeinsten, dunkelsten und ersten Grundverhältnisse des Weltalls, die quantitativen, sind ihr Stoff, wie sie der Stoff der Musik sind.

Pästums Tempel sind aus Travertinblöcken erbaut, die das nahe Gebirge lieferte. Der Travertin ist in der Tat der merkwürdigste Stein, den die Erde hervorbringt, denn die größten Bauwerke der Welt, das Kolosseum und St. Peter, bestehen aus Quadern dieses Steines. Als die drei Stunden verflossen waren, die wir Pästum weihen wollten, drängte die Zeit und eine blauschwarz von Süden sich aufwälzende Wolkenmasse zur Abfahrt. Ach, wie schwer, wie schwer entschloß ich mich dazu! Denn Pästum ist der südlichste Punkt, die Grenze meiner mittäglichen Fahrt, und zum erstenmal sollte ich das Antlitz nach Norden wenden. Von hier, in allmählichem Stufengange, wieder zurück in den Himmelsstrich farbenloser Tage und der gemeinen Notdurft!

Ist Pästum eine Wüste, so drängt sich um das reizende Salerno die ganze Fülle der Rosen und der

Agrume, die über jede Gartenwand blicken, den ganzen Winter dauern; und gerade da wir uns Salerno wieder näherten, war über die köstliche Gegend die Zauberstunde eines in glühendem Purpur sie verklärenden Sonnenunterganges herabgesunken. Ende November 1839.

Amalfi, den 19. November.

Fern, fern im Süden, an einer Felsenküste, wo das Meer nie gefriert, wo der Johannisbrotbaum mit dunklen Ästen über dem Abgrund hängt, liegt ein altes Kapuzinerkloster, und drin hause ich und überblicke aus dem Fenster meiner Zelle eine Welt von Wundern. Auf einer Felsentreppe, hart über dem Meere, steigt man zu mir auf und tritt neben einer hohen Grotte von Tropfstein in einen Klosterhof, den ein gotischer Säulengang umgibt. Wende ich mich rechts von diesem Hof in den Vorsaal und ersteige Stufen, dann befinde ich mich in dem Kreuzgange des Klosters, wandle unter einem engen Kreuzgewölbe und öffne gedankenlos rechts und links die Türen und finde leere Klausen, bis ich in der meinigen bin, die ich selig und einsiedlerisch bewohne, ein frommer Bruder. Wie von Zauberschlaf gefesselt, bin ich tief in die Natur versunken, ahne ihre Schmerzen, errate ihre stumme, bedeutungsvolle Sprache und lebe mit Gott. Mittags steige ich in das alte Refektorium hinunter und halte mein Mahl; hoch an der Wand steht noch mit großen Buchstaben: Silentium und S. Francisce protege nos. Vorgestern abend, bald nachdem ich angekommen, zur Zeit, da die Sonne unsichtbar hinter den Felsen im Meer verglühte, stand ich in der Tropf-

steinhöhle, Amalfi aber lag vor mir in violettem Lichte. Wie Eiszapfen hingen die Felsbildungen am Rande der Höhle; auf vorspringenden Klippen knieten hölzerne, buntbemalte Heilige, der eine schmerzhaft niederschauend, der andre sehnsüchtig nach oben gewandt, ein dritter mit ausgebreiteten Armen; ein hölzernes hohes Kreuz stand zwischen zwei kleineren im Inneren der Höhle, die sich schon mit Dunkel füllte. Die Felsenküste zeichnete sich in zwei vorspringenden Ausläufern vor meinem Blick; auf der Spitze des vorderen lag das weiße Amalfi, das dahinter in einer wilden Felsenlinie ins Meer sich senkende Vorgebirge war von einem magischen, blauroten Hauch wunderbar umgossen. Noch stand ich da, nicht wissend, wie mir geworden, und längst von der Nacht umhüllt, als der Vollmond, klar, wie nur hier im glücklichen Süden, mit Strömen sanften Lichtes mein Auge füllte. Ich trat in den Klosterhof; die paarweise gereihten weißen Säulchen, die, zu Spitzbogen fortgesetzt, oben sich in ein gotisch-maurisches Geflecht verzweigen, werfen in Stämmen und Blättern ihre phantastische Zeichnung auf die dunkle Wand: wie lichte Fenster glänzten die hellen Ausschnitte auf der schwarzen Mauer, und welch ein wunderbares Spiel von Licht und Schatten, von Gestalten und Zaubern brach aus der beleuchteten hohen Felsenwand, die ganz aus Tropfsteinen besteht! Aus einem der Fenster des oberen Stockes gesehen, gleicht die innere Seite dieses Hofes ganz und gar dem Dogenpalast in Venedig; drüber aber, eben in jener Tropfsteinwand, auf die das Mondlicht fiel, war eine Zauberwelt zu schauen, die ich nicht beschreiben kann.

Den 20. November.

Auf einem Altane des Klosters, über den Gipfeln der Oliven, verlebte ich gestern einen herrlichen Abend bei vollem Leuchten des Vollmondes. In Amalfi glänzten wirtliche Lichter, auf dem Meere zu meinen Füßen schwamm eine flüssige Säule, die in der Ferne zu einer unendlichen Silberfläche sich ausgoß. Wer es nicht sah, hat keine Vorstellung von der Klarheit des Mondlichtes über diesem Himmelsstriche: das felsige Vorgebirge lag wie von frisch gefallenem Schnee bedeckt. Und still schlummerte die Natur, kein Atem unterbrach ihren ruhigen Traum, ihr Leben so reich und doch so sanft, daß man keinen Pulsschlag hörte. Wie herrlich war es, wenn ein aufsteigender Stern halb verborgen in dem fernen Laube des hohen Felsenumrisses blitzte, als öffne dort eine entschlummerte Nymphe ihr Auge, das einem Tautropfen gleicht! Schwarze Nachen, von nächtlichen Fischern geführt, zogen lautlos ihre Bahn durch die See unter meinen Blicken, und schon war ich im Begriff, meine Zelle zu suchen, als ein langgezogener Gesang aus einem der Boote, das in den Klippen der Küste verborgen lag, meine Schritte aufhielt. Er rief rings das Echo des Meeres und der Berge wach, derselben Berge, die heut und in diesem Augenblick, wo ich schreibe, die Stimme des Donners gewaltig wiederholen. Denn ein Wolkenstrich am südlichen Himmel hatte die Wiederkehr des Scirocco verkündet, und er ist gekommen und hat Ungewitter und Regenstürme mitgebracht. In regelmäßigen Stößen donnert die Brandung gegen die Felsenspitzen, die eine nach der andern, kleine Golfe umschließend, längs dieser ganzen Küste in die See vorspringen und jene schwer-

fälligen Rundtürme tragen, die, ich weiß nicht in welcher Zeit, gegen die Seeräuber errichtet wurden, während im Innern der Buchten kleine Ortschaften sich drängen und in zerstreuten weißen Häuschen die Schlucht bis tief ins Land hinein ersteigen.

Was für reizende Wanderungen bietet das Innere dieser Felsengegend! Schluchten und steinige Bergpfade und Täler mit amphitheatralischen Terrassen und flache Dächer, eine merkwürdige Vegetation, alte Schlösser der Mauren und Normannen auf luftigen Zinnen. Jeder Fremde läßt sich die Valle dei Molini zeigen. Ein enges Tal wird von einem Bergwasser durchrauscht, das Mühle an Mühle bewegend, von einer zur andern geleitet, hier in einem sausenden und klappernden Werke verschwindet, dort wieder aus einer dunklen Wölbung hervorbricht, während der Pfad bald unter gemauerten Bogen quer über die Schlucht setzender Häuser, bald über die hohe Wölbung einer Brücke, bald auf feuchtem Grunde an efeubewachsenen Wänden fortführt. Zu beiden Seiten wachsen die Felsen aufwärts, grünes feinblätteriges Mauerkraut hängt wie die lieblichste Tropfsteinbildung in der Wölbung dieser träufelnden alten Grotte, die nichts andres ist, als ein doppelter Kreuzbogen eines verfallenen Hauses und jetzt über und über grün, wie zum Gemache der zartesten Najade geschmückt ist; diese kleine Brücke gleicht in ihrer Form auf ein Haar dem Rialto in Venedig; dort enthält eine Terrasse gemauerte Wasserbehälter und gewundene Kanäle, gestaltet, wie man von den Werken der Mauren zur Bewässerung Granadas liest; hier begegnet dir ein Zug kübeltragender Mädchen, ihre blutroten Röcke reichen nur bis zum Knie, die

Schürze ist zum Busen hin aufgeschlagen, den ein buntfarbiges Mieder umschließt; unter den schweren Wimpern ein langer Blick im arabischen Auge; der Bogenbau allgemein, fast bei keinem Hause fehlend; kreuz und quer durch die schmale Schlucht gemauerte Arkaden; du pflückst allerlei gewürzhafte Kräuter und Stauden, das Geranium, alle Arten Minze, den Rosmarin, manche andre, die du nicht kennst, denn bei nie fehlender Feuchtigkeit ist die Sonnenhitze zwischen den geschlossenen Felswänden groß, kein Nordwind streicht bis hierhin, keine Nacht ist hier kalt, die Tropenpflanze könnte hier ausdauern; nicht bloß die Natur, auch der Baustil, manche Sitte, mancher Zug der Sprache und Körperbildung erinnert dich in diesen Schluchten an das Morgenland, zu dessen Eroberungen diese Küste ja einst gehörte. Nicht im Winter, nur im Sommer bildet die See hier glänzende Eisnadeln; ich meine das Salz, das sie an dem Gestein des Ufers absetzt.

Steigt man das breitere Tal von Atrani nach dem Dorfe Ravello hinauf (der Pfad ist beschwerlich und steil, wie fast jede Wanderung hier), dann sieht man sich rings von einem Amphitheater terrassenförmiger Weingärten umgeben und über die ganze Landschaft eine Saat ansteigender Wohnungen ausgestreut. Flache Dächer, würflige Form hat jede, aber jedes Dach auch mit der orientalischen Neigung zu Schwulst, die Türme der Kirchen viereckes, aber mit einer länglichen Kuppelwölbung schließend. Oben in Ravello öffnet sich die Aussicht auf das jenseitige Felsental, das, in sich gespalten, hier das Fischerstädtchen Minori, dort Majori trägt, bis zum Bergstocke jenes Vorgebirges, das uns von Salerno scheidet und auf die ganze Uferlinie in der Tiefe — ein herrlicher

Blick. In der Nähe zeigt man uns die Brandmauern einer zerstörten Dorfmoschee und manches Überbleibsel in einem alten maurischen Kloster, das halb Ruine, halb noch bewohnt ist. In einem inneren Hofe des letzteren hat sich eine Wand vollständig in ihrem architektonischen Schmucke erhalten; um sie zu betrachten und zu zeichnen, führte man uns in einen kleinen Garten, von wo wir unter herbstlichem Weinlaub neben den purpurroten Blüten eines an die Trümmerwand gelehnten Rosenstrauches die gemauerten Arabesken, gewundenen Säulchen und verschlungenen vegetativen Verzierungen uns gegenübersahen, wie sie die morgenländische Phantasie sich ersann und wie sie, ins Abendland gewandert, die gotische Baukunst erschuf. Die Kirche S. Pantaleona, eine altbyzantinische Basilika, hat zwei herrliche Ambonen, von denen der größere am meisten bewundernswert ist, die marmornen Kränze von Blumen und Blättern, die reichen Kapitäle der Säulen, von früherer Übermalung jetzt wie aus blassem Rosenrot gearbeitet, sind mit der höchsten Zierlichkeit erdacht und ausgeführt, die musivische Bekleidung aber, in der Art der Basiliken zu Rom, übertrifft an phantastischem Reichtum und ordnendem Geschmack die schönsten orientalischen gestickten Borten, denen sie sonst sehr ähnlich ist. Wir bewunderten manches in ganz morgenländischen Arabesken umlaufende musivische Band, manche Tafel, deren bunte Zusammensetzung der türkischen Morgenstiefel und Teppiche Nachbild oder Vorbild schien. Selbst die fabelhaften Ungeheuer, die Vögel und Drachen, der Leviathan und Jonas stellten sich uns als Verschmelzung christlicher Sagen und sarazenischer Träume dar, und vielleicht ward diese Kirche während der arabi-

schen Herrschaft unter deren mildem Schutze mit Beihilfe maurischer Künstler erbaut und geschmückt. Die Kirche zu Atrani, dem Nachbarstädtchen Amalfis, deren Turm denselben halbmaurischen gemischten Baustil trägt, hat neben ganz modernem Schmuck und neben ihrer byzantinischen Grundform noch in Säulen und Gefäßen altgriechisches Beiwerk: jedes der auf diesem Boden einander folgenden Geschlechter hinterließ ihr ein Zeugnis, und nirgends war der Wechsel so häufig, das Wechselnde einander so entgegengesetzt. Die Einwohner und ihr geistiges Wesen sind das letzte Erzeugnis dieser vielfältigen Mischung, das aber nichts als ein toter Bodensatz ist. Amalfi stand übrigens mit der Levante in so lebhafter Beziehung, daß es auch ohne die sarazenische Herrschaft, gleich Venedig, Sitten und Kunst von dorther einführen konnte.

Nocera de' Pagani stand lange, wie auch der Beiname andeutet, unter arabischer Herrschaft, die ganze Stadt ist eine lange Bogenreihe; jedes Haus schließt sich mit seinem bedeckten Bogengang an den Bogengang des andern. Man fährt wie durch das Mittelschiff einer unermeßlichen Basilika.

* * *

Der Pfad, welcher von Amalfi nach Salerno längs dem Abhang der in hundert Schluchten und Vorsprüngen fortlaufenden Felsenwand des Meerbusens führt, ist das Reizendste, das man sich träumen mag. Rechts überall die weite See, die dort, wo sie in die Schlucht einfließend von Schatten getroffen wird, grün wie ein Edelstein daliegt und an allen Zipfeln wie ein seidener Mantel mit

weißem Schaum wie von silbernen Fransen umsäumt ist, rechts die Felsen, in der Nähe unzählige Stauden und Gesträuche, Johannisbrotbäume und Ölbäume, die roten Früchte und weißen Glöckchen des Pantoffelholzes, Myrtengestrüpp, der Kalkstein in allen Formen, vom Travertin bis zum Tropfstein, vom Feldspatkristall bis zum Aragonit, in der Tiefe der Brandung, die du nicht mehr hörst, so hoch bist du, fallende Wasser in zischenden Strahlen und der Felsengrat, dem du ansteigend dich immer mehr näherst, in Nadeln und Widerhaken eigensinnig dem Himmel gegenübergestellt. Der Weg ist sechs Stunden lang, obgleich Salerno nicht entfernt ist, so sehr muß er in ewigen Windungen eine Schlucht nach der andern oft tief ins Land hinein umgehen: dennoch erreicht er ihr Inneres nicht, sondern nimmt zu einer Brücke ermüdet seine Zuflucht.

Von Fall zu Fall läuft auch hier eine Kette von schweren Wachttürmen und behütet in Sturm und Wogen das Land vor den Räubern der See oder meldet die Flotte der brandschatzenden Feinde. Hier bildet eine Felsenspitze, aus losen Blöcken sich türmend, ein offenes Tor, das so gebrechlich scheint, als müßte jeder Sturm sie in das Meer niederstürzen, dort hat ein drohend gesenkter Felsklumpen durch einen gemauerten Pfeiler von dem Haupte des Wanderers abgewehrt werden müssen. Nach Salerno zu wird die Gegend milder, die Linien runder und erweichen sich, der Pfad senkt sich. Weingärten, Öl- und Feigenbäume, die man bald nach dem Städtchen Majori verlassen hatte, umgeben dich von neuem. Städtchen folgt auf Städtchen, in weißen Gruppen bald hoch an die Berge geklebt, bald dem schmalen Meeresstrande, bald der Tal-

schlucht ins Innere folgend. So traurig man auf dem letzten Vorsprunge der Küste von Amalfi und dem blauen Capri und dem Vorgebirge der Minerva Lebewohl sagt, so herrlich und reich ist die Berglandschaft um Salerno, deren Fabriken, besonders Papiermühlen, in palastähnlichen Gebäuden mit regsamem Leben an die Heimat erinnern. Raito, Cetara, Vienicasa, Vietri und dessen Marina hinter sich lassend, gelangt man in das berühmte Salerno, das den weiten Golf benannt hat, in dessen Tiefe es liegt.

* * *

Die romantische Schule nahm Byrons „Childe Harold" bei dessen Erscheinen mit unverhehltem Ärger auf: in der Tat war es ein Todesstreich für sie. Hier war auch Romantik, aber eine ganz moderne, keine mittelalterliche Schwermut und Naturschwärmerei, Verzweiflung und süße Liebe, Hohn und Unglaube und Begeisterung für Freiheit, Haß gegen Knechtschaft, Dummheit und Vorurteil und was sonst alles in Byrons Dichtungen entzückt und ergreift — war in allem das Gegenteil des beschränkt frommen Mittelalters und der Kirchlichkeit, es war kein Volkslied, keine Ballade, es war voll von Anspielungen auf das neue Europa, voll Politik und dennoch die herrlichste Poesie, damals begriff man zuerst, daß es eine moderne Poesie gäbe, das Kind des 19. Jahrhunderts, daß diese vielleicht die höchste von allen, gewiß aber auf uns die wirkungsvollste und der einzig gemäße Ausdruck unsres geistigen Lebensalters sei. Damit war auch über die Einbildungen der romantischen Schule der Stab gebrochen.

Ritter Harold, sagte damals das Organ der roman-

tischen Sekte, läßt dem Titel nach eine schauerliche romantische Erzählung, wie Oberon ist, der Zusatz: eine Romanze, ein Gedicht aus der sächsischen Vorzeit erwarten. Keines von beiden fand sich, so sehr es zu wünschen war u. s. w. Die Romantiker hätten einige Harfenklänge aus den Nebeln der Sagenzeit, wie sie deren so lange ertönen ließen, mit offenem Ohr empfangen: mit Abscheu fanden sie das Gegenteil, und es ist, als hätte Byron, da er den Titel wählte, ihnen zum Possen sein Gedicht benannt oder ihnen zeigen wollen, daß es auch eine andre Romantik gäbe.

* * *

Die erste Regung der Kunst ist die erste Regung der Irreligiosität. In München aber kann man sehen und in farbigen Allegorien bewiesen finden, wie Religion die Amme aller Kunst ist. Auch dem Giotto hat man in seiner Loge artige Attribute beigelegt, dem Giotto, dessen Freisinnigkeit gerade so weit ging, als die von ihm erreichte Stufe der Malerei — beides soweit das Zeitalter erlaubte, ja darüber hinaus. Leo in seiner Geschichte Italiens schreibt dem Giotto mit Recht eine gewisse Frevelfreudigkeit zu und findet diese durch manche Züge, die uns von dem Leben des Künstlers überliefert sind, bestätigt.

An Virgils Grabe, auf dem Posilipp, war es, wo Boccaccio, der längst seines Dichterberufes inne geworden, den Mut und Entschluß faßte, die Rechtswissenschaft, deren Fesseln er bisher nach dem Willen des Vaters getragen, aufzugeben und ganz der Dichtkunst zu leben.

Es gibt wohl keine schönere Eisenbahn, als die von Neapel nach Portici. Man eilt durch blühende Gärten,

man zieht, schnell wie die Sehnsucht, hier dem Vesuv, dort dem Posilipp zu — was geht aber über den Anblick dieses von vielen weißen Villen und üppigen Gärten bedeckten Posilipo, der seinen langen Wall von der rechts zusammengedrängten Hauptstadt bis tief in den Golf zieht! Eine Weile geht die Fahrt hart neben dem Meere einher, und wenn dieses stürmt und mit donnernden Wogen gegen das Ufer rollt, dann soll es, so erzählt mir mein Genius, plötzlich starren und anhalten, von dem schwarzen Flug finsterer, rätselhafter Ungetüme erschreckt. Ich hatte lange in Neapel voll Vergessenheit im Schoße der köstlichen Natur geschlummert, ich hatte bei Betrachtung der Altertümer, wie manche Nervenkranke, ein nächtliches Dasein, ein zweites Leben geführt, wo das Nächste und Hellste unsichtbar wird, das Entfernte gegenwärtig und körperlich vor Augen tritt — so war die Eisenbahn fremd und störend, und dennoch jauchzte ich, da ich sie sah und auf ihr zog, jauchzte von neuem, wie damals, als ich das erste Mal dieses Wunder mit Augen gesehen. Alle Geister der Menschen und Tage, die über diese Gegend einst gegangen, der alten Cimmerier mit ihrem nächtlichen Totendienst, der Osker und Etrusker mit ihren Gewölben aus Quadern, der Chalcidier, Samier und Sybariten mit ihrer milden Menschlichkeit, die Geister endlich der naturbezwingenden Römer, der phantastischen Mauren und ritterlichen Normannen, sie alle, in dieser vulkanischen Gegend des Dampfes und der Feuerblitze gewohnt, versammeln sich erschreckt, schauen und begreifen nicht. Sie fühlen ein gleiches, wie jener alte Fischer auf Capri, der mir davon erzählte, und sicherlich war dieser Natursohn an seiner Klippenküste derselbe, wie vor dreitausend Jahren.

Hätten Naturereignisse ein Bewußtsein wie wir, der schauerliche Avernersee, die dunkle Sibyllenhöhle, die öde Solfatara und der schrecklichste von allen, der Vesuv, würde den Dampfwagenzug als Genossen ihrer Natur aufnehmen und ihr Geschlecht um ein neues Glied vermehrt glauben. Ja, zu dieser reichen Gegend ist ein neues Wunder gekommen.

* * *

Wenn der Dampfwagen am Ziele anhält, dann schüttelt er eine schwarze Menschenmasse ab, die die nächsten Plätze und Straßen füllt — ich staune jedesmal, wenn ich es sehe. Aber noch gewaltiger ist dieser Anblick an den Durchschnittspunkten mehrerer Eisenbahnen, z. B. in Mecheln in Belgien.

Neapel, den 26. November.

In der Villa Reale war gestern Musik, Militärmusik, die, wenn sie so gut ist wie hier, mich immer in erhöhte Stimmung setzt. Die feine Welt wogte auf und ab und blau hauchte der Himmel, während das Meer, nur zwanzig Schritte entfernt, am Ufer donnerte. Manch ein Schwermütiger oder ein Dichter floh das Gewühl und trat hier, unter den Bäumen versteckt, vor das Angesicht der See, aus der sich die Küste von Sorrent und das immer schöne, wundervoll gezeichnete Capri erhoben. Die Italiener verstehen die Natur nicht, gewiß waren es nur Forestieri, die die Meereseinsamkeit suchten. Erneute Paukenschläge rufen den Verirrten wieder zurück, und mit Freuden höre ich ein altes, aber schönes Musikstück von Weber: die Aufforderung zum Tanze. Der Name des Urhebers war den Spielenden unbekannt und

ihr Blatt nur überschrieben: Invitazione al Valzer. Ein Italiener fragte, ob dies nicht ein Walzer von Strauß gewesen? Der muß viel von Strauß gehört haben! „Nein," erwiderte ich, „von Weber, illustre compositore tedesco." Das Herz schlug mir stolz, hier in Neapel, im entlegenen Süden, in den glänzendsten Lustgängen der Stadt, wo Fremde aller Völker wandelten, deutsche Musik, die Sprache des deutschen Herzens, die Verkündigung unsrer Überlegenheit erklingen zu hören, und so eifrig ich in Berlin für italienische Opern stritt, so hoch trage ich hier das Banner unsrer musikalischen Kunst. Es ist übrigens merkwürdig, daß Strauß der bekannteste deutsche Musiker ist, derjenige, welcher, ich sage nicht in der Schule, sondern auf dem Markte der Völker selbst am meisten gilt. Derselbe Fall war es z. B. mit Kotzebue und mit vielen andern, die wenig von der eigentlichen deutschen Natur an sich trugen. Darum ist Kotzebue auch wenig in Deutschland geachtet: er stand außerhalb der strengen und ausschließlich deutschen Nationalität, außerhalb der Schule und wissenschaftlichen Aristokratie, der Bewahrerin jener rationellen Natur. So wie Kotzebue auf allen Bühnen gefeiert, wo nur das Publikum und nicht die Schule richtete, so erfreute Strauß jedes Ohr in jedem fröhlichen gemischten Kreise, beide sonst nicht als Höchstes verehrt. Beide gelangten bis nach Amerika und Hindostan, während Tieck in Dresden gegen den Komiker wütete wie ein Dominikaner gegen Ketzer, und statt dessen Übersetzungen von Calderon und Johnson aufführen ließ, während keine deutsche Geige, die einigermaßen etwas auf sich hält, sich mit Walzern von Strauß abgibt. Was wir

verschmähen, gilt für unser Bestes, gerade wie mancher Dichter das liebste seiner Werke, dem er alle Sorgfalt und Kraft gewidmet, verstoßen, andres, was er gedankenlos hingeworfen, mit Begeisterung aufgenommen sieht.

Die Villa Reale, von der ich abgekommen bin, ist ein Spaziergang mit der schönsten Aussicht aufs Meer, aber hat nur schlechte Bäume, niedrige Steineichen und Akazien. Italien liebt und hat keinen stolzen Baumwuchs. Der Garten ist mit weißen Statuen geschmückt, Nachbildern der berühmtesten Alten: sonst stand hier der farnesische Stier in der Wirklichkeit, den Lustwandlern ein Genuß, jetzt ist er nach der hier herrschenden sinnlosen Sitte ins Museum geschleppt, wo du ihn, nachdem du es dir besonders vorgenommen und das Eintrittsgeld in Bereitschaft gehalten, unter hundert andern Marmorstücken aufsuchen und ohne Stimmung noch Freude, von einem Kustoden umtrippelt, betrachten magst. Auch neuere neapolitanische Gruppen sind in der Villa aufgestellt: manierierte, halb malerische Werke. Dort, wo die Musik stand, blies auf hohem Gestell ein marmorner Faun die Flöte und spielte Apollo die Leier: es war, als hätten die Götter teil an den Klängen. Könnte ich, dieser Gedanke steigt mir immer auf, könnte ich einen alten Griechen oder Römer Musik hören lassen — wie er staunen würde, ob voll Bewunderung oder Verachtung, weiß ich nicht. Noch immer ist die Frage nicht beantwortet, ob die Alten den harmonischen Zusammenklang kannten und liebten, oder ob die eigentliche Musik, wie die Malerei und romantische, gereimte Gedichte, bloß den neueren Völkern angehört.

In einem Seitengang der Villa Reale habe ich in-

des manchen Baum getroffen, der über Europa hinausführt. Da steht manche Magnolia mit kolbenförmigen Früchten von roter Farbe und lederartigen Blättern, die mit glänzendem Firnis überzogen scheinen. Auch eine Banane (musa paradisiaca) und mancherlei Palmen, z. B. phoenix dactylifera stehen hier frei ausdauernd. Was könnte übrigens unter diesem Himmel für ein herrlicher Garten geschaffen werden, der in das Morgenland und unter oder zwischen die Wendekreise versetzte!

In zwei Tempeln, die die Villa Reale schmücken, und von denen der eine rund, der andre parallelogrammatisch geformt ist, steht hier im Heiligtum die Büste Tassos, dort die des Virgil. Letztere trägt als Unterschrift die angeblich vom Dichter selbst herrührenden Worte: cecini pascua rura duces. Auf den Virgil ist Neapel stolz und hat sich seiner immer erinnert: er lebt in der Volkssage.

* * *

Als ich neulich im british reading room saß, hatte sich eine Engländerin auf den offenen Balkon begeben, wo sie ihr riesengroßes Zeitungsblatt las. Ein Bettler auf der Straße bettelte zu ihr hinauf, ohne daß sie aufsah. Dies ist die schlechteste Art, einem italienischen Bettler zu begegnen, er weicht dann nicht von der Stelle. Er verlangt wenigstens Aufmerksamkeit und ein leichtes Zeichen der Verneinung beschwichtigt ihn am ehesten. Der Elende unter dem Fenster ging in herzzerreißenden Klagetönen bis zu den höchsten Stufen der Leiter fort und er wußte seinen Jammer so innig, so wahr, so wahrhaft dramatisch vorzutragen, daß er mich tief er-

schütterte. Die Worte fatte la carità ad un' povero miserabile kamen aus dem Innersten einer in der letzten Verzweiflung ringenden Seele. Kein Schauspieler erreicht diesen Ausdruck des Unglücks. Nachdem er bis an den letzten und tiefsten Grad der Klage gekommen, sank er gebrochen zusammen und winselte dann noch povero miserabile mit sterbender Stimme. Dies alles blieb ohne Erfolg, eine kleine Pause trat ein. Dann aber entfernte sich der Alte mit einer kräftigen Verwünschung und einem hohlen Hohnlachen, um an der nächsten Ecke dasselbe Schauspiel zu wiederholen.

Überhaupt sind die Bettler nicht das am wenigsten Merkwürdige in Italien. Auch sie zeigen das ungemein rednerische Talent dieses Volkes, das schon die alten Römer besaßen. Alles drängt bei Menschen dieses Blutes nach außen, und damit sind die höchsten und edelsten, wie die gemeinsten Züge ihrer Geschichte und ihres gegenwärtigen Zustandes an der Wurzel zusammenhängend. Gestaltung der Kunst wie weltgeschichtliche Tat sind nur die Blüte dieser Richtung nach der Außenwelt; dies Gemüt hat so viel Ausdehnungskraft, daß es immerfort hervortreten, gestalten, alles um sich ordnen und umschaffen muß.

Ich selbst habe die merkwürdigsten Bettler kennen gelernt, die in der tragischen und mimischen Kunst durch natürliche Begabung das Höchste erreichten, von andern haben mir Freunde erzählt. In Neapel sah ich einst unter den Steinblöcken, die zum Pflastern der Straße aufgehäuft lagen, eine künstlich geordnete Gruppe dreier in Lumpen gehüllter menschlicher Wesen. Ich sage in Lumpen, aber selbst diese hatten einen gewissen maleri-

schen Adel. Es war ein Vater mit zwei Söhnen, die beide im Knabenalter standen. Ihre Gesichter waren von den Händen verhüllt oder unter den Lavaplatten verborgen, der Greis lag in der Mitte ausgestreckt und neben ihm, kaum von der knöchernen Hand gehalten, der Stab, der seine Stütze gewesen. Alle drei stießen, ohne sich zu regen, hohle, unverständliche Klagelaute aus, die sich bisweilen in ein Winseln, wie von Todesermattung, verloren. Es war das vollkommenste Vorbild des Laokoon mit seinen zwei Söhnen. Als ich einige Stunden darauf durch dieselbe Stadtgegend kam, fand ich den Alten in einer andern Straße auf ähnliche Weise gelagert: diesmal aber war es schon Abenddämmerung und das Dunkel erhöhte das Ergreifende des Auftritts.

In Rom saß während meines ganzen dortigen Aufenthalts auf der Rampe, die zum Kapitol führt, ein Bettler, anscheinend blind, auf einem Sessel. Seine Blindheit, sein Greisenalter, der Ort, den er sich gewählt, vor allem aber die Hoheit und Würde, von der jede seiner Mienen und Bewegungen umgeben war, gewährte mir das treueste Bild eines altrömischen Senators und Konsuls, der die Ankunft der Feinde ruhig erwartet oder jener Versammlung von Königen angehört. Im Korso, im dichtesten Gewühl, hart neben den Rädern der vorbeirollenden Wagen, saß eine wimmernde Mutter mit einem flachen Korbe, in dem zwei Säuglinge sich krümmten. Sie saß da und wies auf die hilflosen Zwillinge — Romulus und Remus, dachte jeder, der vorüberging oder über sie wegspringen mußte.

In Genua, in den engsten Straßen zwischen himmelhohen Häusern, erschien Abends, sowie es Nacht geworden

war, an einem Flecke, auf den kein Lampenschein fiel, eine weiße knieende Gestalt. Die Frau sprach nie ein Wort, bewegte sich nie. Ihr weißes, leichenartiges Gewand reichte bis über das Haupt und verhüllte das Gesicht bis zum Munde, so daß nur zwei schwach bewegte Lippen sichtbar wurden; ihren Arm hielt sie ausgestreckt hin. Warf man ihr Münze in die Hand, so empfing sie sie ohne Zeichen des Dankes, ohne eine Regung. Nur einmal, als ihr mein Freund ein größeres Geldstück gereicht (es geschah, um das rätselhafte Weib zu erforschen), will er eine leichte Bewegung des Kopfes, den sie nie zum Danke neigte, bemerkt haben. Sonst erschien sie immer wie ein Marmorbild, wie ein kaltes Todesgespenst, stumm flehend um Erlösung, nur bei nächtlicher Weile emporsteigend.

Bei Turin lag ein andres Mal ein Greis mit langem weißem Bart rücklings auf den Boden gestreckt, mit dem Angesicht der brennenden Sonnenscheibe zugewandt, das Licht blendete ihn völlig. Immer in die Sonne sehend, breitete er halb erhoben, unter lauten, klangvollen Klagerufen, die Arme gegen das Gestirn, gegen die ganze Welt, als wollte er dem All ein gerechtes Erbarmen und seinen Teil am Glücke abfordern, oder einen bitteren Fluch den Göttern des ehernen Himmels entgegenschleudern. — Nicht bloß die Modulation der Stimme, auch der Ausdruck des Gesichtes dieser Bettler ist bewundernswert und kein Nordländer erreicht ihn oder ist seiner fähig. Dieses hohe Pathos, dieses Auge, das dunkel rollt, das verlangend sticht, das mit wilder Angst sich an jeden deiner Schritte heftet, diese flehende Leidenschaft jedes Zuges, solange noch Hoffnung einer Gabe

da ist: hast du sie gereicht, so geht das Gesicht mit plötzlicher Verwandlung in den Zustand der Gewöhnlichkeit über: gehst du ohne Erbarmen vorüber, dann tritt ebenso plötzlich Rache, Zorn und Verachtung in den heftigsten, aber immer edlen Formen auf das bewegliche, stolz gebildete Antlitz, der povero miserabile ballt die Faust und sendet dir ein eiskaltes Gelächter nach. Am schrecklichsten waren mir die bettelnden Gefangenen. An den eisernen Gittern erscheinen die bleichen Gesichter, von der wildesten Leidenschaft ausgehöhlt, hundert knöcherige Hände strecken sich dir entgegen und ein ganzer höllischer Chor zerreißt dein Ohr. Durch ihr doppeltes Unglück glauben sie ein Recht auf dich zu haben, sie flehen nicht, sie fordern, sie gebieten dein Almosen. Ich ging immer mit einer Art Furcht vorüber, denn reißt der gefangene Straßenräuber in der Heftigkeit der Wut die Stäbe seines Gitters nieder, so bist du verloren. Wehe, wenn der Tiger durch seinen Käfig bricht! Es gibt in Italien ganze Städte, wo jeder ohne Ausnahme bettelt. Es sind mir oft zahlreiche Scharen nachgelaufen, bestehend aus Menschen jeden Lebensalters. Das erste, was der Säugling lernt, ist datemi qualche cosa, er sagt es, sowie er Vater und Mutter stammeln kann. Ja, Menschen, die nicht ernstlich ans Betteln dachten, die sich unmöglich von ihrem Geschäft entfernen konnten, oder fern von mir aus dem dritten Stockwerk hervorsahen, oder durch einen Fluß von mir getrennt waren, riefen mir ganz mechanisch zu: datemi qualche cosa.

Als ich das zweite Mal den Vesuv bestieg, begünstigte uns das Wetter, die Aussichten waren herrlich, und deutlich sah ich die schwarzen abschüssigen

Wände des voll Erdblöcken hängenden Kraters. Herrlich ging die Sonne hinter Ischia nieder und lange noch, beim Hinabsteigen, leuchtete uns ihr blutroter Streif ins Auge. Am Rande des hohen Tafelfeldes, an dessen nördlicher Seite wir standen, schwebte eine blaue, ganz ätherische Felsengestalt hoch in der Luft: es war Capri, durch die Perspektive so hoch gehoben und wie vom Vulkan ausgeworfen.

Mein Zimmer ist rings von einem platten Estrich umgeben, der meinen Vorsaal, meinen gewöhnlichen Aufenthalt bildet und dessen eine Seite von dem nun welkenden Wein und der Feige und Agrume beschattet ist. Von dort habe ich eine der schönsten Aussichten auf den Vesuv, auf die ganze Häuserreihe, die sich von Neapel an um seinen Fuß zieht, und auf jenen Teil des Golfs, der bis zur Halbinsel des Castello dell' uovo geht. Dort lehne ich an einem eisernen Gitter oder sitze auf der muschelbekleideten Steinbank, reibe zum süßen Duft die Hand an den Blättern eines Zitronenbaumes und schaue auf die Straße und auf das Meer, auf den Hafen und den schönen Leuchtturm. Mir gegenüber, bei Castellamare, geht die Sonne auf, mich treffen ihre ersten Strahlen. Der Mond spiegelt sich vor mir im Wasser. Ist die Nacht dunkel, dann leuchtet der Orion über mir, ist sie wolkig, dann sehe ich das Feuer des Leuchtturms und die rotglühenden Fackeln der auf dem Meere ziehenden Fischer. Der November ist zu Ende, ich habe den Mantel noch nicht gebraucht. Mit brennender Kerze gehe ich Nachts, wenn ich nach Hause komme, über das offene Dach; die Tür meines Zimmers, die schlecht schließt, steht fast immer offen, ihre Spalten

lassen den Wind durch, der mir Nachts, denn ich schlafe in der Nähe, oft unbequem, nie aber unerträglich wird. Der Scirocco, der böse Wind, herrscht in dieser Jahreszeit vor und bringt Regen und veränderliches Wetter. Die Kastanien sind schon blätterlos, aber es sind ja auch Fruchtbäume. Die Akazien haben ihr Laub zum Teil verloren, an vielen Stellen sind auch sie noch frisch und grün. Blühende Rosen aber, in schönster Pracht, begegnen dir auf jedem Spaziergang, am Fuße der Orangen, neben dunklen Zypressen, über der Gartenmauer in langer Hecke.

Der erste Tag unsrer Ankunft in Neapel führte uns mitten in das Volksleben dieser Stadt, dessen Wellen von allen Seiten eine nach der andern auf den unglücklichen Fremden sich ergießen, bis er, schwer aufatmend und vielfach zerschlagen, endlich das Ufer, d. h. sein Zimmer, gewinnt. Wir kamen, durch eine lange Fahrt und geringe Nachtruhe ungewöhnlich abgespannt, endlich gegen Abend – es dämmerte schon — in die Nähe der Stadt, die sich immer noch den Blicken entzog. Selbst der hohe Vesuv, der Leuchtturm dunkler Nächte, den aber die Erdgeister oft zu entzünden vergessen, verbarg sich, sandte uns keine Flamme, keinen Rauch entgegen. Da rollte der Wagen plötzlich auf ebenen Lavaplatten, wir glaubten eine der Straßen der Stadt betreten zu haben; aber von neuem begannen die Reihen hoher Pappeln mit dem zerrissenen und gewelkten Weingewinde, das sie tragen. Wir bedachten nicht, daß zwischen uns und Neapel sich noch eine Schranke erhob, an deren Stacheln die Sehnsucht sich verblutet — die dogana, das Zollhaus. Der Vetturino beschwor

uns, eine kleine Summe zusammenzuschießen, um nicht aufgehalten zu werden. Es waren einige in der Gesellschaft, die sich weigerten, dies zu tun, andre erklärten sich bereit; während noch verhandelt wurde, hielten wir vor der Schranke. Einige Herren vom Zollamte und einige Packknechte umschwärmten unsern Wagen wie Haifische das Schiff, ohne weiter zu verlangen, daß abgeladen wurde: sie erwarteten klingende Münze. Da wir nicht einig werden konnten, blieb es dabei, daß nichts gezahlt wurde. Dies setzte die würdigen Beamten in Verlegenheit; durch das Organ bald des Vetturino, bald eines Lazzaroni ließen sie uns eine immer kleinere Summe anbieten. Visitiert, war unsre Antwort. Dazu hatte aber keiner von ihnen Lust: eine solche Mühe bei Nacht, und noch dazu ohne Geldgewinn, zu übernehmen, hatte nichts Einladendes. Mit einigen Flüchen ließen sie uns denn auch wirklich weiter fahren, ohne daß ein Koffer berührt worden wäre. Nur einer von den in königlicher Uniform steckenden Beamten hatte von einem Gutmütigen unter uns kleine Kupfermünzen in die Hand gedrückt bekommen und sie freundlich aufgenommen. Wir wollten in die Stadt, in den Toledo. Alles fremd, alles unbekannt um uns, wir wie ratlos, wie verloren. Der Toledo wogte und lärmte, Gesindel aller Art schrie uns an, Leute mit den merkwürdigsten Gesichtern, von ungewissem Lampenschein beleuchtet, sahen zu uns herein, auf den Augenblick begierig, wo wir halten, wo sie sich unser bemächtigen könnten. Wir hatten keine Wohnung, wir wußten, welch ein Kampf darum uns bevorstand. Unsre Interessen waren geteilt, jeder wollte nach einer andern Stadtgegend, keiner wußte, wo sie lag, der

Vetturino hielt auf dem Toledo. Dreißig Mietkutscher waren alsbald bereit, unsre Sachen fortzuschaffen, dreißig Facchinos, sie zu tragen, uns den Weg zu weisen, unsre Regenschirme zu halten; dreißig Ausrufer schrieen uns ihren Kram zum Verkauf an, wobei sie die Verneinung wie eine Beleidigung aufnahmen. Ich benutzte den Augenblick, wo einer unsrer Reisegefährten ein Zimmer im Gasthaus, vor dem wir hielten, behandelte, um nach einem Tabakladen zu laufen. Drei Leute liefen vor mir her, ihn mir zu weisen, worauf sie ungestüm eine Belohnung forderten. Im Getümmel zurückkehrend, konnte ich unsern Wagen nicht mehr finden, so sehr betäubte und verwirrte mich dies Chaos. Drei andre halfen mir ihn auffinden. Der Vetturino mietete mir und meinem Begleiter ein Kabriolett, in das unser Gepäck geschafft werden mußte — ein schwieriges Geschäft, wobei wir unsre Aufmerksamkeit verdoppeln, alle Sinne sammeln mußten. Ein Facchino, den wir nach glücklicher Abwehr der übrigen aus dem Haufen erlesen, stellte sich hinter uns und fuhr mit. Ich ward ausersehen, die Zimmer zu besehen und den Preis zu verabreden, während dessen mein Begleiter sitzen bleiben und das Gepäck bewachen sollte. Da es aus vielfach zerstreuten Päckchen bestand, hütete er es mit beiden Armen, wie die Henne ihre Küchlein. Ich war unglücklich: alle Hausnummern, die man mir bezeichnet, enthielten schon besetzte Zimmer. Wir mußten uns entschließen, ein wohlfeiles Gasthaus aufzusuchen, wozu wir den Rat des Facchino brauchten. Er war die Dienstfertigkeit selbst. Das erste, wohin er uns brachte, war ebenfalls schon voll Gäste. In einem zweiten fand sich

ein gutes Zimmer zu dem für uns dafür bestimmten Preise. Jetzt mußte das Gepäck heraufgeschafft werden, wozu sich außer dem Facchino drei Männer und einige Buben eingefunden hatten, alle heftig schreiend und sich bewegend und von verschiedenen Seiten her Hand anlegend. Während wir hier abwehrten, war dort ein Stück auf ihren Schultern. Es war unmöglich, sich Gehör zu schaffen. Wir verdankten unsre Rettung dem Facchino, der seinen Gewinn nicht teilen wollte und durch wütende Beweisführung das Gesindel zur Vernunft brachte. Indes hatte er einen Gehilfen sich gewählt, dem wir aber gleich anfangs nichts zahlen zu wollen erklärten. Nachdem das Gepäck oben war, stellte sich uns der Mietkutscher entschlossen in den Weg und verlangte Bezahlung, obgleich unser Vetturino ihn angenommen und zu befriedigen versprochen hatte. Der Weg ist weiter gewesen, erklärte er, als der Vetturino mir gesagt hat, und ihr müßt mich bezahlen. Es kostete fast eine Viertelstunde des heftigsten Zankes, ehe wir den Kerl los wurden: wir ergriffen nämlich einfach die Flucht ins Haus, während Verwünschungen uns nachschallten. Aber das Beste sollte noch kommen, denn auch der Facchino mußte bezahlt werden. Was bekommt Ihr, fragte ich ihn. Due pezzi, sagte er, d. h. zwei Piaster oder fast drei Taler. Wir glaubten, er spaße; er wiederholte seine Forderung aber ernsthaft, in gebieterischem Tone, und sein Begleiter bekräftigte: due pezzi. Ich hielt ihm seine Unverschämtheit vor; er wurde nur noch lauter und rückte mit drohenden Gebärden und blitzenden Augen mir auf den Leib. Ich beriet mich mit meinem Freunde und legte die Summe, die wir für angemessen hielten, vor ihm

auf den Tisch. In einem Nu und mit einer jener blitzschnellen Bewegungen, die diesem Volke eigen sind, hatte er das Geld vom Tisch und mir an den Leib geschleudert. Zugleich legten beide Hand an unsre Koffer, um sie, wie sie sich ausdrückten, wieder auf die Straße zu tragen. Da wurde es mir zu viel: ich griff nach meinem Stock, faßte den Kerl an der Brust und sagte: auf die Polizei! Gut, sagte er, auf die Polizei! Während dieser langen und lauten Szene hatten sich sämtliche Hausgenossen, erfreut, ein Schauspiel anzusehen, zu einem Kreise gesammelt und mischten schreiend ihr Urteil in den Streit. Wir gingen. Nehmen Sie sich in acht, rief mir mein Freund nach, mit diesen Leuten, die alle zusammenhalten und das Messer zu führen wissen, ist man seines Lebens nicht sicher. Bevor wir das Zimmer verließen, hatte der Lazzaroni das Geld vom Boden aufgerafft und eingesteckt. Auf der Straße fragte ich einen Vorübergehenden, wo die Polizei sei. Sogleich gesellte er sich zu mir, um mich zu führen. Ein zweiter kam unaufgefordert, um mir zu sagen, daß er den Facchino, über den ich mich beklagen wolle, noch nie gesehen. Ich weiß nicht, was ein dritter, den unsre Gruppe alsbald angezogen hatte, mir zu vertrauen sich gedrungen fühlte. Beinahe wäre ich Ursache eines Auflaufs geworden, wenn nicht der Facchino samt seinem Begleiter plötzlich in einer Seitenstraße verschwunden wären. Mit diesem Umstand sehr zufrieden, kehrte ich nach Hause zurück und ließ mich erschöpft, Kopfweh fühlend, auf das Sofa nieder. Der Vollmond blickte am Himmel zwischen leichten Milchwolken hervor, das Haupt des Vesuvs ragte über die gegenüberstehende Reihe der Häuser. So mühselig war unser Einzug in Parthenope,

die müßige Stadt des Genusses. Aber für den nächsten Morgen hatten wir noch ein Gleiches vor, der Gedanke erfüllte uns mit Schauder. Indes kam diesmal der Angriff von einer Seite, wo wir ihn nicht erwartet hatten. Unsre Wirtin nämlich widersetzte sich unsrem Abzug, als wir ihr Zimmer verlassen und in die endlich aufgefundene Wohnung ziehen wollten. Sie haben mein Zimmer auf einen Monat und nicht auf einen Tag genommen, erklärte sie mit unverschämter Lüge und forderte doppelte Bezahlung. Es half nichts, Vernunft zu sprechen. Auch sie stellte sich vor unser Gepäck, als wenn sie es nicht herausgeben wollte. Sie weinte, sie schrie, sie bewies, ihre Mägde und Töchter desgleichen, alles mit der wahrsten dramatischen Leidenschaft. Erst nachdem wir Geld hinzugefügt und Zeit und Stimme verloren, ließ sie uns frei. In unsrer neuen Wohnung fanden wir scheinbar ehrliche Leute und machten darum nichts schriftlich ab: am Ende erwies es sich, daß auch sie Ungebührliches verlangten, dem klaren, oft wiederholten Worte zuwider.

Der erste Spaziergang durch Neapel war sogleich höchst belehrend. Zuvörderst ward mir gleich dies erste Mal mein seidenes Tuch aus der Tasche gestohlen. Später trug ich mein Tuch anders, aber ich habe manchmal mit solchen Dieben Bekanntschaft gemacht: denn ich fühlte sie an meiner leeren Tasche, oder ein Freund, der mit mir ging, ward bestohlen oder entdeckte einen auf frischer Tat. Dies Handwerk ist in Neapel so allgemein, daß fast jeder Lazzaronibube es treibt. Gehe einmal zum Molo hinab und sei versichert, du kommst ohne dein Taschentuch wieder. Sehen die Umstehenden, wie jemand

dir es aus der Tasche rollt, so lächeln sie, keiner aber wird dich aufmerksam machen; teils freuen sie sich über die geschickte Tat, teils fürchten sie einen Messerstich, welches letztere schon oft die Folge gewesen ist. Ein Polizeidiener, an den ich mich einmal wandte, als ich eben einen Lazzaroni an meiner Tasche gefühlt, lächelte verschmitzt und begnügte sich, zu rufen: der Spitzbube!

Unerträglich ist das Geschrei auf den Straßen Neapels. Ich hatte Kopfweh, wenn ich den Toledo hinab zum Museum gegangen. Tausend kleine Waren werden gellend ausgerufen: Würste und Zündhölzchen, Gemüse und Stöcke und Kämme und Kalender. Wie heisere Raben schreien die Mietkutscher vom Morgen bis zum Abend: „carozza, carozza“. Gehst du vorüber, ohne sie zu beachten, so kreuzen sie deinen Weg und fahren dir aufs unverschämteste vor die Füße, als wollten sie dich zwingen, einzusteigen. Am widerlichsten sind die Kuppler, die dich in Schwärmen umflüstern, dich auf die Seite ziehen und dir schöne Mädchen anbieten. Meist sind es an Jahren junge Leute, aber im Kriegsdienst der Venus schrecklich verunstaltet. Sie weichen mit frecher Hartnäckigkeit trotz aller Verneinung und Abwehr nicht von deiner Seite, wobei sie dir allerlei lockende Lügen und romantische Mädchennamen ins Ohr raunen. Sie wollen nichts weiter, als daß du ihnen folgst, um die Bekanntschaft zu machen: Solamente per far la conoscenza. Jeden Fremden aber haben sie allsogleich erkannt und aufs Korn gefaßt.

Das neapolitanische Volk reden zu hören, hat für den Nordländer etwas Unheimliches. Es ist bekannt, daß die verschiedenen Menschenrassen ein geheimes Grauen

gegeneinander empfinden, daß ein Naturgefühl den Europäer abhält, sich mit dem Neger zu verbinden, daß sie sich gegenseitig Dämonen scheinen, durch keine sympathische Menschlichkeit zueinander gesellt. Der Neapolitaner ist von allen Italienern dem Deutschen am fernsten, er ist dem Menschen der tropischen Zone nahe und verwandt. Seine Bewegungen, der Ausdruck des Auges gleicht dem Benehmen eines bösen Geistes, eines Wesens, das außerhalb der menschlichen Empfindungsweise steht. Alles an ihm ist stechend, plötzlich, er regt hundert Gelenke zugleich, er versammelt den vollen Saft in einem strotzenden und losbrechenden Punkt. Seine Stimme ist schneidend, der Geist, der das Wort eingibt, wirkt stoßweise; da, wo er unwiderstehlich werden würde, bricht er ab, und dem Nordländer ist eine Seelenbeschaffenheit ganz unbegreiflich, deren Kraftäußerung so gewaltig und zugleich so wirkungslos, so gebrochen ist. In der Tat, wollte man den Bewohner der heißen Zone oder dessen Urbild, den Neger, nach seiner geistigen Natur genau zeichnen, man würde diese Natur in dem neapolitanischen Charakter tausendfältig übergangsweise angedeutet finden. Die tiefen Bande, in denen der Neger liegt, strebt die Natur auch dem süditalienischen Menschen überzuwerfen: noch gelingt es ihr nicht völlig.

Der Neger ist ein Kind, ein ganz sinnliches Wesen; in Neapel wohnt ein Menschenschlag, der gleichfalls mit der höchsten Macht sinnlichen Daseins begabt ist.

Das geringste Wort stößt der Neapolitaner heftig, mit kurzer Leidenschaft aus, ja das Wort ist ihm oft ein zu langer Umweg, daher die häufigen und schneidenden Interjektionen. Ein fast tierischer Schrei geht der Ant-

wort voraus. Ohne sittliche Haltung bricht die Empfindung los: er ist unter der Herrschaft der Natur. Der Neapolitaner hat einen merkwürdigen Widerwillen gegen das Nein: fragst du etwas, setzest du etwas voraus, was er verneinen muß, so macht er eine Gebärde, oder er steht schweigend und unbeweglich, kurz, drückt die Verneinung euphemistisch aus. Nur der freie Mensch verneint, nur der freie zerstört, vernichtet das Objekt, freut sich des Leugnens, des Widerspruchs gegen eine Tatsache; der natürliche ist verlegen, wenn er sich widersetzen soll.

Wenn der Vesuv speit, erzählt man mir, kommt der Fall wohl vor, daß ein leichter Aschenstaub durch den Sturm in die Straßen Neapels geführt wird. Indes herrscht in der Stadt durchaus keine Besorgnis. Scharenweis ziehen die Fremden und Eingeborenen nach Resina, um dem furchtbaren Schauspiel beizuwohnen, und so geängstigt die Ortschaften um den Fuß des Berges sind, so reich fließen die Einnahmen. Mit dumpfem Donner, vor dem die Erde unter den Füßen erzittert, stößt der Vulkan ungeheure Steine und geschmolzene Klumpen turmhoch in die Luft; während aber dieses Auffliegen einem Donnerschlage gleicht, macht das senkrechte Zurückfallen der in die Höhe geschleuderten Massen mehr den Eindruck eines heftigen Kanonenfeuers: sie fallen gleichsam in Absätzen. Furchtbar ist die Glut der langsam sich fortbewegenden Lava. Man kann sich furchtlos ihrem Rande nähern, man kann, wenn man die Hitze nicht scheut, oft zwischen zwei fließenden Lavafeldern in einem schmalen Raum von nur wenigen Schritten Breite hin und her gehen. Die träge und zähe Masse kommt rot-

glühend, langsam und unwiderstehlich. Was nur mit Asche bedeckt worden, wird bald wieder fruchtbares Land; wo aber die Lava geflossen, ist der Anbau unmöglich. Im Fließen macht sie völlig das Geräusch zerbrechender Töpfe, als ließe jemand ein Tongefäß in Scherben zerspringen: es rührt dies von dem Platzen der erkaltenden Schale her, wenn die untere sich mehrende und fortdrängende Masse die erstarrende Hülle sprengt. Von dem Hitzegrad, der der frischen Lava innewohnt, bekommt man einen Begriff, wenn man sieht, wie sie an den Stamm eines hohen Baumes gelangt, ihn augenblicklich durchbrennt und den alsbald fallenden Baum zu plötzlicher Flamme entzündet. Er flackert auf, die Säfte, die er noch enthielt, zischen einen Augenblick; im nächsten ist nichts mehr von ihm übrig. Eine arme Frau hatte nur sich selbst und ihre beiden Kinder, einen Knaben und ein Mädchen, gerettet; sie hielt die Tochter auf dem Arm, den Knaben an der Hand und starrte verzweiflungsvoll auf die Hütte, der die Lava schon nahte und deren Schlüssel sie noch in den Fingern hielt. Die glühende Flut gelangte bald an das Häuschen, teilte sich, umfaßte die Wände mit zwei versengenden Armen, und ehe ein Augenblick verging, war die Hütte zusammengestürzt und spurlos verschwunden. Die Unglückliche wandte ihre Schritte, nachdem sie auch noch den Schlüssel in das Glutfeld geschleudert. Schon in geraumer Entfernung rollen sich die Blätter des Weinstocks braungelb zusammen und flattern wie Brandflocken von dannen; der Stamm erwartet ebenfalls nicht ganz die Ankunft des fressenden Elements, sondern verkohlt und brennt auf. Es ist furchtbar, den Untergang seines Besitztums schon einige Tage

vorher zu kennen, ein Untergang, der unabwendbar und vollständig ist. Das Geringe, das Bewegliche zu retten, wird von den Armen oft verschmäht, wenn auch die Zeit noch da ist — ein natürliches, leicht erklärliches Gefühl. Der Neugierige, der Naturfreund hat volle Muße und Gelegenheit, den Ausbruch zu beobachten: Gefahr ist nicht vorhanden. Nur wenn die ausgeworfenen Massen nicht senkrecht, sondern schräg ihre Richtung nehmen und also nicht zurückfallen können, kommen oft glühende Steine über die Gegend geflogen.

* * *

Hinter der Villa Reale teilt sich die schöne Straße Gioja: der linke Arm umgeht, sanft ansteigend, den langen Bergrücken des Posilipp, der rechte durchbohrt mittels der berühmten Grotte das quer vorliegende Joch. Links fährt die schöne Welt Abends spazieren und in der Tat gibt es keine herrlichere Straße und keine herrlichere Natur, als auf die man herabsieht. In den letzten Augenblicken des Tages kann man auf der äußersten Spitze des Posilipp über der Schule des Virgil die Sonne bei Ischia untergehen sehen und dann im Angesichte des violettenen Vesuv und des ganzen Golfs längs schöner Villen hoch über den Schluchten des Meeres in die Stadt zurückrollen, dann vor einem glänzenden Kaffeehause halten und sich vom Bedienten erfrischendes Eis zutragen lassen.

Ich wende mich aber jetzt nicht in diese Mergellina, sondern nach der Grotte des Posilipp, dem größten und schönsten Tunnel auf Erden, der, hoch wie ein Kirchengewölbe, fast für drei Wagen Raum gibt und so lang ist, daß deine Bewunderung nicht endet. Von

wem dieses mächtige Werk ausgeführt worden, ist unbekannt. Ein großes Volk, kühne Menschengeister faßten den Gedanken, setzten ihn ins Werk. Die gelehrte Sage nennt den Lukullus. Bei Strabo wird dieser unterirdische Weg zuerst genannt. Die Römer, die immer mit der Natur in einem Riesenkampf begriffen waren, sie bändigten, verwandelten, unterjochten, die Römer werden auch dieses Werkes Meister gewesen sein. Römer verwandelten durch den ungeheuern, noch jetzt unerschütterten Kloakenbau die Seen und Sümpfe zwischen den sieben Hügeln in eine bewohnbare Stadt, sie gruben für die überschwellenden Seen von Albano und Nemi die nicht minder mächtigen Emissäre, sie leiteten den verheerenden Velino zum Felsensturze von Terni, sie drängten das Meer zurück oder lockten es vermittels der Portus Julia tief ins Land, sie schifften von Bajä nach Misenum mitten durch das Vorgebirge, Caligula ritt quer über den Golf von Bajä, Cäsar faßte den Gedanken, dem Tiber ein neues, geradliniges Bett zu graben, Nero wollte Rom zu einer Seestadt machen, 30 Miglien weit führten unzählige Bogen frisches Bergwasser nach der Hauptstadt — ein solches Volk, das sich mit freiem Titanengefühl darin gefiel, der Natur Hohn zu sprechen, wird auch dem Posilipo, der ihm im Wege lag, sich zu ebnen geboten haben. In Griechenland gab es die schönsten Tempel, in Großgriechenland Tempel von so ungeheurer Größe, daß ein Geschlecht nach dem andern daran baute und daß sie, wie die gotischen Kathedralen, mit dem Bewußtsein der Nievollendung begonnen wurden. In Sizilien ist schon Kampf mit der Natur, wie bei jeder Architektur, die das Große bezweckt; in dem eigent-

lichen Griechenland, das mit der Natur in innigem Liebesbunde lebte, weder ihr Joch trug, noch sie zu unterjochen begehrte, nur schöne Baukunst, nur maßvolle, heitere Tempel. Rom hat keine Tempelbaukunst; es baut so riesenhaft, wie die Segestiner und Posidonier, aber alles, was es unternimmt, dient dem Staate, der öffentlichen Wohlfahrt, dem Nutzen der Bürger. Hier tritt das Vernunftwesen zuerst der blinden Natur herrschend gegenüber, mit seinem edelsten Gebilde, dem Staate, beschäftigt, zwingt es sie, diesem Gebilde dienstbar zu werden.

Vielleicht hat der Posilipptuff, der sehr spaltenreich ist, hier von selbst eine Kluft gebildet, die nur von Menschenhand erweitert wurde. Noch Kaiser Karl V. ließ an der Vergrößerung der Grotte arbeiten. In ihrer Mitte befindet sich eine kleine Kapelle: die Lampen, die den Gang erleuchten, werden nur einmal im Jahre durch die dann quer durchfallenden Strahlen der sich neigenden Sonne entbehrlich gemacht. Das Volk erzählt, Vergil habe die Grotte gewölbt; er liegt an ihrem Eingang begraben, sein Zauberwerk bewachend.

Jenseits dieses Durchstichs liegt das Dörfchen Fuori la grotta, hinter welchem wir die Kunststraße nach Pozzuoli verließen und einen kleineren Weg rechts zum See von Agnano einschlugen. Ein Führer, der sich uns schon in Neapel angeboten hatte und trotz unserer verneinenden Erklärung nicht weichen wollte, begleitete uns die ganze Strecke bis zum See — mehrere Miglien, die er unnütz machte, mehr als einen halben Tag, den er verlor; mit so viel Hartnäckigkeit wird der Fremde hier gequält. An dem runden Gewässer, einst der Krater eines Vulkans,

liegt die Hundsgrotte, deren Boden Kohlensäure bedeckt. Die Füße erwärmen wie von einem Bade und mit hohler Hand schöpft man das Champagnergas, das, schwerer als die Luft, nicht aufsteigen kann. Mauertrümmer in der Nähe nennt man die Villa des Lukull; heiße Dämpfe steigen von den Böden des Germanus empor. Vom See von Agnano führte uns ein reizender Spaziergang nach der Solfatara, die jenseits eines Bergrückens liegt, über dessen Schluchten wir klimmen mußten. Gelber Schwefel stieß uns überall auf, Bimsstein knisterte unter unsern Tritten, die Lava, die wir sahen, bezeugte das Dasein schmelzender Feuersgewalt. Wir traten endlich in die Solfatara, ein ödes weißliches Gefilde, auf dem sich kleine Kalkhügel erheben und das unter den Füßen dumpf wie ein hohles Gewölbe dröhnt. An mehreren Stellen stürzen Dämpfe siedenden Wassers wie aus dem Hahn einer Maschine los, rings den Rand des kleinen Kessels gelb färbend. Wir fanden die schönsten Schwefelkristalle und Schwefelblumen, von Pflanzenwuchs zeigt sich keine Spur. In der Solfatara wird sehr viel Schwefel gewonnen. Unser Führer in dieser Gegend war ein kleiner, kecker Lazzaronibube mit bloßer Brust und roter Mütze und schon verschmitzt und geldsüchtig, wie die Erwachsenen dieses Volks. Das Amphitheater von Pozzuoli, das hier in der Nähe liegt, ist sehr verfallen, Erde hat es gefüllt und seine Stufen geglättet. Alle Werke der Römer in dieser Gegend, die das kleine Rom und an Prachtbauten reich war, sind von Erdbeben und vulkanischen Erschütterungen zerstört: das Land zitterte und stürzte um, das Meer flutete über seine Dämme. In Rom selbst schwoll

die Tiber über ihr Bett und verwischte die Campagna, Blitze trafen die Tempel und ehernen Götterbilder, Erdbeben und Pest wüteten gegen die Einwohner und ihre Wohnungen. Die Natur rächte sich: die unterdrückten Elemente wandten sich voll Haß gegen des Volkes Werke, das sie gebändigt hatte. Der Serapistempel, ein bloßer Grundriß noch, stand voll Wasser und wir hüpften von einer Säulenbasis zur andern. Die hier gefundenen Säulen sind nach Caserta geschleppt worden: dieselbe Unsitte wie in Rom. Drei große Marmorsäulen, die noch stehen, sind bis zu einer beträchtlichen Höhe, 15 bis 20 Fuß, von Seetierrochen durchbohrt, ein Beweis, daß die Meereswogen sie so hoch umspülten. In der Mitte des viereckigen Tempels erhob sich eine innere säulengetragene Rotunde, in der der Altar stand. Zur Seite waren warme Bäder, deren heißes Mineralwasser durch jetzt verschüttete Gänge (?) aus den Phlegräischen Gefilden kam.

Nachdem wir noch die geringen Überbleibsel des Tempels des Augustus, der wieder zu einer Kirche erbaut wurde, besehen, kehrten wir ins Gasthaus ein, denn erst am nächsten Morgen wollten wir von Pozzuoli aus die Wanderung weiter verfolgen. Die Nacht über stürmte der Scirocco, ein furchtbares Gewitter regte die See auf, die tosend über die Mauertrümmer des Golfes stürzte. Mit Tagesanbruch war der Himmel freundlicher, obgleich nicht völlig zuverlässig. Wir erreichten bald, vom Meer ab ins Land uns wendend, den Avernersee, der so düster, so romantisch ist! Herrlich kleidet ihn jener Tempel des Pluto oder Apollo, der hart an seinem Ufer mit gewölbter Cella, grün umlaubt, der Zerstörung erlegen, schwermütig in das

schwarze Wasser sieht, während der Monte Sant Angelo sich hinter ihm erhebt! Auch der Avernersee ist ein Krater und also rund und still und eine grauenhafte Tiefe, eine schauervolle Vergangenheit bedeckend — hier war es, wo der Sterbliche ins Land der Schatten einging. Nichts schien dem Griechen, der das Leben und die Sonne liebte, schrecklicher als das Dunkel feuchter Höhlen, als die Nähe unterirdischer Gewalten; darum setzte er den Tod, diesen tiefsten Feind und Schmerz des Menschengeschlechtes, mit ihnen in Verbindung; er dachte eine Unterwelt und an solche Stellen, wie die des Avernersees, versetzte er den Eingang dazu. Kein Vogel sollte ungestraft über den Spiegel dieses Sees fliegen können:

Quam super hanc ullae poterant impune volantes
Tendere iter pennis.

Virgil hat in diesen Versen den rastlosen Flug stiller Vögel mit dem treuesten Naturgefühl rhythmisch ausgedrückt: die Worte streben unermüdlich, wie eine lautlose Furche durch die Luft ziehend. Dieser Vers ist das Gegenstück jenes andern von Virgil, der die stolze Pracht eines römischen Triumphzuges schildert:

Romanos ad templa Deum duxere triumphos.

Dort alles flüchtig und dünn, hier langsamer Pomp.

Wir treten in die berühmte Sibyllenhöhle, die mit Cumä in Verbindung stehen soll. Ein innerer Gang steht voll Wasser, und so besteigt der Reisende den Rücken des Führers, der mit der Fackel in der Hand und nackten Beinen durch die sumpfige Flut plätschert und dich in einem kleinen Gemach absetzt, dessen Boden gleichfalls mit

Wasser bedeckt ist. Dort stehst du, wie der Führer dir sagt, der für alles Auskunft hat, auf dem erhabenen steinernen Bette der Sibylle, neben welchem das des Nero sich erhebt: denn der Kaiser soll hier in den Umarmungen der Seherin geschwelgt haben; alles Seltsame, alles, von dem die Scheu entfernte, reizte ihn. Man zeigt uns eine steinerne Vertiefung und bezeichnet sie als Badewanne desselben Kaisers. Hier ist das geheime Zimmer, in das die Seherin sich zurückzog, dort verliert sich der unterirdische Gang nach Cumä, durch jene Öffnung endlich erteilte die Beherrscherin der Höhle das Orakel. Wir treten wieder an das Ufer des Sees und mein Begleiter zeichnet den gegenüberliegenden Tempel, während ich das verschüttete Tal zu entdecken suche, durch welches der Lucinersee mit dem Avernersee zusammenhing und das den Julischen Hafen bildete, wo die Seeschiffe im Schoße des Landes Schutz fanden. Auch dieses kühne Werk vernichtete die Rache der Natur: der Monte Nuovo erhob sich unter Feuer und Erdbeben aus den Erdtiefen, verschüttete den Kanal, engte den Lucinersee ein und jetzt ist uns von jener Riesenanlage Cäsars oder Augustus' nur noch der Bericht der alten Schriftsteller übrig.

Bevor wir den Tempelresten des eigentlichen Bajä, dessen Schloß wir schon längst jenseits des Golfes erblickt hatten, näher traten, kosteten wir in einer hochgelegenen Schenke von dem Falernerwein, dessen Reben dort auf dem Monte Barbaro, dem alten Gaurus, vor unseren Blicken grünten. Diana, Merkur und Venus sollen die Gottheiten gewesen sein, denen die drei Tempelruinen geweiht waren: der des Merkur ist tief in die Erde gesunken, nur seine gewölbte Kuppel, die oben

eine Lichtöffnung gleich der des Pantheons hatte, hellt noch über dem Boden: in der Mitte scheinen Sumpfpflanzen das ehemalige Dasein eines Weihers oder Springbrunnens anzudeuten, so daß man vielleicht berechtigt ist, die Halle für ein Überbleibsel von Thermen anzusehen. Vom Dianentempel steht außer einigem Mauerwerk noch die Cella, dem Tempel der Venus und Roma in Rom vergleichbar; der Tempel der Venus Genetrix ist ein Sechseck hoher Mauern, denen aber das Dach fehlt. Von den Tempeln wandten wir uns dem sogenannten Grabmal der Agrippina zu, der Mutter des Nero, die er im Golf ersäufen lassen wollte, und da dies vereitelt ward, am Ufer ermorden ließ. Eine 70jährige Führerin ging uns mit der Fackel in der Hand durch unterirdische Gemächer voran: sie glich in ihrer edlen Haltung, von hochgehobenem Arme leuchtend und weisend, einer alten Sibylle. Andre gleichfalls unterirdische Gemächer, die sich in der Nähe befinden, heißen die Hundert Kammern und werden für Gefängnisse des Nero ausgegeben. Die Stufe di Nerone sind ein heißes Wasserbecken von bedeutender Größe, zu dem man nur durch einen engen unterirdischen Gang gelangt. Die Hitze ist so groß, daß man bei den ersten Schritten sich von Schweiß durchnäßt fühlt: zu diesen furchtbaren Wasserdünsten kam noch der erstickende Fackeldampf, der unsichere Boden, die Enge der Wände und die Geschwindigkeit, mit der das Vordringen bewerkstelligt werden muß. Am Ziele angelangt, sieht man nur wenig, denn die Hitze betäubt, die Eile drängt und die Fackel kann vor Dampf nur unsicher leuchten. Der Lazzarino schöpfte das heiße Wasser in einen Eimer,

tat zwei Eier hinein und wir kehrten triefend an das Tageslicht zurück, nicht ohne Gefahr der Erkältung. Dort taten wir den abgelegten Rock wieder an und verzehrten die schnell gar gewordenen Eier. Tiefer in das Land hinein auf dem Bergrücken, der in das Vorgebirge Miseno ausläuft, liegt das alte Bauli, jetzt ein elendes Dorf: jenseits davon das Mare Morto, ein Wassersumpf, in dessen Nähe sonst die elysäischen Felder sich befanden. Bauli besitzt die herrlichen Ruinen der piscina mirabilis, ein großes auf gemauerten Pfeilern ruhendes Wasserbehältnis, das einen Eindruck macht wie eine gotische Kirche. Lukullus ließ es bauen, wie man sagt, und dort sammelte sich das süße Wasser, dessen die nahe römische Flotte bedurfte und woraus sie zu jeder Zeit schnell ihre Tonnen füllte. Ein Riesenwerk! Die einzige der großen Taten römischer Baukunst, die sich bei Bajä erhalten hat.

Von hier bestiegen wir ein Boot mit vier Ruderern, das uns nach Ischia hinüberführte. Die Felsenwand, an der wir vorüberkamen, zeigte überall verworrene Spuren des ehemaligen Waltens eines alten Volkes: im Meere haftende oder am Ufer aus den Wellen blickende Mauertrümmer, eingebrochene Höhlungen, ein Durchstich nach Misenum zu, in den Berg gegrabene Kammern u. s. w. Die Sage nennt bald den Nero, bald den Lukullus als Erbauer oder Inhaber jener Villa, jener Grotte, jenes Gemäuers: diese beiden Namen haben sich am tiefsten in das Andenken des Volkes gegraben. Die Küste hier hat viel unter der Hand der Römer leiden müssen. Ein Kaiser überbaute und kreuzte die Werke des andern, änderte ihre Bestimmung und Gestalt: sie durchlöcherten

den Fels, drängten das Meer zurück: je unausführbarer und seltsamer eine Unternehmung schien, desto mehr Grund, sie zu versuchen. Bei der Spitze des Vorgebirges, wo wir in die freiere See kamen, fanden wir den Sturm der vorigen Nacht noch in voller Nachwirkung, welches mich alsbald seekrank machte. Kühn und herrlich türmte sich der Berg Misenum, es spritzten die Wellen tosend an seinem Felsenknie empor. Auch das Vorgebirge von Procida stand schäumend im Dampf des zischenden Meeres, und so schön dies alles war, so traurig war mein Zustand. Die Fahrt wollte nicht enden, der Wind blies entgegen und das Segel war unnütz. Ein Platzregen machte das Ungemach vollkommen; endlich war alles überstanden. Ein langer Schlaf in Ischia stärkte mich vollständig. Der nächste Tag zeigte wieder ungewissen Himmel; Wolken und Sonne stritten, der Wind wehte kühl. Wir beschlossen dennoch, den Epomeo zu besteigen. Wir ritten anfangs durch Gärten, dann längs einer Wasserleitung, die von der Höhe kam; dann wurde der Weg steiler, wir sahen nur Kastaniengebüsch um uns; noch höher war der Anblick noch rauher und der Pfad so steil, daß wir die Esel verließen. Spuren vulkanischer Zerstörung bezeugten, daß der Epomeo einst gespieen. Seine zackigen Felsgipfel traten uns immer näher, die köstliche Aussicht, die sich uns von Zeit zu Zeit öffnete, ward immer umfassender. Schon befanden wir uns beim Telegraphen, noch ein Hügel und wir hatten das aus dem Felsen gehauene Kloster erreicht, bei dem sich die höchste Spitze des Berges erhebt. Hier standen wir denn unter finsteren, durcheinander geworfenen Felszacken in empfindlich kalten Luftschichten,

sahen die runde Insel zu unseren Füßen, um deren mittleren Gebirgsknoten sich ein milder, fruchtreicher Kranz von Städten zieht, und von Capo Cirello bis Capri dies ganze See- und Landgemälde vor uns aufgerollt. Ach, wie wünschten wir einen südlichen, kristallenen Tag, wie freuten wir uns der kurzen Augenblicke, wo in der Ferne oder in der Nähe eine Insel, ein Vorgebirge oder ein Streif Meeres in wärmerem Sonnenlichte leuchtete. Der Reif des Gestades, der den Epomeo, diesen wilden Vulkan, umgibt, ist an Reiz, Fruchtbarkeit und köstlichen Erzeugnissen ein wahres Paradies: Städtchen an Städtchen, ein heißer Gesundbrunnen nach dem andern. Hier oben aber war es kalt und die Natur wild. Das Kloster ist wenig bewohnt: es sieht auf den Anbau der Talbewohner hinab und ist dennoch fern, fern von ihnen, durch steile Bergpfade getrennt, durch einen rauhen Himmel ihnen fremd. Wir stiegen auf einer andern Seite des Berges hinab; dort, wo ein Pfad, abschüssig und oft nur durch treppenartigen Einschnitt gangbar, gerade auf Casamicciola losgeht, das tief unten mit flachen Dächern seine weißen Häuser in das frischeste, glänzendste Grün verwebt. Es war, als ließen wir uns an einer senkrechten Felswand auf das reizende Städtchen, das unter unseren Sohlen hing, hernieder. Wieder kamen die Kastanien, wieder die Gärten und letzten Häuser, endlich Casamicciola selbst und seiner Orangen dunkelgrüne Pracht. Jetzt, da wir uns unten befanden, war jede Wolke verschwunden und das Meer spiegelte den blauen Himmel wider und mild wehten kaum fühlbare Lüftchen. Der Ritt von hier nach Ischia zurück führte längs dem Meere, an Lavafeldern, durch

Agrumen und Reben auf der schönsten Straße. Herrliche Insel! Ein liebenswürdiges Volk! Die Alten, die Ischia Pithecusä nannten, sprachen wenig von der Insel, obgleich sie die größte ist: damals aber mag sie ein wildes, wüstes Lavagebirge gewesen sein, über das die Vulkane immer neue Schichten gossen und Schlacken sandten. Noch an demselben Tage führte uns ein frischer Wind nach Pozzuoli und eine rasche Fahrt auf der herrlichen Kunststraße nach Neapel zurück. Diese Straße, die meist das Ufer des Meeres begleitet, hat einzig schöne Punkte: ein aufsteigendes Gewitter verschmolz seine dunklen Wolkenfarben so köstlich mit den glühenden Tinten der untergehenden Sonne, daß der Himmel an diesem Abend uns unvergeßlich bleiben wird. Ungefähr auf der Mitte des Weges sieht man nach Ischia, Procida und Miseno, während links der Posilipp mit Nisida im Auge bleibt: diese Natur vor sich haben und dabei an eine hohe Felsenwand den Rücken lehnen und über sich den wunderbar sich färbenden Himmel — war ein unbeschreiblicher Genuß.

Latinergebirge, den 15. bis 18. Dezember 1839.

Nach Frascati, dessen Name mir schon längst jenseit der Alpen wie Musik im Ohr geklungen, und an einem Dezembertage, dessen blauer Himmel und laue Hauche die Welt wie die Seele zu einem kristallenen Tempel frohsinniger Liebe machten, — welcher Verwiesene von der Ostsee, deren schwere Nebel auf der stumpfsinnigen Stirn lasten, hätte nicht gewünscht, neben mir, auf freiem Sitz, an der köstlichen Fahrt teilzunehmen? Nach Frascati! Nach Tusculum! Wie oft hatte ich in Rom von erhöhten

Standpunkten es am Abhange des Albanergebirges weiß glänzen gesehen! Und so glänzte auch Tusculum einst in das Auge römischer Dichter. Tuscula tellus candida, singt Tibull. Nec ut superni villa candens Tusculi Circaea tanget moenia, dichtet Horaz. Telegonus, der sagenhafte Sohn des Odysseus und der Circe, der Vatermörder, gründete Tusculum, die lateinische Stadt, in der das Geschlecht der Mamilier, das von der Zauberin Circe, der schöngelockten Bewohnerin des herrlichen Vorgebirges, stammte, des höchsten Ansehens genoß. Darum gab Tarquinius Priscus dem Oktavius Mamilius, qui longe princeps erat Latini nominis, seine Tochter zur Ehe; er suchte die mächtige Stadt für sich zu gewinnen. Mit den übrigen latinischen Städten stand auch Tusculum am See Regillus den Römern gegenüber; als diese Schlacht, in der Oktavius fiel, gegen die Latiner entschieden hatte und das latinische Bündnis sich löste, trat Tusculum in enge Freundschaft mit den Römern, kämpfte gemeinschaftlich gegen die nahen räuberischen Volsker, teilte alle Schicksale Roms und lieferte ihm mehrere seiner berühmtesten Geschlechter, die Catonen, die Mamilier, die Juventier, Fulvier, Coruncanier. Ex municipio, sagt Cicero pro Planc. 8., antiquissimo Tusculano, ex quo plurimae familiae sunt consulares. Hannibal versuchte vergeblich, die Mauern Tusculums zu stürmen, und ich werde auf der Stelle stehen, von wo er auf Rom hinabsah, das ihm nicht bestimmt war. Zur Zeit der Größe des römischen Staates war Tusculum ein Lustort und eine Menge glänzender Landsitze lagen an dem kühlen Gebirge; hier hatte nicht bloß Cicero sein Tusculum, sondern auch M. Porcius Cato, L. Lukullus, M. Brutus,

T. Pomponius Atticus, der Redner G. Hortensius, Kaiser Galba und viele andre. Im Mittelalter gab es eigene mächtige Grafen von Tusculum, dessen Einwohner mit den Römern in ewiger erbitterter Fehde lagen. Die alten Zeiten waren im Kreislauf der Dinge wiedergekehrt; so wie das Forum einst die Herden des Euander nährte und jetzt wieder, unter Schutt und Staub, der Ruheplatz der Büffel ist, so lag Rom, wie einst zur Zeit der Vejenter, Fidenaten und Ardeaten, mit seinen Nachbarstädtchen in Fehde, mit schwachen Fähnlein ihre Mauern stürmend und die Herden von ihrem Gebiet treibend — Rom, das einst an den Tigris und die Elbe seine Legionen gesandt. In den Wettkämpfen zwischen Kaiser und Papst schlossen sich die Tusculaner an Friedrich Barbarossa, die Römer an Alexander III., und in der Nähe Tusculums, am Monte Porzio war es, wo die Römer damals von den Deutschen aufs Haupt geschlagen wurden. Aber jedesmal, wenn der Kaiser abzog, rückten die Römer in blutiger Todfeindschaft gegen die Mauern Tusculums, und als Kaiser Heinrich VI. die treue Stadt preisgab und die Besatzung herauszog, eroberten und schleiften sie die Feinde. Die Flüchtigen, die dem Morde entronnen, bauten sich etwas tiefer am Abhang, um ein Obdach zu gewinnen, aus Baumzweigen (fraschi) grüne Hütten, die sich in das Städtchen Frascati verwandelten und ihm den Namen gaben. Diese Grundzüge der Geschichte Tusculums rief ich mir ins Gedächtnis, da ich beim Lateran das blaue Albanergebirge vor mir sah und gleich darauf durch die Porta St. Giovanni rollte. Hier lag die Cälimontana der Mauer des Servius, hier die Asinaria des Aurelian, von hier drang Totilas

durch Verrat der Isaurier in die Stadt, das jetzige Tor ist von Gregor XIII. errichtet. Zwei Miglien von der Stadt nähert man sich der Aqua Julia, jener neuen Wasserleitung, sieht voll Entzücken zwei Augenblicke lang das herrliche Bild des blauen Gebirges im Rahmen der vorüberfliegenden Bogen und rollt dann selbst unter der Porta Furba, über einem Bogen der Aqua Julia, durch, an einem Punkte, wo man die parallelen Bogen der Aqua Claudia und Aqua Marcia in der Nähe hat. Bald darauf kommt man an dem Grabhügel vorüber, dessen Totenkammer jenen berühmten Sarkophag mit Darstellungen aus der Ilias enthielt, der einst dem Alexander Severus zugeschrieben ward und nun im Kapitolinischen Museum steht. Hier geht rechts ein Weg ab, auf dem man zu der alten Via Tusculana gelangt, die sich von der großen Via Lateria abzweigte und bei Frascati mit der heutigen Straße zusammentreffend, von dort nach Tusculum hinaufstieg. An diesem Abwege liegt ein Haufen Ruinen, einer Villa angehörig und einen weiten Raum bedeckend; das Volk nennt sie Grotten des Lukull. In der Tat hatte dieser reichste Römer gerade in dieser Gegend eine ungeheure, verschwenderisch ausgestattete Villa, und die Geschichte ist aus Plutarch bekannt, wie der Besitzer einst dem Pompejus seine Anlagen zeigte und dieser zwar die Pracht und Größe derselben bewunderte, aber nur eins auszusetzen fand, nämlich, daß sie nur für den Sommer berechnet seien, und wie Lukullus darauf antwortete: „Glaubst du, daß ich weniger klug bin als Störche und Kraniche, die mit der Jahreszeit auch ihre Wohnungen wechseln?“ Auf den neueren Hauptweg zurückgekehrt, begegnet man bald wieder

einem Abweg zur Rechten und findet, eine kleine Strecke diesen verfolgend, ein prachtvolles Grabdenkmal von derselben erhabenen Einfachheit, wie ich sie an vielen andern römischen Mausoleen bewundert habe und wodurch sie mir die liebsten aller Reste Roms geworden. Ein runder Zylinder von Peperinquadern, wohl erhalten, gewiß aus republikanischer Zeit, schien mir dies Grabdenkmal des Lukullus würdig, auf dessen ehemaligem Grund und Boden es liegt. Als wir den Berg hinanstiegen, der nach Frascati führt, war Sonnenuntergang: die unzähligen Farben, die das landschaftliche Bild vor unsern Augen annahm, vom düsteren Braun des Vordergrundes bis zum ätherischen Violett der Berge, jene Gruppen der Architektur und der Bäume zu unsern Füßen, jene erhabenen Linien der unabsehbaren Ebene und die Feenbildung des Sabinergebirges und des Soracte, dieses italische Traumgesicht kennt nur der, der selber hier gewesen und allmählich begreifen gelernt. Der Vollmond schwamm in dem reinsten Himmel, als wir vor dem Gasthof hielten; zwei Minuten des Geschäftes der Einrichtung, und wir wandelten wie trunken unter mystisch gerundeten Baumwipfeln, an hell beschienenen Wänden, aus Milchlicht in Schatten, aus dunkeln Gassen vor das Angesicht des Mondes; eine halbe Stunde darauf, und wir saßen in halb unterirdischer Osteria vor dem Frascatiwein, der weit und breit berühmt ist, und berechneten die Wanderung des folgenden Tages.

Früh morgens galt unser erster Gang der Villa Aldobrandini, von deren Terrasse wir das ferne Rom, das aus lauter rötlichem Travertin gebaut schien, in der Morgensonne glühen sahen, während über der ganzen

Ebene ein roter Dunst in parallelen Streifen rollte. Die Villa, von Giacomo della Porta gebaut, ist reich an Wasserkünsten, wozu die Quellen vom Algidus kommen; das Kasino bewohnte Domenichino, von dessen Hand noch das Apollozimmer mit Fresken geschmückt ist; aber mehr als die künstlichen Wasserfälle, mehr als Domenichino, der mich jetzt kaum mehr lockt, fesselte uns die Aussicht vom Belvedere. Die köstlichen italienischen Villen! Hier im villenreichen Frascati darf ich mir ein Wort über sie erlauben. Sie stammen aus der Zeit des Zopfes und der Jesuiten, das Herz der romantischen Gegenwart hat keinen Teil an ihnen, auch sie sind verlassene, einst beseelte Wesen. Darum schwebt ein Zug der Schwermut durch ihre Gänge, eine süß elegische Stimmung faßt mich, wenn ich durch das Gitter ihrer Tore blicke. Nirgends um Rom ist die Natur lachend, so unendlich schön sie ist; niemals jauchzt man voll erhöhten Lebensgefühls bei ihrem Anblick, ein stiller Ernst, wie das Bewußtsein einer gewaltigen Geschichte, liegt über allen landschaftlichen Formen Latiums. Man kann aber aus keiner glücklicheren Nähe auf die Gebirge und das ewige Rom blicken, als aus dem Vordergrunde einer römischen Villa. Ich hatte sonst ein Vorurteil gegen die architektonische Gartenkunst, die in geometrischen Linien bildet: aber ich habe ihr Unrecht getan und sie erst in Italien verstehen gelernt. In diesem Lande der Gestalt ist die Natur selbst plastisch und architektonisch; auch sie ist nach dem klassischen Prinzip gebildet, sie kennt die unbestimmte, anschauungslose, wortlose Romantik nicht. Ihre Zypressen sind Spitzsäulen, ihre Pinien Wölbungen, scharf ist jede Zeichnung, jedes Haus, jeder Berg ist ein Kristall.

Und dennoch ist die italienische Landschaft ideell. In dem Duft der Ferne, in den Farben des Horizonts, in dem Wasserstaube liegt eine unendliche Idealität, und so plastisch alle Gestalten sind, so unwirklich und gedankengleich schwebt jener selige Dunst um die der gemeinen Schwere enthobenen Formen. Die dichten, glänzenden Lorbeerhecken der Villa gleichen den Wänden eines grünen Feensaales, den eine saphirne Kuppel überwölbt, sie schließen sich an das Kasino wie dessen Fortsetzung; sie sind nicht berechnet, sondern frei, weil sie nur ein Abbild der italienischen Natur sind und weil sie immer bald das Gebirge, bald die weite Campagna oder die Stadt zur Aussicht haben. Die Perle aller übrigen ist die Villa Albani; sie ist eine echte italienische Villa; das Gebirge der köstliche Hintergrund, edle, immer das Maß der Linie beobachtende Zeichnung der Gänge und Plätze, die Architektur, obgleich aus der Zeit der Perücken, dennoch wunderbar zierlich, an Marmorbildern ein unschätzbarer Reichtum, die beschnittenen Hecken glänzend wie aus poliertem verde antico, Blumen in jeder Jahreszeit und nie ein welkes Blatt. Tritt man in die edle Ordnung dieser Villa, so erhält man ein Gartengefühl und es wird einem zu Mut wie dem Schiffer, der, aus den Wildnissen freier Jagdvölker kommend, im europäischen Hafen das milde Ebenmaß geordneten Lebens sich entgegentreten sieht. Freier und mehr ein Naturgefühl als ein Gartengefühl atmend ist die Villa Pamfili, deren Pinienwald, einer Phalanx gleich, die ihre Schilde über den Kopf hält, deren Aussicht auf den Petersdom und nach der andern Seite auf das Albanergebirge mein Entzücken an jenem köstlichen Tage war, da ich nach vier-

wöchiger Krankheit zum ersten Male das Zimmer verließ und geradeswegs nach der Villa Pamfili Doria fuhr.

Ich kehrte nach Frascati zurück, das um und um von Villen besetzt ist. Aus dem Garten tretend und immer noch weiter aufsteigend, gelangt man an der Kapuzinerkirche vorbei zu der schon ziemlich hoch liegenden Villa Tusculana oder Rufinella, über deren Myrtenhecken hin die Aussicht schon immer umfassender geworden ist. Sie gehörte sonst Lucian Bonaparte, jetzt der verwitweten Königin von Sardinien und trägt ihren Namen von dem Tusculanum des Cicero, das wahrscheinlich gleich hinter ihr, noch ein wenig höher am Berge hinauf, gelegen war. In dieser Villa war es, wo unter einer Reihe von Beeten, die aus Buchsbaum gebildete Dichternamen trugen, neben Alfieri auch Schiller zu lesen stand, was mich umsomehr in Erstaunen setzte, als diese Spielerei wohl schon manches Decennium alt war. Es gab eine Zeit, wo die vornehme Welt huldreich zu Dichtern und Künstlern herablächelte, wo der Adel auf seinen Schlössern Akademien hielt, Bühnenstücke aufführte, Bibliotheken sammelte — die Zeit der eleganten Rhetorik, denn die Poesie selbst hat nie unter diesen Decken von Goldstuck gewohnt, weder in ihrer tiefen naiven Gefühlswahrheit, noch in der Gewalt und dem Farbenglanz weltbeherrschender Phantasie. Als die Poesie wahr und Gemeingut des Volkes ward, da ward sie dem Adel zu gemein, und er buhlt nicht mehr um die Ehre ihrer Gesellschaft. Auch die Schätzung ward eine entgegengesetzte, und Boileau, Pope und Seneca galten nicht mehr für Dichter. Schiller ist der einzige, der in Italien Eingang gewonnen hat, eben um seiner Schwächen willen, denn er ist oft rhetorisch,

aber immer noch tausendfach größer als Alfieri, auf den sie stolz sind. Goethe zu verstehen, ist keinem Italiener gegeben, weil er eben nur reine Poesie bietet. Ich habe einmal versucht, einem sehr gebildeten Italiener einige von Goethes Liedern zu übersetzen, z. B. das unbeschreiblich schöne: Fülleſt wieder Busch und Tal still mit Nebelglanz — und er fand nichts Besonderes daran, es war ihm zu einfach, zu gewöhnlich. Doch erfüllte es uns immerhin mit Freude, hier auf dem Albanerabhange eine grüne Pflanze zu Schillers Namen wachsen zu sehen. Durch die offenen Pforten der Villa ein- und ausgehend und immer den Weg in die Höhe verfolgend, fanden wir bald zur Linken die Spuren des Amphitheaters, dessen Mauern Erde und Rasen bekleidet und das sich innerhalb so sehr mit Schutt und Erde gefüllt hat, daß es nur noch einem ovalen versiegten Teiche gleichsah, rechts aber jene Trümmer, die das Volk die Schule des Cicero nennt und die wahrscheinlich seiner Villa angehören. Noch erkennt man einen Kryptoportikus und daranstoßende Gemächer; das netzförmige Mauerwerk ist aus der besten Zeit, und der Blick beherrscht die Via Latina, die Vallis Albana, den Albanerberg und den Algidus und streift über die Ebene bis ans Meer. Hier also war es, wo Cicero seine quaestiones Tusculanae schrieb — man muß es gestehen, ein ziemlich langweiliges Buch. Cicero ist ein Römer und als solcher bloß Redner; wenn er sich zu dem leichtesten poetischen Bilde entschließt, so muß er es durch ein vorgesetztes quasi alsbald prosaisch machen; die philosophische Spekulation, der es bloß um die Erkenntnis zu tun ist, war den Römern zu nichtig. Von allen Künsten haben sie nur zwei geübt,

es sind gerade die beiden, die zugleich einen praktischen Zweck verfolgen: Beredsamkeit und Baukunst, und in beiden waren sie seit den ersten Zeiten groß. Von Ciceros Villa führt zum Teil noch die alte Straße weiter nach Tusculum hinauf; immer zahlreicher werden die marmornen Trümmer zu beiden Seiten, behauene Steine, Stücke Gesims, Säulenstümpfe; hart unter dem obersten Felsen endlich, der rings scharf abgeschrofft ist und der die alte Burg trug, steigen die beiden Theater der Stadt aus der Erde und, auf dem obersten ihrer runden Sitze stehend, überblicken wir die Stätte, auf der die Stadt in Schutz und Schatten der Burg einst gelegen. Im Mittelalter kann Tusculum sich nur auf den sicheren Raum der höheren Felsenplatte beschränkt haben und die völlige Schleifung und Vernichtung traf also auch nur jene; das Tusculum des Altertums, frühzeitig verlassen, von herabgeschwemmter Erde überdeckt und so aus dem Gedächtnis schwindend, erhielt sich, wie Pompeji, ja in mancher Hinsicht noch besser. Nirgends wären die Ausgrabungen belohnender und nirgends werden sie träger betrieben. Das eine beider Theater ist vortrefflich erhalten, die Sitzreihen bestehen aus Peperinquadern, kein Stein ist aus den Fugen gewichen. Wir stiegen die Treppen, die die Sitze durchschneiden, auf und ab und genossen des malerischen Schauspiels, das eine Menge mit Ausgrabungen beschäftigter und auf den Stufen gruppierter Arbeiter gewährte. Die Szene ist weniger erhalten als die Sitzreihen. Auch das zweite Theater, das wir großenteils in der Erde stecken sahen, schien mehr gelitten zu haben. Beide aber waren unbedeckt, der Himmel sah hinein, das versammelte Volk übersah weit und breit

das Land. Im Theater beriet es das öffentliche Wohl und hatte in naher Gegenwart und als unvergeßliche Mahnung stets sein Gebiet, oft seine Grenzen vor Augen. Von der Höhe des Theaters zu Egeste schweifte der Blick weit und breit bis zum Meer; zu Tarent saß das Volk eben in beratender Versammlung, als die karthagische Flotte dem Hafen nahte, was den größten Sturm erregte, denn der Anblick war unerwartet, die Ankunft war keinem gemeldet; von dem Theater zu Tusculum sieht man ganz Latium, hier bis zum Gebirge, dort bis zum Meere, man sieht Roma und diese Stadt war in Gefahr und Gunst gewiß der erste und wichtigste Stoff tusculanischer Beratung. Vom Theater wandten wir uns zu den Stadtmauern und der sogenannten Piscina, diesem uralten Quellbehälter, den nicht nur der schauerliche Reiz zyklopischen Altertums, sondern die Kraft und Einfalt seiner massenhaften Baustücke für den zum Merkwürdigsten machte, dem schon in Rom der Scipionensarkophag, die tuscische Wölfin, das Tullianum und die Kloake den sinnenden Geist am mächtigsten ergriffen. Gewaltiges pelasgisches Geschlecht! Rom war deine Erbin, deine Rache, Roms Geist war deine Überlieferung. Die Pelasger, lehrt die Sage, waren ein Volk des Unglücks, von den Göttern verfolgt, von Mißgeschick durch alle Länder gejagt, von der Natur gehaßt. Ἐχρήσαντο τύχαις δυσπότμοις. Darum kämpften sie durch eigene Kraft gegen die Natur und die Götter und die Quadern ihrer Mauern sind ein Sinnbild dieses Trotzes. Auf dem Felsen eine Feste bauen und diesen Felsen von allen Seiten zu senkrechten Wänden abstechen, ist altitalienische Art, auch die römischen Hügel waren, wo

es anging, durch Abschroffen unzugänglich gemacht. Hoch oben, auf Tusculums Burgstätte, sehen wir nur noch den Boden, kaum noch ungewisse Spur einst gegründeter Mauern; das moosartige Gras war bereift, so bedeutend ist die Wirkung auch geringer Höhe; die Aussicht aber weit und schön und die merkwürdigste Gegend der Erde umfassend.

Als wir wieder nach Frascati hinabgestiegen waren und längs den Villen über Grotta Ferrata nach Marino gingen (ein Weg, der sieben Miglien beträgt), war die Hitze selbst hier auf dem Gebirge so groß, daß sie uns unbequem fiel — am 16. Dezember! Das Kloster und die Kirche von Grotta Ferrata ward von griechischen Mönchen gegründet, die um das Jahr 1000 vor den Sarazenen aus Kalabrien hierher flüchteten und denen die Grafen von Tusculum hier eine Niederlassung gewährten. Grotta Ferrata ist durch den jährlichen Jahrmarkt berühmt, der die schönen Gebirgsbewohner in ihren malerischen Trachten versammelt, und Kunstfreunde wandern zu der Kapelle des heiligen Nilus, die Domenichino ausmalte. Auf dem Wege zwischen der Abtei und dem Städtchen Marino trägt ein Brunnen die Inschrift: Alex. Farnesius Cosc. aquam Tepulam ad publicum usum hoc exstincto vase collegit. Ich schrieb sie ab, weil ich, wie in unzähligen andern Dingen, auch hier einen Nachklang altrömischer Sinnesart fand: Alles, was die Römer bauten, war auf öffentlichen Gebrauch gerichtet, von dem Theater, das Statilius Taurus errichtete, bis auf die Thermen des Diokletian. Marino ist ein fast gotisches, im Mittelalter gegründetes Städtchen, das Bilder von Guido und Guercino enthält, die

uns aber nicht aufhalten konnten. Gleich unterhalb Marino öffnet sich das reizende Tal, wo einst die Latiner ihre Bundesversammlungen hielten, die Vallis Ferentina. Hier ward der Aricier Turnus Herdonius durch des Tarquinius Ränke getötet; hier berieten sich die Städte, die auf und am Gebirge lagen; es war die Kindeszeit dieser einst weltherrschenden Städte und ihre Beratungen wie Knabenspiele. Das klare Wasser, das dieses herrliche Tal durchrieselt, hieß einst caput aquae, wie wir aus Livius wissen; noch jetzt nennen es die Bewohner capo d'aqua, und zu der Stunde, da wir dort vorbeikamen, tauchten eine Menge Frauen aus Marino, in bunter Tracht und mit anmutiger Bewegung und unter Scherz und Lachen, ihre Wäsche in das helle Bächlein des Talgrundes — ein überaus lieblicher Anblick. Die Sylva Ferentina, die einst das Tal umgab, ist auch jetzt noch vorhanden und konnte damals kaum schöner sein; da dieser Hain aus Laubholz besteht, standen die Bäume zwar entblättert, aber der dichte Efeu, der die Stämme und Zweige der meisten bekleidete, erhielt sie grün, fast wie im Sommer. Wo dieser Hain sich öffnet, sieht man links den eirunden Albanersee liegen, hoch auf Bergesrücken, wie ein Edelstein eingesetzt, von einem düsteren amphitheatralischen Rande umgeben. Gegenüber erhebt sich der Mons Albanus, hoch am Rande des Sees aber, am Fuße des Berges, das Kloster, rechts, ebenfalls über dem See, Castel Gandolfo. Tiefblau ist der Spiegel, ihn überdecken fast immer schwarze Schatten, sein Boden besteht aus Basalt, einst glühte dort ein Feuerschlund, der, erlöschend und zusammensinkend, den See zurückließ. Vom Castel Gandolfo steigt man das steile Ufer zum

Emissario hinab. Die Geschichte ist bekannt, wie die Römer Veji belagerten, wie der See überschwoll und ein Orakel sie ihn ableiten hieß. Wenn man das Volk betrachtet und Roms damalige Größe bedenkt, so findet unsre Bewunderung kein Ende. Der Fels, durch den der Abzug gebrochen wurde, ist der härteste Stein und mußte in einer Länge von anderthalb Miglien oder gegen sechstausend Fuß durchbohrt werden. Man trieb zu dem Ende in gewissen Entfernungen senkrechte Schachte in den Boden und höhlte in deren Tiefe rechts und links in den Felsen hinein, bis die Arbeiter dieser verschiedenen Brunnen sich entgegenkamen. Auf diese Art konnten die losgearbeiteten Steine nicht nur schnell hinaufgeschafft, sondern das Werk später mit Leichtigkeit immer wieder ausgebessert werden. Die Wand, die den Kanal vom See noch schied, wurde endlich durchstochen; der See sank auf einen niederen Stand, und nun konnte die Öffnung von außen vermittelst schwimmender Kähne vergrößert werden, bis das Wasser völlig die Tiefe des Kanals erreicht hatte, worauf der Eingang des Tunnels mit Quadern zu einem gewölbten Gemache ausgelegt wurde. Die Quaderwölbung besteht größtenteils noch jetzt, wie überhaupt das ganze Werk noch heute dient. Dieser Emissar, der von Nemi, der Felsenkanal von Terni, vor allem die ewig bewunderungswürdigen Kloaken in Rom selbst beweisen, wie dies älteste Geschlecht von einem merkwürdigen Naturtriebe zu Erdarbeiten beherrscht ward. Die Römer gruben unterirdische Gänge unter die Mauern belagerter Städte, in Veji lief ein solcher Gang in den Haupttempel aus, und sei dies auch ein Märchen, so zeugt es für damals herrschende Neigung oder Fähigkeit, eine solche Unternehmung

auszuführen. Rührt die Grotte des Posilipp noch von den Cumanen her und ist die Behauptung richtig, daß die ganze Gegend bei Fiesole einst ein stehender See war, bis ein Felsendurchstich dem Arno seinen Lauf nach Pisa hin öffnete, dann gehört diese Berggräberei ganz Italien an. Italien erzog von Anbeginn ein hartes, ernstes, ausdauerndes Geschlecht; die Tempel der italienischen Griechen werden riesenhaft und streben nicht allein nach Schönheit, und von riesenhaftem Ernste ist auch der Staat, den Italien erbaute. Rom ist das Mannesalter, wenn Griechenland die Jugend war.

Von Castel Gandolfo führt ein schöner Baumgang am hohen Ufer des Sees nach Albano. In dem weiten Meer schwamm ein fernes blaues Eiland, die äußerste der Ponzainseln, nur von einem Standpunkt auf einen Augenblick uns sichtbar. Links durch die immergrünen Eichen blickte der See, Trümmer von opus reticulatum lagen am Weg. Denn diese ganze Gegend um den See nahmen die ungeheuren Villen des Domitian ein, riesenhaft, wie nur ein römischer Kaiser sie anlegen konnte. Das Albanum des Pompejus, wie das des Clodius, waren in ihr begriffen. Auf dem See gab er Seeschlachten, ein Gedanke, der die Phantasie ergreift; denn die Natur selbst hat diese Ufer zu einem finsteren, ungeheuren Amphitheater geschaffen, das fünf Miglien Umfang hat, wogegen das Kolosseum verschwindet. Domitian besaß eine Burg auf einer dieser Höhen, von wo aus er die beiden Seen und das Meer überschaute, und in dieses sein Albanum berief er einst, wie Juvenal erzählt, aus Rom den Senat mit so eiliger Hast, als wollte er der Versammlung etwas Wich-

tiges über die Kelten und Sicambern vortragen. Die Herren sollten aber nur beraten, wie ein großer Fisch, der soeben in Ancona gefangen war, zubereitet werden sollte!

Wir kamen bei einbrechender Nacht in Albano an, das weiter unten liegt, und ließen uns die Ruhe und das Mahl wohl schmecken. Der Tag war herrlich gewesen, aber die untergehende Sonne verbarg sich in so seltsam verschobene und übereinandergetürmte Wolken, daß zwar die Farben aufs schönste aufblühten, der nächste Tag aber regnerisch zu werden versprach. Noch schwamm der Vollmond von der reinsten Bläue getragen; wir saßen an der Tür des Kaffeehauses und sahen die Albanerinnen, dieses wegen seiner Schönheit und poetischen Tracht weltberühmte Frauengeschlecht, mit roten Miedern und in stolzer Haltung ihre tönernen antiken Vasen am Brunnen mit Wasser füllen, oder aus der grauen Maueröffnung sah ein edles Antlitz, vom Monde beschienen, die silberne Nadel im schwarzen Haar, die Augen groß und voll langer Blicke — das Bild einer gefangenen Königin. Am reizendsten ist es, wenn eine dieser Frauen, das Kind auf dem Arm, vom Esel getragen, zu ihrem Manne herabsieht, der das träge Tier begleitend anfeuert — eine Gruppe, der man an Festtagen außerhalb der Tore Roms oft begegnet, und die nicht malerischer und edler sein kann. In diesem Städtchen lernt man überhaupt die ganze Anmut und all' den Adel kennen, der den gemeinsten Zügen der Sitte, den gewöhnlichsten Erscheinungen des Lebens innewohnt, so daß man begreift, warum die Künstler herziehen. Nicht bloß der Himmel und das Land sind in Italien schön, auch das

Menschenleben ist eine bildende Kunst. Alles gruppiert sich, alles bewegt sich in edlen Maßen und schließt sich zum Bilde zusammen. Die Menschen sind von schönem Schlage, die Gesichtsbildung ist selten häßlich, nie gemein, Haltung und Bewegung voll natürlicher, nie weichender Würde. Der gemeinste Italiener trägt seinen Lumpenmantel, als wäre er Konsul der Republik, er reitet auf dem Maultier, als zöge er weltherrschend in Babylon ein. Auf dem Markt stehen in zahlreichen Gruppen die Bauern mit spitzen Hüten, tief in ihre Mäntel gehüllt, der eine stützt sich auf den andern; manche blicken in aufrechter Haltung nachdenklich in die Ferne — wahrlich, es sind die altrömischen Männer auf dem Forum und es ist, nach Cinnas Ausdruck, eine Versammlung von Königen. Man sehe die Frauen mit ihren Kindern, wie sie die Spindel drehen, man sehe zwei Jünglinge auf der Straße mit blitzenden Augen Morra spielen und beobachte die Umstehenden, man höre auf irgend einem öffentlichen Platz den geistlichen Redner von dem Gerüst herabdonnern und beobachte abermals die Gruppen und die Haltung der Zuhörer, sowie das tief Dramatische der ganzen Szene, man gehe dem Klange irgend eines Tamburins nach und verfolge den Tanz des Saltarello oder der Tarantella mit Augen und vergleiche ihn mit den bacchischen Darstellungen antiker Reliefs, oder sehe hier den Ballspieler, dort den Diskuswerfer, dort eine Gruppe Zankender, Lachender, Ruhender — immer ist das reizendste Genrebild fertig, dem niemals Idealität und schönes Maß fehlt. Selbst die Haustiere, die die Geschäfte des Lebens begleiten, sind hier von edlerer Bildung. Nichts stimmt schöner zur Land-

schaft der Campagna als die ungeheuren Büffel, wenn sie satt und in sich ruhig und abgeschlossen, wie ein Naturprodukt, wiederkäuend daliegen, oder zu den Säulen und Trümmern des Forums, als eben diese Stiere voll monumentaler Unbeweglichkeit. Der Esel, beladen, mit Körben und Flaschen behängt, Gemüse oder Menschen tragend, vor der Haustür haltend, an deren Schwelle die Strohflechterin sitzt, oder in tausend andern Kombinationen, ist immer malerisch und immer in dem hübschen Bilde wesentlich. Wie phantastisch ist der mit zwei Maultieren bespannte Wagen, der die vollen Weinfässer aus Velletri nach Rom bringt und wie seltsam hängt dann das halbbedeckte Holzgestell des Wagens, einem halben Mantel gleich, um die eine Schulter des Führers! Sieht man die Ziegenherde auf den Bergen klettern und an ihrer Spitze den Hirten selbst, mit rohen Stiefeln, in rauhes Ziegenfell gehüllt, den gebogenen Stab in der Hand, so staunt man über die unvergleichliche Ähnlichkeit mit den Bildungen des Altertums. Das berühmte Bild von Leopold Robert, „Die Schnitter in den pontinischen Sümpfen", gab mir zuerst eine Ahnung von dieser Poesie italienischen Lebens. Die Campagna, die Straßen der Städte sind voll solcher Bilder. Selbst die zahlreichen Priester und Mönchsorden erhöhen das Malerische aller Gruppen, denn wie sollte nicht überall ein Prete zugegen sein oder ein Mönch in diesem oder jenem faltenreichen Gewande? Vom ästhetischen Standpunkt und für den Künstler kann nichts herrlicher sein als Italien und seine Menschen und seine Sitten, Häuser und Religion und Staatsordnung. Alles drängt nach außen und die Kunst lebt nur in der sinnlichen Er-

scheinung. Aber so viel Form, so wenig substantielle Tüchtigkeit, so wenig Gehalt und Inhalt hat der heutige Italiener samt seinem ganzen Wesen und Leben. Darum ist der Menschenfreund betrübt, darum fühlt sich der Freund der Geschichte, der Denker, der sittlich Strenge, der geistig Strebsame in Italien oft voll Leere oder Ekel, wenn der Dichter, der Künstler, der Liebende voll Entzücken schwärmt. Goethe, der der Geschichte fremd und der Natur vertraut war, sang ein Lied der Sehnsucht nach Italien, während Niebuhr, der nicht ein Priester der Natur, sondern des Geistes und der Freiheit war, in Rom sich unglücklich fühlte und sich nur schwer dahin gewöhnte. Aber wie weit führen mich die Gedanken, derweil ich an der Tür des Kaffeehauses sitze, den Straßenszenen Albanos gegenüber, und es ist gut, daß jener unverschämte Bettler mir seine knöcherige Hand unter die Nase hält und „Per l'àmor di Dio“ wimmert — er weckt mich. Noch eine Handvoll Kastanien aus jenem Ofen, hinter dem das alte Mütterchen sitzt, und dann zu Bett.

Am nächsten Tage wogten schwere Wolken droben, zwischen denen oft noch ein Streif blauen Himmels auf Augenblicke sich erhielt. In Italien sind die Wolken oft erwünscht, fast immer phantastisch und feenhaft, ihre Massen lichtdurchbrochen; sie kommen wie wunderbare Flotten aus einer unbekannten Welt oder türmen sich wie ein Hochgebirge mit silberstreifigen Tälern. Über Italien liegt jene graue, öde Decke nie, die oft wochenlang unsre Herzen verdüstert. Heute aber klagte ich verdrießlich den Vollmond an, der diese Nebelwehen in seinem Gefolge führt, denn den Mons Albanus zu

besteigen war vergeblich. Wir machten uns indes auf den Weg nach Palazzuola, um von dort, wenn kein Regen uns zurücktriebe, längs dem Fuße des Monte Cavo auf der Straße nach Velletri bis Nemi vorzudringen, von Nemi aber über Genzano und Aricia nach Albano zurückzukehren. Ein feiner Regen begleitete uns auf dem reizenden Pfade, der durch Kastaniengebüsch einen großen Teil des runden Sees umgeht. Im Kloster Palazzuola fanden wir Zuflucht. Im Garten dieses Klosters, da, wo die Felswand schroff abgestochen ist, denn hier lag Alba longa, sieht man noch ein uraltes, in den Fels gehauenes Grab, welches das Volk den Königen Tullus Hostilius und Ancus Martius zuschreibt. Es gehört aber unzweifelhaft einem Konsul, da es mit den fasces und der sella curulis geschmückt ist, und ist also schon aus der republikanischen Zeit. Steigt man die Treppen des Klosters bis zum Dache auf und ist so auf die Höhe des Felsens gelangt, so bemerkt man, daß eine von Stufen umgebene Pyramide das Grab krönte, und kann in die dunkle, in den Fels gehauene Totenkammer treten. Nach allen Anzeichen war hier oben längs der ganzen schroff behauenen Felswand die Stätte, wo Alba longa lag, Alba longa die Stadt, denn die Burg nahm die Berghöhe ein, die jetzt die Rocca di Papa trägt. Man sieht das flache Gefilde, die senkrechte Wand — das ist alles. Aber jeder Stein, jeder Blick hinab und hinauf ist geheiligt, ein uralter Zeuge. Jeder Schritt auf diesem Albanergebirge führt über einen Boden, der seit urdenklicher Zeit von Menschen betreten, verwandelt, an ihrer Geschichte und Bildung teilnahm. Hier ist die Natur längst, längst aus ihrer wilden, jungfräulichen Ursprünglichkeit getreten, und

wenn sie in den Urwäldern Amerikas den ersten Eindringling mit fremden und erstaunten Augen erblickt und ihn mit dem kühlen Hauch unverwischter Frische anweht, so ist sie hier des Menschen gezähmte und längst gewohnte Genossin. Nicht bloß das scheue Wild wird zum Haustier, auch Fels und Tal und See und alle Pflanzen und Steine. Auch die Menschen Italiens tragen das Zeichen uralter Kultur. Sie sind bis auf den Grund und durch und durch von der Gesittung, in der sie seit dreitausend Jahren lebten, durchdrungen. Nie überschreiten sie das Maß der Menschlichkeit; sie haben ein geborenes Anstandsgefühl, darum sie sich auch so viel erlauben dürfen. Es ist merkwürdig, zu hören, was für Worte selbst die Frauen in den Mund nehmen, wie frei sie alles Natürliche behandeln. Wir Barbaren würden roh und gemein werden, wenn wir mit strenger sittlicher Zucht nicht uns selbst hüteten. Uns könnte man diese ungezügelten Karnevalsscherze nicht erlauben, denn das Tierische würde sich bei uns entfesseln. Am prüdesten sind die Engländer, weil kein Volk von Natur roher ist. Einer der frati des Klosters wies uns den Weg nach Nemi, der über die Hochebene der Straße nach Velletri folgt, dann sich rechts abwendet. Hier war es öde und herbstlich, Kastaniengebüsch, und Kohlenbrenner darin beschäftigt. Plötzlich aber lag der schöne See von Nemi in der Tiefe vor uns. Er ist kleiner als der von Albano, kreisrund und ebenfalls ein erloschener Vulkan. Wir hatten jetzt den Mons Albanus zur Linken, sein Haupt aber war von Wolkendunst umhüllt; der See lag still wie ein Auge voll Schwermut. Von dieser Seite gesehen, übertrifft er den Albanersee bei weitem an Lieblichkeit,

obgleich auch er einen gewissen Ernst, der ihm noch aus den Zeiten vulkanischer Schreckniſſe geblieben ist, nicht verbergen kann. An seinem waldigen Ufer lag der berühmte Tempel der Diana Nemorensis, an den sich eine doppelte Sage und ein unmenschlicher alter Brauch knüpfte. Diana ist die Göttin der Wildnis, das Symbol jenes jungfräulichen Naturlebens, das, unberührt und unerleuchtet von seinem eigenen Selbstbewußtsein, d. h. vom Menschen, in tiefster Einsamkeit nach stillen Gesetzen wird, da ist und vergeht. Darum war Dianas Heiligtum, wo die Griechen eine fremde Wildnis betraten, an der tauriſchen Küste, wie auf dem Albanergebirge. Oreſtes, als er der Göttin Bild aus Taurien entführte, setzte es hier nieder, und der Tempel, der ihre Wohnung ward, bewahrte die wilden tauriſchen Gebräuche. Nach einer andern Sage kam Hippolytus nach Italien und weihte der Artemis diesen heiligen Bezirk. Priester des Tempels war ein Mörder, denn seinen Vorgänger mußte getötet haben, wer des Tempels Priesteramt verwalten wollte. Ja noch mehr: er mußte seinem Herrn die Treue gebrochen haben, er mußte ein flüchtiger Sklave sein. Jeder Priester aber ging mit entblößtem Schwert, denn sein Nachfolger konnte jeden Augenblick kommen. In der Nähe des Tempels befand sich die Hauptquelle des Sees, der eine Priesterin beigegeben war, die Quelle der Egeria. Denn als nach Numas Tod die Nymphe Egeria in den tiefsten Hain der nemorenſiſchen Göttin flüchtete und in unverſieglicher Trauer die tränenvolle Klage erhob, da erbarmte sich Diana ihrer, verwandelte sie ganz in Tränen, in einen klaren Quell, der seitdem an jener Stelle weinend sprudelt. Auch der See von

Nemi ist durch einen Emissar abgeleitet, der in die Vallis Aricina mündet. Merkwürdig ist, daß auf dem Grunde des Sees ein Schiff aus den Zeiten des Tiberius ruht, von dem von Zeit zu Zeit Bruchstücke herausgefischt werden, und das man sonst bei ganz stillem Wetter in der Tiefe erblickte. Es war prächtig, von Pinien- und Zypressenholz, reich mit Metall geschmückt. Ein reizender Pfad, zwischen Bäumen und Grotten und hoch über dem See, führte uns nach Nemi selbst, das auf einem Felsenvorsprung in einer unbeschreiblich malerischen Lage sich über dem Wasserspiegel türmt. Der runde See, das gegenüberliegende Genzano, die ferne Weite der Küsten von Antium und Ardea, die gotischen Massen Nemis selbst (denn es ist eine mittelalterliche Ritterburg der Frangipani), die einzelnen Zypressen, die aus der Tiefe emporsteigen, machen die Lage dieses Örtchens, dessen Name und Stätte genau auf den alten Tempel führt, vielleicht zur schönsten des ganzen Gebirges. Leider trat, nachdem wir kaum einige Augenblicke den lieblichen Anblick genossen, ein plötzlicher verstärkter Regen ein, der uns in die Hütte eines der Einwohner trieb, durch deren trübe Scheiben der See, den die Alten so schön den Spiegel der Diana nannten, wie eine blinde metallene Scheibe dalag. Wir setzten uns an die Kohlen des Herdes, unterhielten uns mit den beiden Bauernfrauen, die ihre Spindel drehten, deren Mundart aber schwierig zu verstehen war, und bei schlechtem Wein und den gesalzenen Gaben des Pizzicarolo vertrauerten wir zwei Stunden, die zu einem Gang an das tiefe Ufer und die Quelle der Egeria oder auf die Höhen besser hätten angewendet werden können.

Als der Regen nachgelassen hatte, war nur noch so viel Zeit übrig, um über Genzano nach Aricia und Albano zu wandern; noch wogten Dunstgebilde am Himmel, aber schon von nahendem Licht gelblich und bläulich angehaucht. Die Straße, die um den See nach dem gegenüberliegenden Genzano führt, war glücklicherweise breit und eben (denn die Bergpfade hatte der Regen zerrissen) und gewährte manchen schönen Rückblick auf Nemi; vielerlei vulkanisches Gestein war durch ihre Anlage bloßgelegt; ein Olivenhain bedeckte den Abhang der Hügel nach Süden. Genzano hat seinen Namen von dem Gebiet der Cynthia, auf dem es lag, dem Fundus Cynthianus, und durch den Regen noch schmutziger als sonst, erweckte es mir nur die Erinnerung der drei unglücklichen Tage, die ich vor einigen Monaten dort verlebt. Herrlich aber ist die dreifache uralte Ulmenallee, die olmata, auf dem Wege nach Aricia, die in drei Strahlen von dem Kapuzinerkloster, dem Palaste Cesarini und der Stadt selbst auf einen ulmenbeschatteten Platz führt, von dem man einen langen Berg bis zu der Quelle im Tal hinab, dann einen zweiten bis zur Kirche S. Maria di Galloro hinaufsteigt und nach Überschreitung eines zweiten Tales zu dem hochgelegenen Aricia einzieht — alles auf der appischen Straße unter Ulmen und Pappeln und mit den schönsten Aussichten zur Linken. Bei Aricia fiel mir sogleich das Nachtquartier ein, das Horaz hier auf seiner Reise nach Brundusium nahm und das nicht besonders glänzend war. Egressum magna me excepit Aricia Roma Hospitio modico.

Als Gründer der Stadt bezeichnet die Sage den Siculer Archilochus, eine andre, der Virgil folgt, den Hippo-

lytus, dessen Gemahlin Aricia hieß, den lateinischen Virbius. Aricia teilte die Schicksale und Unternehmungen der übrigen lateinischen Städte: als Porsenna mit den Römern Frieden geschlossen, sandte er seinen Sohn Arums gegen Aricia. Die bedrängte Stadt sandte nach Hilfe und erhielt sie von dem griechischen Cumä, das den Aristodemus zu Wasser mit tausend Kriegern nach Ardea schickte, von wo er nach Aricia aufstieg, die Belagerer schlug und den Aruns im Zweikampfe erlegte. Die flüchtenden Etrurier fanden in Rom, das ihnen seine Tore öffnete, gastliche Aufnahme und bevölkerten den Vicus Tuscus in der Nähe des Forums, der von ihnen bis in die spätesten Zeiten seinen Namen trug. Aricia aber fand sich dadurch beleidigt; es trug in der latinischen Bundesversammlung auf den Krieg gegen die Römer an, der mit der Schlacht am See Regillus endete, worauf das alte Freundschaftsverhältnis wieder hergestellt ward. Als die Latiner zum letzten Male sich gegen die Römer erhoben, aber in der Schlacht am Vesuvius unterlagen, mußte sich Aricia wie die übrigen Städte unterwerfen, erhielt aber, um auf ewig versöhnt zu werden, das römische Bürgerrecht. Jetzt verschmolz die Stadt natürlich mit Rom und taucht erst wieder in Sullas Zeit auf, wo sie es mit diesem Feldherrn hielt und dafür von Marius verwüstet ward. Die alte Stadt lag übrigens am Fuß des Berges, auf dem die Burg erbaut war, und wurde im Mittelalter verlassen; die heutige nimmt eben die Stelle dieser Burg ein. Unter andern Trümmern sieht man in dem Orto di mezzo noch die Cella eines uralten Tempels, der aus Peperinquadern ohne Mörtel aufgetürmt ist und wahrscheinlich der Haupt-

gottheit Aricias, der Diana, geweiht war. Ich habe ihn diesmal nicht besucht. Bei dem Tore nach Albano genießt man des schönen Blickes auf die Vallariccia, dieses liebliche und fruchtbare Tal, das einst ein See war, der die vom Gebirge kommenden Wasser und den Emissar von Nemi aufnahm. Albano ist nur eine Miglie von Aricia entfernt, wie alle diese Städte des Albanergebirges nur durch mäßige Spaziergänge voneinander getrennt sind. Fast auf dem ganzen Wege dieser Seite des Gebirges beherrscht das Auge die Küste Latiums, die Gestade der Rutuler, den Schauplatz der Aneide, während auf der nördlichen Seite, wo Frascati liegt, Rom selbst in jeder Aussicht wiederkehrt. Heute sahen wir über dem Meere, da, wo Ostia und Laurentum liegen, die Streifen des Abendrots durch die Wolken geschlungen, die See aber glänzte darunter wie ein strahlender Spiegel, und wir faßten neue Hoffnung für den folgenden Tag. Wenige Schritte vor Albano trat uns, schon in der Dämmerung, das Grabmal der Curiatier und Horatier entgegen. Seine Form ist die altetruriſche und stimmt mit jenem fabelhaften Grabdenkmal des Porsenna im Clusium, das uns Plinius nach Varro beschreibt. Über einem würfelförmigen Unterbau erheben sich fünf abgestumpfte Kegel, vier an den Ecken, der fünfte größere, der die Asche verbarg, in der Mitte. Äußerlich war das Denkmal mit Quadern von Albanerstein belegt, inwendig mit Mauerwerk aus Steinen vulkaniſchen Ursprungs gefüllt. Es stammt schon dieser Bauart wegen aus der ältesten Zeit, und die immer zunehmende Dunkelheit, in der es wesenlos vor unsern Blicken sich zu einem Schatten auflöste, die graue Zeitferne, die nicht minder das reale

Dasein in schauerliche Unsinnlichkeit verwandelt, beides schwellte das Gefühl zu einem doppelten Strom, der alle bestimmte Anschauung trübe überwogte. Der Tusker Aruns fiel, wie wir sahen, vor den Mauern Aricias: vielleicht ward das Denkmal für ihn errichtet, denn daß die gewöhnliche Benennung falsch ist, läßt sich leicht einsehen.

Noch vor Sonnenaufgang lehrte ein Blick aus dem Fenster, zu welch herrlicher Klarheit die bewußtlos durchträumte Nacht den Himmel geläutert, und schnell war der Entschluß gefaßt, den Monte Cavo zu besteigen. Noch stand die Sonne niedrig, als wir schon Palazzuola erreicht hatten, und noch finster dunkelte der schöne See, der bald, wenn ihn das Licht traf, zu jener köstlichen Bläue sich verklären mußte. Wir wählten, die Spitze des Berges ins Auge fassend, den kürzesten Weg durch lichtes Kastaniengebüsch. Bei jedem Schritte in jedem Augenblick die mildeste Frühlingsluft fühlbar. Es regte sich kein Lüftchen. Wir mußten uns durch schwierige Stellen durcharbeiten, noch eine Talsenkung überwinden, an steilen Abhängen emporklimmen, bis wir die alte Triumphalstraße erreicht hatten und nun bequem auf dem wohlerhaltenen Pflaster in allmählicher Erhebung aufstiegen. Wir wandten die Blicke von der Ferne, so klar, so selten klar sie war, um droben die ganze Fülle auf einmal zu gewinnen. Ein wahrer Bergkoloß trat plötzlich über den Rand empor, als wollte er unsern Weg kreuzen; es war Monte Circello, das feenhafte Vorgebirge, das sonst so ferne hinter den pontinischen Sümpfen dämmert und das man von Rom aus erst am zweiten Tage erreicht. Es war jetzt groß, groß, als

hätte es sich aufgerafft und wäre zu uns hergeschritten: so selten war die Reinheit der Luft. Die Via triumphalis besteht aus genau zusammengefügten unregelmäßigen Platten vulkanischen Gesteines, ist mit Rändern eingefaßt und etwa acht Fuß breit; sie liegt aber nur an einzelnen Stellen zu Tage, an andern ist sie mit herabgeschwemmter Erde, mit Wurzeln und Blättern bedeckt. Hier triumphierten schon die Imperatoren Albas, und wem später als römischen Feldherrn der feierliche Zug auf der Via sacra nach dem Kapitol vom Senat versagt ward, der brachte als latinischer Feldherr der Bundesscharen dem Jupiter Latialis, der latinischen Bundesgottheit, Weihgeschenke dar. Im Triumph auffahrend, überblickte er Rom und alles Land. Noch jetzt liest man auf der Triumphalstraße von Zeit zu Zeit die Buchstaben N. V., d. h. numinis via. Den Jupitertempel aber, das gemeinsame Heiligtum der Latiner, baute Tarquinius Superbus, und die Feier dieser Gemeinsamkeit waren die jährlichen feriae Latinae, wo bei Zerlegung des Opfertieres jede Stadt das ihr gebührende Teil erhielt; denn wie diese Teile den lebendigen Leib ausmachten, so bildeten alle Glieder des Bundes ein organisches Ganzes. Wo der Tempel stand, von dem nur noch massenhafte Quadern zerstreut liegen, wohnen jetzt Passionisten in einem Kloster, arme Brüder, die uns Wein und Brot vorsetzten. Der Tag war zu herrlich, die Welt zu schön, die Aussicht zu entzückend, um geschichtlichen Erinnerungen nachzuhängen. Wir brauchten nicht die Vorwelt heranzubeschwören, wie man an Orten tut, deren Bedeutung nicht an ihnen selbst liegt. Von Norden auf die höchste Fläche gelangt, begannen wir um das Kloster und dessen

Garten den Rundgang, um noch einmal in die Fernen aller Weltgegenden zu dringen. Das Albanergebirge, ein vulkanischer Stock, erhebt sich einer Insel gleich aus einer ringsbegrenzenden Fläche, es lagert sich in welligen Stufen zu unsern Füßen und trägt sichtlich und nahe alle die Ortschaften, Villen und Pfade, die ich durchwandert und nicht durchwandert und an die sich Geschichte und Ruhm und heilige Verehrung und der Ursprung der größten Dinge knüpft. Und auf dem hohen Rücken dieses Gebirges glänzen in regelmäßigen Ellipsen die stillen, stillen Seen, von steilen Wänden eingefaßt, geschliffen und unbeweglich, wie zwei Edelsteine. Nur Velletri verbirgt sich. Den Algidus trennt nur ein Tal von uns, den Algidus, der so kalt, so schneeig, so schwarz bewaldet war, als Horaz dichtete, und an dessen Fuß jetzt noch die Räuber hausen, und der Schnee sich erzeugt, der die Römer im Sommer erfrischt. Östlich von Tusculum erhebt sich der Monte Porzio, der seinen Namen nach der Villa des M. Porcius Cato trägt, und La Colonna, das alte Labicum und Rocca Priora, das alte Corbium. Das Volskergebirge, das schönste von allen, dessen schluchtenreiche Wand die pontinischen Sümpfe begleitet, besitzt die wunderbare Magie der römischen Berge am meisten, jenes Atherische, jenes Traumartige, und jetzt, da ich es wiedersehe, tritt mir der Augenblick vor die Seele, wo es den Abglanz der im Meer verglühenden Sonne empfängt, wo die Schluchten dunkeln, die Vorsprünge und Flächen erröten. Breit ist des Meeres Streifen geworden, die Mündung der Tiber gibt sich als blitzender Punkt zu erkennen, das Gestade läßt sich bis weit hinter Cività Vecchia verfolgen; Capo Circello

und die Ponza-Inseln und Terracina sind nicht die äußerste Grenze nach Süden, wie ich geglaubt, denn Gaeta schwebt als blaue Wolke dahinter und rechts davon eine noch fernere, gedankengleiche Insel- oder Bergbildung. Wie ward mir, als ich Ischia erkannte! So habe ich dich noch einmal gesehen, paradiesisches Eiland, und in dir den Golf von Neapel! So hatte uns der Abgrund nicht auf immer geschieden, und noch einmal trat in mein bald in Dunkel sinkendes Auge deine lichtgewohnte Gestalt, dein Süden ohne Schmerz, an dem ich teilnehmen durfte: in voller Linie, in seinem ganzen Umriß, Zug um Zug, von dieses Morgens beispielloser Formenklarheit gewährt, schwebte dies Feenland vor uns, ungehofft und umso wonnevoller. Und was mich, da ich es alle Tage sah, da ich selbst darauf wandelte, nur mit dem Genusse schöner Gegenwart erfüllte, das rührte mich fast zu Tränen wehmütiger Freude, da es in der Ferne schwebte, mehr Ahnung als Anschauung, mehr Traum als Körper, denn alles Ferne ist ideell, und alles Ideelle ist dichterisch. Wir lagerten uns in den Rasen, jener südlichen Meeresaussicht gegenüber; kein Hauch bewegte die stille Luft und Frühlingsmilde sank vom heiteren Himmel. Auch nach Nordwesten waren blaue Landmassen im Meere sichtbar, wahrscheinlich die Küsten von Sardinien: immer aber kehrten wir wieder nach dem Golfe Neapels zurück, bis die höher steigende Sonne in ihrem Lichtdunst die Formen verhüllte.

Noch am selben Nachmittag verließen wir Albano, ohne diesmal die Reste des Altertums, die es enthält, wahrscheinlich aus Domitians Zeit herrührend, zu beachten. Noch am Tor warfen wir einer dort ruhenden

jungen Albanerin neckende Scheidegrüße zu, die das reizende Weib, munter und lachend, obgleich mit angeborenem Adel, erwiderte. Was für Augen, welch ein Wuchs! Die herrlich gepflasterte Straße nach Rom, hier genau der alten appischen entsprechend, senkt sich nach Rom zu in einem fortwährenden Abhange und führt gleich in der Nähe des heutigen Albano durch die merkwürdige Gegend, wo Milo den von dem aristokratischen Cicero mißhandelten Volksfreund Clodius tötete. Rechts lag die Villa des Clodius, ihr links gegenüber das Sacellum der Bona Dea, vor dessen Stufen der Überfall und Mord vorfiel, etwas weiter nach Albano zu die Villa des Pompejus, die die tieferliegende Stelle der heutigen Stadt einnahm. Clodius und Milo vertraten noch einmal jenen Gegensatz, der, in der königlichen Zeit noch schlummernd, während der Jahrhunderte der Republik ausbrechend und in fortdauerndem Kampfe in der Kaiserzeit versöhnt ward, jene Zweiheit des Aristokratischen und Demokratischen, des Römischen und Menschlichen, des Rechtes und der Billigkeit, des altertümlich Religiösen und der freien Bildung. Und Cicero, da er den Aristokraten Milo verteidigt, ruft die altrömische Götterfurcht als natürliche Bundesgenossin zu Hilfe, und Clodius, da er für die Plebejer kämpfte, setzt sich zugleich über die strenge Sitte, den Aberglauben und die Satzungen der Voreltern hinweg. Clodius schleicht sich verkleidet in die Frauenfeier der Bona Dea, der Ehezwang hindert ihn nicht, und daß er gerade vor dem Heiligtum derselben Bona Dea stirbt, darauf weist Ciceros Finger als ein Zeichen göttlicher Strafe. Clodius fiel, aber seine Grundsätze errangen den Sieg, und dieser Sieg heißt die Kaiser-

zeit. Zwei Grabmäler rechts an der Straße sind nicht mehr zu deuten: das eine, einst eine vierseitige, mit Marmor belegte Pyramide, erhob sich vielleicht über die Asche des Pompejus, das andre, mit Peperinquadern bekleidet, gehört eben deshalb einer älteren Zeit an. Als mich die Freunde in Rom fragten, wie ich die Tage im Gebirge verbracht, hatte ich nur eine Antwort: „Ich habe Ischia gesehen," erwiderte ich, „ich habe Ischia gesehen!"

Italien und Frankreich 1840

Ich bin, wie ich war; keiner hob
den Schleier, der mich decket.
Inschrift eines Isisbildes

Rom, den 8. Februar 1840.

In der geistreichsten Gesellschaft, die meine Blicke und Gedanken diesmal von der Campagna abzog, so daß selbst der bauchige Turm des Grabmals der Plautier fast unbemerkt am Wagenfenster vorüberflog, langte ich gerade mit Sonnenuntergang an der herrlichen Ölwaldung an, durch die ein lang ansteigender Berg nach Tivoli hinanführt. Das herrliche Laub der Ölbäume! Es ist gebildet wie verdichteter Nebel, der in sich selbst kräuselt. In den ersten Monaten meines Aufenthalts in Italien schalt ich den Baum häßlich, er sah mir der gemeinen Weide ähnlich, mein Auge sah ihn metallisch grau. Jetzt liebe ich ihn über alles: denn erst mit der Zeit löst Gott die Binde vom stumpfen Auge des Barbaren, so daß er das Schöne schön sieht. Das Sabinerland war schon im Altertum seines Öles wegen berühmt: ganz Tivoli ist mit Ölpflanzungen umgeben. Die Sonne ging unter, weit in der Ferne Latiums hinter den Bäumen verglühend, und bereitete uns zweien einen jener zauberischen Augenblicke, die so kurz, aber so unbeschreiblich prachtvoll sind. Ströme roten Blutes netzten die Stämme der Bäume, verwandelten alles Gestein wie in Karneol. Unsre Gesichter glühten, alle Spitzen der Zweige brannten, wie vom Vorüberschweben eines flammenden Engels,

die Welt war eine Farbenphantasie. Selbst in Italien nicht hatte ich solche Lichtwirkungen gesehen, wenn ich jenen Abend ausnehme, wo ich von Velletri aus das schluchtenreiche Volskergebirge im Widerschein des Abendlichts sich färben sah. (Diese Farben, dieser Duft und Staub der Ferne geben der italienischen Landschaft die hohe Idealität: immer lösen sich die schweren irdischen Dinge in der Ferne in den Farbenduft auf, der leicht wie ein Gedanke schwebt.) Es war dunkel, da wir Tivoli betraten, und nur ungewiß lag der Abgrund und seine Felsbildungen unter dem Tempel der Vesta, neben welchem der Balkon unsres Gasthofes sich vorbaute. Der große Wasserfall aber, dessen Weiß unser Auge kaum erreichte, rauschte die ganze Nacht durch in unser Ohr. Gegenüber erhob sich der Catillus, dessen Name mit den römischen Dichtern in alle Welt gezogen ist. Wir saßen am Kohlenbecken und sprachen von Tibur und Horaz. Tibur udum nennen es Horaz und Ovid, weil es von Wassern durchrauscht ist, Tibur superbum nennt es Virgil, und Tibur supinum Horaz, weil es auf hohem Felsen ruht. Catillus der Arkadier, der Sohn des Amphiaraos, mit einer Schar Jünglinge nach seines Vaters Tode auswandernd, nahm in der Volkssage die siculische Stadt ein, die von seinem Sohne Tiburtus den Namen Tibur erhielt. Tibur hielt es mit den lateinischen Städten, an deren Kämpfen gegen Rom es teilnahm. Von Rom unterworfen, verschwindet sein Name aus der Geschichte, bis wir es zur Zeit der Größe und des Glanzes der nahen Hauptstadt wegen seiner kühlen Bergluft und reizenden Lage und rauschenden Wasser, mit Landhäusern umgeben, von allen Dichtern

gepriesen finden. Mäcenas wohnte über diesem Tale, Catullus, Varus, Vopiscus, vielleicht auch Horaz, und an den Abhängen der tiburtinischen Berge legte Kaiser Hadrian seine ungeheure Villa an, die, ein Sinnbild der römischen Universalität, Lustorte aller Länder, Bauordnungen aller Völker in sich schloß. Herkules war in Tibur der allverehrte Gott und sein Tempel einer der glänzendsten Latiums, darum die Dichter von dem herkulischen Tibur sprachen: gelidae arces Herculis Tiburis, sagt Martial. Der Anio, aus dem sabinischen Berglande kommend, stürzt hier plötzlich in die Ebene Latiums hinab, aber die Gewässer, die hier immer einen tosenden Fall gebildet, sind von der Hand des Menschen bald hier, bald dort an den Rand der Felsen geführt, vereinigt, geteilt, verlegt worden. Die wechselnde Geschichte dieser Wasserfälle ist anziehend. Weit und breit um Rom ist kein Berg oder Strom, kein Element, mit dem der Mensch nicht in Kampf getreten wäre, dem der menschliche Gedanke nicht herrschend die Gestalt geboten: darum ist Herkules die Verkörperung der naturbezwingenden Menschenkraft, der Schutzgeist Tiburs, und auch nach Rom ist Herkules gekommen, hat Evanders Tochter Launa geheiratet, mit dieser den Pallas gezeugt und schon damals eine Straße nach Ligurien gezogen. Vor sechs Jahren ist der Anio abermals abgeleitet, durch den Felsen und an einer neuen Stelle in den Abgrund geführt worden, weil er an der alten, die ihm Bernini angewiesen haben soll, die ganze Stadt mit fortzureißen drohte. Zahlreiche Wasserströme, am Hauptzuge des Flusses sich abzweigend, schäumen in langen zersplitterten Strahlen am ganzen Rande des

gekrümmten Tales, der die Häuser der Stadt trägt, in die Tiefe, und dies sind die Kaskadellen: so sammelt der Fluß erst am Ausgang der Schlucht seine zerstreuten Wasser, um dann in der Ebene, viermal von einer Brücke überwölbt, der Tiber zuzuziehen. Wir gingen bei dem herrlichsten Wetter frühmorgens über die Brücke zum großen Hauptfall, wo der Anio durch zwei Öffnungen eines langen Felsentunnels hervorschießt und dann den Felsen hinabstürzt. Die Anlage ist noch neu, darum geradlinig und weniger malerisch: aber der Donner des Falles, der stäubende Nebel, der Blick in den Felsenkessel und auf die jenseitige hochthronende Stadt mit dem runden herrlichen Vestatempel ist von so schöner Wirkung, daß man leicht vergißt, daß vor kurzem alles noch schöner gewesen. Ein gewundener Pfad führt von hier zwischen Lorbeeren in die Tiefe hinab, in die sich sonst der Anio gestürzt und wo er in einem dunkeln Felsenloche zwischen übereinandergeschobenen Schollen verwaschenen Gesteins sprudelnd verschwunden. Noch jetzt nimmt diese hallende unterirdische und von Felsen überwölbte Öffnung, die Grotte der Sirene genannt, einen schwächeren Wasserstrahl auf, der an der Felswand einem Pfauenschweife ähnlich herabzischt. Man bückt sich über den Rand hinab, aber sieht das Ende des Trichters nicht. Die Wände der Schlucht, in deren Grunde man steht, sind seltsam abgeschnitten, rötlich, wie von einer Schaufel abgestochen und oft mit uraltem Mauerwerk bekleidet: in ihren Löchern nisten viele Tauben. Hier war es, wo der Bräutigam am Morgen des Hochzeitstages seiner Braut eine Taube schießen wollte, in den Abgrund stürzte und durch seinen Tod bewies, daß ein

Liebender nicht Täuber und Taube soll stören wollen. Auf demselben Pfade wieder aufsteigend, umgingen wir am jenseitigen Abhange das ganze Tal von Tivoli, an den vermeintlichen Villen des Vopiscus, Catullus, Horatius und Quintilius Varus vorüber und nach und nach die Hauptkaskade und die Kaskadellen eine nach der andern, zuweilen alle zugleich, im Angesicht. Welch ein reizender Weg! An den Wänden des Tales hängen heiße Aloen, Ölbäume umgeben uns, wachsen zu unsern Füßen auf, öffnen und verbergen die gegenüber rauschenden Wasserfälle. Mit welcher unbeschreiblichen Grazie diese lieblichen Kaskaden niedertanzen, wie sie sich zueilen, sich wieder trennen, auf tausend mannigfaltigen, aber immer anmutigen Wegen! Wenn wir hinter den Bäumen den Fall selbst verloren hatten, sahen wir den leichten Staub noch hoch schweben oder wesenlos hinter den Zweigen wirbeln. Die höher gestiegene Sonne erfüllte das ganze Tal mit einem blauen Nebeldunst, aus dem die runden Bergformen riesenhaft hervortauchten und der hinter dem Rahmen und Geflecht der Ölbaumzweige einen wunderbaren Hintergrund bildete. Dann öffnete sich wieder das Tal vor uns, und die Kaskadellen flatterten wie weiße Bänder von glänzendem Atlas die grüne Bergwand nieder, bald schmäler, bald breiter, oft auch in Fäden zerfasert. Aus der engen Beschränkung dieses reizenden Bildes aber fand das Auge immer den Ausgang nach der weiten römischen Ebene, durch die die Wege zogen und wo Sankt Peters Dom im fernen Äther schwebte. Am Ausgang des Tales, da wo wir niederstiegen, um es zu überschreiten, erhob sich jenseits die Villa des Mäcenas, mit drei Bogenreihen über-

einander, ein stolzes Bauwerk, jetzt ein Eisenwerk und aus einer seiner Fensteröffnungen einen Wasserstrahl in die Tiefe gießend. Nachdem wir eine alte Quaderbrücke überschritten, standen wir einige Augenblicke vor einer Felsenhöhlung, die das Volk il tempio del mondo nennt, die aber wohl ein altes Nymphäon war, und wandten uns dann rechts, um die ziemlich entfernt liegende Villa des Hadrian, jetzt dem Fürsten Braschi gehörig, zu besuchen. Dort irrten wir lange auf weitem Raume, unter Ruinen aller Art, deren netzförmiges Mauerwerk bewunderungswürdig ist. Man zeigte uns die Reste des Canopus, des Stadiums, der Poikile, der griechischen und lateinischen Bibliothek, des Palastes, der Thermen, des Lagers der Prätorianer, mehrere Theater und Tempel. Wir standen am Rande des Tales Tempe, durch das der Peneus fließt. Nie noch sah ich so malerische Ruinen. Sie sind größer als ich gedacht, und ihre halben Wölbungen, ihre ungeheuren Mauern, das dichte Grün des Efeus, der sie umkleidet, und des Bodens, durch den man um sie irrt, die Pinien, die Zypressen, die einzeln, jene wie Dome, diese wie Säulen, zwischen ihnen aufsteigen, die köstlichen Landschaftsbilder, die oft den Rahmen eines verfallenen Bogens oder Tores ausfüllen, die Herden Viehes, von einem in rauhes Ziegenfell gehüllten, einem alten Satyr völlig gleichenden Hirten gehütet, die klingend durch diese schöne Einsamkeit irren, und endlich die italische Frühlingsluft, das Zwitschern früher Vögel und der Hintergrund der sabinischen Vorberge, alles dies drängte in diese Stunde so viel Genuß zusammen, daß der Kaiser Hadrian zur Zeit, da diese Villa in frischer Pracht vereinigte, was den Sinnen und dem Geiste

wohltut, keine schönere erlebt haben kann. Auf dem Rückwege kamen wir dem tempio della tosse vorbei, dem Tempel des Hustens, der aber nichts als ein Grabmal ist, ließen links und rechts eingemauerte Reste der Villa des Mäcenas und des alten Herkulestempels liegen und traten zum Schluß der Wanderung noch in die wegen der Aussicht und ihrer gewaltigen, vierhundert Jahre alten Zypressen berühmte Villa Este, die, einst mit ungeheurem Aufwand angelegt, jetzt in wüstem Verfall liegt. Von dem hohen Balkon des Palastes schweiften unsre Blicke über das endlose Gefilde bis zum Meere, das von Bergen eingefaßt, lange, lange Linien zieht — eine Gegend, die eine so geschichtliche Bildung zeigt, daß Welteroberung und umfassende Tat in ihr voraus verkündigt liegt. Gegen Abend wollten wir wieder nach Rom zurück, in die liebe Heimat, die so still, so vertraut ist, wo nichts den heiligen Seelenumgang mit den großen Schatten stört, die über der Stätte schweben, oder die leisen und rührenden Stimmen der köstlichen Natur rohlärmend übertönt.

Rom, den 17. Februar.

Bei vollem Mondschein, der alle Plätze der Stadt wie mit frischem Schnee bedeckte, und noch glühender Weinbegeisterung stürmten wir gestern um 11 Uhr Abends aus der Kneipe nach dem Kolosseum. Das ungeheure Gebäude sah innerlich grau und schauerlich aus, ein wüstes Gerippe mit verwitterten Knochen; auswendig umgangen, wächst es auf der nördlichen Seite, wo die vier Stockwerke noch stehen, zu einer schwarzen Riesenwand auf, während auf der südwestlichen jede Bogen-

öffnung ein seltsames Bild umschließt. Jede dieser Öffnungen ist ein Ausschnitt aus einer phantastischen Welt, in der nichts Wesenhaftes mehr ist, einer Welt aus Lichtstreifen und Linien und Trümmern, ohne zwingendes Gesetz, voll wunderbarer leichtgeborener Anschauungen, dem Worte unfaßlich. Das Mondlicht ist dem Märchen eigen. Der Zufall zog die Umrisse des Verfallenden, das Altertum, das immer voll gedankenschweren Ernstes finster blickt, lächelt ob der leichten Nacht, die hier im Grunde schwarze Finsternis zusammenrafft, dort ihr luftiges Silbergespinst von Pfeiler zu Pfeiler zieht.

Nicht bloß das Kolosseum, das ganze Forum war verwandelt. Jetzt sah man deutlich, wie schwer die Architektur der römischen Triumphbogen ist: der Bogen des Konstantin zeichnete sich in einer schwarzen Ungestalt gegen das Licht, er sah einem Elefanten ähnlich, der auf vier plumpen Füßen einen unförmlichen Leib trägt. Nicht bloß phantastische Trümmer, auch jede andre Architektur, vom Mondlicht beschienen, reizt uns mächtig. Denn unser Zeitalter versteht und liebt nur das Malerische, darum beleuchten wir plastische Bildwerke und architektonische Bauwerke. Die einen besuchen wir bei Fackelschein, die andern, wenn der Vollmond auf ihnen liegt.

Die in einem Bogengange rot lodernde Lampe des Wachtpostens lockte uns nochmals zum Kolosseum zurück. Jetzt sind hier Wachen aufgestellt; sonst waren die finsteren Gänge die Schlupfwinkel nächtlicher Räuber, eine Romantik mehr, die nun fehlt. So haben sich in den Wüstentrümmern des Morgenlandes räuberische Beduinen niedergelassen, oder ungeheure Schlangen, wilde

Raubtiere und stachelichte Dornen drohen uns aus verschütteten Mauerhöhlungen.

Lieblich wie immer, öffnete der malerische Tempel der Venus und Roma dem weißen Strahl die hohe Wölbung seiner noch erhaltenen mit Grün bekleideten Cella. Er war von Hadrian gebaut, der selbst den Plan dazu gemacht. Er war ein Doppeltempel, einheimischen Göttern geweiht und in seiner Zweiheit ein Sinnbild Roms. Noch liegen die ungeheuren Trümmer seiner grau granitenen Säulen umher, noch erkennt man die geradlinigen Umrisse des erhöhten heiligen Bezirkes. Auch dieser Tempel ist nicht durch sich selbst zerfallen, sondern durch vorsätzlichen Raub roher Menschen, und zwar nicht der Goten oder Vandalen, wie die Italiener in gerechter Scham zu sagen pflegen, sondern der Römer, der Christen, der heiligen Bischöfe und Päpste.

Eine solche Nacht wie diese, licht wie jene, von der Goethe sang:

„Und mir leuchtet die Nacht heller als nordischer Tag,"

eine solche ward nicht für Liebende geschaffen, darum ist Diana so keusch. Auch nicht für den Schlummer.

Wir nahmen den Rückweg über Monte Cavallo. Die Kolosse der beiden Pferdebändiger, der Obelisk und die plätschernden Wasser gaben abermals ein merkwürdiges Bild.

Ich habe das Kolosseum auch sonst noch oft besucht und in der verschiedenartigsten Beleuchtung und Seelenstimmung. Was ist die Stimmung anders als eine innere Beleuchtung, die bald bleich und kalt, bald warm und glühend, bald dunkel und zweifelhaft ist? Abends ist die zerstörte Seite, von innen gesehen, am meisten malerisch;

die Bogen erheben sich dann wie ebensoviel groteske Höhlungen übereinander, sie sind von grünem Gesträuch überwuchert, ihre runden Linien hat das Alter zerrissen, ausgezackt und ihnen die malerische Freiheit eines Naturspieles gegeben. An jener zerstörten südlichen und westlichen Seite fehlen die zwei äußeren Bogengänge und demzufolge der ganze hohe Rand, aber erst wenn man Rom von irgend einem hohen Standpunkte überblickt und den noch vorhandenen Halbkreis hoch emporragen sieht, wird man die Größe der mächtigen Massen gewahr, die sich noch über den inneren Bogengängen erheben. In der Mitte der Arena steht ein Kreuz, und der innere elliptische Umkreis ist mit 14 kleineren Kapellen besetzt, wo plärrende Prozessionen von einer zur andern gehen, und eine Inschrift sagt, ich weiß nicht welcher Papst habe das gottlose Heidentum hier ausgetrieben und das Gebäude den Märtyrern geheiligt, die darin umgekommen. Die knienden Priester und wimmernden Gesänge hier, das riesenhafte Amphitheater dort, welch ein sprechendes Gleichnis der beiden Zeiten, hier Mark und Manneskraft, dort Siechtum und Demut und gleisnerische Tücke. Das Kolosseum, das größte Bauwerk der Römer, in der Zeit der höchsten Vollendung der römischen Geschichte entstanden, genau in der Tiefe zwischen den Hügeln, im Mittelpunkt der alten Stadt und also des Erdkreises gelegen, ist der ewigen alten Roma Sinnbild und die objektive Tat, die am meisten ihren Geist spiegelt. Gladiatoren und wilde Tiere, d. h. Krieg und Jagd; runde Form und Bogen und Wölbung, d. h. Allgemeinheit, in die das Besondere aufgegangen; an diese italienische Grundform griechischer Säulenschmuck als äußere

und unwesentliche Zierde gefügt, d. h. griechische Bildung das unveränderte römische Wesen nur leicht überdeckend, nicht durchdringend. Darum sagt Beda Venerabilis, der das Gebäude noch unversehrt sah: „quamdiu stabit Colisaeus stabit et Roma, quando cadit Colisaeus cadet et Roma, quando cadet Roma cadet et mundus."

Martial ruft voll Bewunderung, die sieben Wunder der Welt seien nichts gegen dieses Amphitheater:

„Omnis Caesareo cedet labor amphitheatro
Unum prae cunctis fama loquatur opus."

Seine Geschichte ist höchst merkwürdig und zeigt Roms tiefe Herabwürdigung, und oft lächelt man, wie über den Gebrauch, den die Zwerge von Gullivers ungeheurer Größe machten. Als es Titus im Jahre 80 einweihte, da waren hundert Tage lang die prächtigsten Kampfspiele drin, 5000 Raubtiere wurden die Opfer des Festes, und bei der großen Naumachie, denn das Theater ließ sich mit Wasser füllen, ward die Seeschlacht zwischen den Korinthern und den Corcyräern dargestellt. Auch unter Domitian, Hadrian und Antoninus Pius schaute das Volk hier glänzende Schlachten, und Kaiser Commodus focht selbst als Gladiator mit. Unter Macrinus brannte das Amphitheater nieder, denn es war reich mit Holzwerk und Marmor geziert, und auf längere Zeit mußten die Spiele in den Zirkus Maximus verlegt werden. Philippus feierte die tausendjährige Gründungsfeier Roms im Kolosseum, und in diesem großen Augenblick, wo zugleich Rom noch nichts von seinem Glanz und Reichtum verloren hatte, muß das Amphitheater seinen höchsten Lichtpunkt erreicht haben. Bald darauf aber begannen die Zerstörungen. Es waren nicht die Barbaren, sondern

die Natur selbst und das Christentum samt der neuen Lebensordnung des Mittelalters, die es geschaffen hatte. Im 5. Jahrhundert, als ein großes Erdbeben, die Rache der empörten Naturkräfte, im Bunde mit Pest, Überschwemmung und Blitzstrahlen Rom verheerte, stürzte wahrscheinlich auch ein Teil des Kolosseums ein, doch wurden noch unter Theodorich Kampfspiele in seinen Räumen gehalten. Verfolgen wir das Mittelalter weiter, so finden wir das Kolosseum als Festung eingerichtet, römische Familien darin verschanzt und ihre Feinde sie mit Kriegswut belagernd, zu derselben Zeit, wo die Antoniussäule einem benachbarten Kloster als Glockenturm diente. So nisteten Faustrecht und Mönchtum sich in den Heldendenkmalen des Altertums ein. Als Robert Guiscard, zum Schutze Gregors VII. heranrückend, Rom gestürmt hatte, verwüstete er alles Gebiet zwischen Lateran und Kapitol von Grund aus, und gerade dort liegt auch das Kolosseum. Am Anfang des 12. Jahrhunderts sind die Frangipanis im Besitz des Gebäudes, Innocenz II., der zu ihnen geflüchtet war, wird dort 1130 vom Volke belagert, welches 1143 die Frangipanis ganz aus dem Kolosseum herausschlägt. Diese Familie setzt sich indes bald wieder in Besitz desselben und gewährt dem Papst Alexander III., den seine Feinde bedrängen, sichere Aufnahme; aber Kaiser Friedrich II. schenkt die Hälfte den Annibaldis, die gegen 1300 schon das Ganze besitzen, es aber dann Kaiser Heinrich VII. abtreten müssen, von dem es der Senat erhält. Damals war das Kolosseum ein reichhaltiger Steinbruch, dessen Steine ausgeboten und das zu diesem Zweck vermietet wurde. Damals auch wurden wohl die eisernen Klammern ausgebrochen,

eine Barbarei, die die Italiener den Goten schuld zu geben liebten, den Goten, die nur drei Tage in dem damals noch glänzenden Rom blieben und wohl reichere Beute finden konnten. In der Mitte des 15. Jahrhunderts ward das Kolosseum zu dem nahen Kloster S. Francesca Romana gezogen und durch Mauern mit demselben verbunden. Die letzten drei Jahrhunderte waren dem Bauwerke nicht minder verderblich als das Mittelalter. Letzteres machte eine Burg daraus, und Waffenlärm war dem stolzen Römerwerke nicht verhaßt, aber Sixtus V., der eine Wollfabrik darin anlegte, ward nur durch den Tod an der vollständigen Ausführung dieses Gedankens gehindert. Ein andrer Papst verwandelte die Bogengänge in ein Magazin für Salpetergewinnung, ein dritter errichtete eine Via Crucis darin, läßt Umzüge darin halten und purifiziert das heidnische Werk. Paul II. baut den Markuspalast aus Steinen des Kolosseums, Paul II. den Palast Farnese, und aus gleichem Baustoff sind die Cancellaria und der Palast Barberini errichtet. Ich weiß nicht, welcher Papst der letzten Jahrhunderte die äußeren Mauern rundum vermauern ließ, weil er nicht anders der Diebe Herr werden konnte, die sich darin bargen. Als ein Erdbeben 1703 einen Bogen niederwarf, bediente sich Clemens XI. der Quadern zum Bau des Hafens des Ripetta. Die französische Regierung sorgte für Erhaltung des gewaltigen Werkes, Pius VII. führte zur Stütze einen hohen Strebepfeiler auf, und jetzt wird es gegen weitere Zerstörung geschützt. Aus der vorhandenen Steinmasse könnte noch mancher Palast aufgeführt werden. Das Kolosseum hat gegen 1000 Pariser Fuß im Umfang, etwa 560 in der

Länge und 470 in der Breite. Es ist 150 Fuß hoch und faßte über 100000 Zuschauer.

Civitá Castellana, den 16. März.

Heute war der Tag, wo ich von Rom schied, und wie ein übergroßes Unglück stumpfsinnig macht, betrieb ich fast gleichgültig die Reisevorbereitungen, und erst nachdem ich manche Stunde durch die nach Norden besonders öde und leblose Campagna gefahren, überfiel mich plötzlich Verzweiflung, als wollte es mir das Herz sprengen. Den Abend vorher lärmte ich noch in der Freunde Gesellschaft im Archetto, da klangen die Gläser, da wechselte ich weindurchglüht Händedruck und Kuß, und im Scheine des Vollmonds stiegen die grauen Säulen des Antonintempels auf, der letzten Ruine des alten Rom, die ich noch gesehen. Heute einsam schreibend in Civitá Castellana, unweit des Soracte, unweit der altetruskischen Stadt Falerii, in jener nordöstlichen Gegend, nach der mein Blick sich so oft von hohen Punkten Roms verlor, die in blaue, düstere Wogenwallung, von ernstem Duft umzogen, fortschwoll. Hügeliges Land, dünne Halme und Dorngesträuch tragend, von langen lichten Holzzäunen in steigenden und gesenkten Linien durchzogen, hin und wieder ein einsames, zerstörtes Mauerwerk und eine Strauchhütte, die Wohnung des Hirten, fern wimmelnde Schafherden, wie Läuse auf zerfressener Fläche — das ist der Anblick dieser Seite der Campagna, der Schauplatz der ersten Kämpfe Roms mit den Etruskern, ein Zustand, öde wie eine Seele, die nach tödlicher Krankheit alle Erinnerung verlor und von der ganzen reichen Mannigfaltigkeit ihrer Weltanschauung nichts behielt.

Die zweite Poststation liegt in einer Ebene, die rings von einem Gebirgsrande umschlossen ist, und leicht erkennt man diese Fläche für den Krater eines ungeheuren Vulkans, der jetzt kein See, sondern eine weite Weide und Ackerplatz ist. Nepi, das mir vor einem halben Jahre einen so schönen Abend bereitete, erschien mir jetzt bei mangelnder Beleuchtung lange nicht so reizend, wofür ich aber Cività Castellana, wo ich damals nur durcheilte, in seinem vollen Glanze kennen gelernt habe. Denn der Himmel, der jetzt in Frühlingslaunen bald Wolken türmt, bald sich selig verklärt und heute wieder über das Gebirge vor mir blauschwarze, von der Sonne streifig durchdrungene Massen häufte, öffnete gegen Sonnenuntergang sein ganzes volles Auge, und alsbald stieg hinter der schwarzen Architektur des Städtchens der nahe Soracte, scharf gestaltet und hell beleuchtet wie ein Lichtgedanke, hoch empor. Der Soracte ist ein merkwürdiger Berg; ganz vereinzelt und in Lage und Form von der übrigen Bergkette losgerissen, oben eine schneidende Kante bildend, gleicht er einer vom Sturm gejagten Sturzwelle, mit der ihn Lord Byron auch wirklich vergleicht, oder einem riesenhaften abgesprungenen Feuerstein. Er ist hier so nah, daß man genau seine Linien verfolgen kann; am meisten kommt seine Bildung mit der des Sabinergebirges überein, wie es sich von Rom aus darstellt. Dort erscheint er tief blau, hier in der Nähe sandfarben und in seinen höheren Teilen wie ein nackter Fels. Die letzten Blicke der Sonne färbten ihn rosenrot, warfen grelle Lichtstreifen auf das Apenninengebirge zu seiner Linken, und braun glühten die Vorberge des Mittelgrundes der Landschaft. Noch vor diesen schönen Augen-

blicken des Sonnenunterganges kletterte ich durch das tiefe Felsental, das mit nacktem Gestein und teilweise grün bekleidet, von einem Flüßchen durchrauscht, die hohe Stadt umgibt. Eine Brücke mit mächtigen Pfeilern übersteigt diese Schlucht, die ungemein malerisch mit zerrissenen Wänden sich herabsenkt.

Auf dem Markt des Städtchens war wieder italienisches Leben, liebliche und charakteristische Genrebilder aller Art; in der Mitte ein steinernes Wasserbecken mit sprudelnden Röhren, wo die Mädchen mit roten Miedern ihre Krüge füllen, die sie dann auf dem Haupt forttragen, Obsttische, Esel, nichtstuerische Männer, in Mäntel gehüllt, Frachtwagen und Kornsäcke und die Handwerker auf ihren Stühlen vor dem Laden — alles malerisch geordnet und im Rahmen finsterer Hausmauern. Vollmond umgießt Himmel und Erde, während ich dies schreibe, und kein Wölkchen mehr zu sehen.

Perugia, den 19. März.

Terni ist gewiß einer der reizendsten Punkte in Italien. Ein weites, herrliches Tal, von schönen, ganz italienischen Gebirgen umgeben, mit Fruchtbarkeit vollschwellend gefüllt. Der Bergzug schließt mit dem Monte Celo oder der Bocca del Vento, einem scharfgeschnittenen Vorgebirge, das trotzdem so ätherisch ist. Überall und auf jedem Spaziergang tritt es den Blicken entgegen wie der Soracte oder C. Circello.

Wein und Feigen füllen das Piano di Terni, in dessen Mitte die Stadt von zwei Armen der Nera umflossen wird. Noch einmal wanderte ich am Rande des Felsentales der grünen Nera zum Wasserfall. Welch

ein Tal! Nacktes Gestein hoch drohend, Dörfer und Schlösser tragend, an seinem Fuß und seinen Wänden strotzende, zeugende Naturkraft, überall rauschendes, rieselndes, fortdrängendes Wasser, wie tausend Lebensströme. Und die Nera selbst wie eine ungeheure grüne Eidechse durchs Tal sich windend, derselbe Fluß, der bald darauf bei Narni den Grund einer ungeheuren Felsenschlucht füllt, immer noch wild bewegt, aber aus der Tiefe nicht mehr hörbar. Abends wandelte ich noch auf der Terrasse vor dem Dom, wo man den Halbkreis der Berge vor sich hat. Tacitus ward in Terni geboren, das damals noch Interamna hieß, und so lieblich die Gegend ist, mit so viel Anmut die weißen Villen am Fuß des Gebirges zerstreut sind, so viel Ernst liegt hinter ihren Zügen verborgen.

Als ich am nächsten Morgen in die Apenninen hinaufzog, die man bald hinter Terni überstiegen hat, begegneten uns zu beiden Seiten des Weges lange Züge von Landleuten, die in so früher Stunde mit Eseln und Maultieren Lebensmittel auf den Markt von Terni brachten, und einzeln einander folgend, das Antlitz zu unserm Wagen gewendet, schienen sie mir ein antikes, herrlich geordnetes Basrelief. Ein Mann, der einen Esel ritt, hatte seinen Mantel mit zwei so großen und einfachen Linien umgeschlungen, daß er in seiner edlen Haltung der schönsten antiken Togastatue glich. Der Weg verfolgte die Windung eines Baches, der aber, längst versiegt, nur durch das Steingeröll seines Bettes bezeichnet ward.

Spoleto, das jenseits dieses Passes liegt, ist ein wichtiger Punkt. Er verteidigt die schwierige Übergangs-

straße über das Gebirge, das hier überall sehr unwegsam ist. Im Mittelalter waren darum die Herzoge von Spoleto mächtig und oft der Herrschaft über ganz Italien nahe. Schon früher suchte Hannibal, der als Sieger vom trasimenischen See kam, hier nach Süditalien vorzudringen, aber Spoletos Widerstand wehrte ihn von dieser Seite ab. Auch physisch ist hier die große Scheide Italiens. Jenseits das südliche, feurige, mehr sinnliche Blut, diesseits ein ernsteres, stilleres und gemütlicheres Wesen, die toskanische Erhabenheit, das Sinnvolle des Pietro Perugino. Die weißen Stiere, die schwarzen Schweine, Süditalien eigentümlich, hören hier auf, der Ochse wird rot, das Schwein weißlich, das Klima rauher.

Spoleto ist herrlich gelegen. Rings Berge und tiefe Schluchten und nach Foligno zu fruchtreiches Gefilde. Kirchen und Klöster und einzelne Häuser sind über die Höhen verstreut; die gewaltigen nackten Felsen, oft mit Steineichen bekleidet, erinnerten mich an Amalfi. Eine Wasserleitung, auf ungeheuren Pfeilern ruhend, setzt über eine tiefe Schlucht, das Schloß von Spoleto mit Wasser versorgend. Jenseits jener Schlucht führt ein hoher Weg fort, an den schönsten Aussichten reich. Wie herrlich ist die italienische Gebirgsbildung, aber man muß ein Auge für sie bekommen. Wie herrlich ist auch die Architektur der Städte, eine wahre Architektur. Immer horizontale oder senkrechte Linien, nie das Spitze, Schräge, Überschwengliche nordischer Baukunst. Ohne Farbe, meist weißlich und den hohen Felsen homogen, auf deren Höhe sie ruhen, gleichen diese Städte massenhaften Kristallen, die an den Berg angeschossen. Auf diesem ganzen Wege sieht man eine Menge von Städten, alle hoch, oft klein und

im Innern meist schmutzig, immer aber malerisch und der Natur gleichmäßig, und wahre Baukunst. Das Schloß von Spoleto, hoch die Stadt beherrschend, hat diesen einfachen Charakter in allen Linien. Dennoch beginnt hier schon das Gotische; die Kathedrale hat eine schöne, aus Stein gearbeitete Rose, auch Fresken von Lippo Lippi.

Von Spoleto bis Foligno führt der Weg durch das angebauteste Gelände, das sich an hohe Berge lehnt, die wieder die Gestalt und das Ätherlichte italienischer Gebirge hatten und am unteren Rande überall Wohnungen der Menschen trugen. Foligno, Fulginium, hat ein großes, neues Rathaus, in griechischem Stil mit Säulen erbaut, worüber aber ein Turm in halbgotischem Geschmack sich erhebt; das Gebäude trägt die stolzen Lettern S. P. Q. F. Äußere Herrlichkeit großer Unternehmungen liebt auch noch das jetzige Geschlecht, wie das der alten Römer, und sie können es sich nicht versagen, durch kühne Inschriften an die erhabene Tat zu mahnen; so las ich bei Spoleto auf einer Pyramide, die das Denkmal einer neu angelegten Straße bildet: Ad Salariam Superiorem Via Aere Provinciae Aperta Subactis Clivis Superato Apennino Nare Colecto Nursia Trajecta. Die Hügel unterjocht, der Apennin überwunden. Auch Foligno hat einen gotischen Dom.

Florenz, den 22. März.

Frühmorgens stiegen wir durch einen langen Ölhain und mit fortwährend schöner Aussicht auf das reichbebaute Tibertal und das hohe, ferne Perugia nach Assisi auf. Auf dem Markte fiel unser Blick sogleich auf die Säulen und das Giebelfeld eines alten Tempels, die in ihrem

Marmorschmucke noch erhalten sind; vor ihnen haben Ausgrabungen Quadern, Platten und Treppen ans Tageslicht gebracht, die wir in der Eile nicht ganz zu deuten wußten. Man zeigte uns auch zwei kürzlich gefundene Statuen, denen die Köpfe fehlen und die uns nicht bedeutend erschienen. Der Dom von Assisi, zu dem wir uns zunächst wandten, erschreckte, erschütterte mich beim ersten Eintritt. Ein Grabgewölbe, düster, ja dunkel, voll blutiger Majestät und wahnsinniger Angst, mit überall bemoosten Fenstern, mit Spitzbogen und gekreuzter Decke, war diese gotische Kirche, in der eben die Klänge der Messe rollten, in Italien von umso furchtbarerem Eindruck, da hier nur Leben und Natur den heiteren Sinn von jeher offen fanden. Dieselbe finstere Brunst, die den heiligen Franziskus über alles Menschengefühl forttrieb, baute mit dem Schwung der Todessehnsucht diese mitternächtigen Hallen. Eine Menge Merkwürdigkeiten, Fresken von Giotto, von Giulio Pisano gingen mir in dem Dunkel und der erregten Stimmung verloren. Unter und über der Kirche befindet sich eine zweite und dritte; ihr Gewölbe ist der Boden einer oberen, ihr Boden die Decke einer unteren Kirche. In dieser, die neu und schmuckreich und aus dem Felsen gehauen ist, befindet sich der Körper des heiligen Franziskus, in dem Felsen unter dem Hauptaltar. In jener, die einen halben Saal bildet, zeigte man uns halberloschene Fresken von Cimabue. Das daran stoßende Kloster enthält 69 Franziskanermönche; es erhebt sich auf hohen Bergen, hat eine weite, schöne Aussicht und wird auch weit und breit gesehen. Wir fuhren von Assisi wieder auf die Hauptstraße zurück, die sich am Fuß des Berges fortzieht, auf dem Assisi liegt,

und trafen diese Straße bei der Kirche Madonna degli Angeli, die über der Einsiedelei des heiligen Franz erbaut ist. Man stellte sie von den Zerstörungen wieder her, die sie durch das letzte Erdbeben erfahren. Das Freskobild von Overbeck in dieser Kirche zeigt diesen Maler wieder als frommen Nachahmer des ältesten Stils, in dem noch mehr Religion als Malerei ist; durchaus keine Komposition in seinem Bilde, keine Haltung, nur symmetrische Nebeneinanderstellung eines Aggregats bloß daseiender, nicht handelnder oder leidender Götzen. Overbeck hat eine bewußte Unschuld, eine absichtsvolle Naivetät. Man rühmt ihn als großen Künstler und führt mir seine Erfolge als Gegenbeweis an, wenn ich die heilige Malerei für tot erkläre. Aber auch er ist kein wahrer und großer Genius, denn ein solcher ergreift den Kern einer Zeit, verrät deren unbewußten, noch sprachlosen Gedanken und führt ihn in die helle Erscheinung — dann wirkt er, ist groß und ruhmvoll. Overbeck kann ein vorübergehendes Gefallen erregen, aber von dem Widerhall seiner Zeit nicht gehalten und emporgetragen, wird er bald in Vergessenheit sinken. Nicht der Künstler ist es, der für sich ein unvergängliches Meisterwerk schafft. Das Jahrhundert malt durch den Auserwählten, der sein Ausdruck, sein Werkzeug ist. Mögen die Frommen behaupten, die Religion sei noch nicht erloschen, mögen sie sich um Overbeck scharen und in ihm ihres Herzens Dolmetscher finden, das wahre entwicklungsreiche Leben und die Jugend der Zeit ist nicht dort, pulsiert wo anders, sowie diese junge Geschichte zur römischen Kaiserzeit nicht bei den noch aufrecht stehenden Heiden, sondern bei den Christen war.

Zum hohen, hohen Perugia hinauf; Ochsen mit dummer, unzerbrechlicher Stirn und schwerwandelndem Tritt ziehen den Wagen und entlassen ihn erst oben. Perugia, das ich sonst so schön gesehen, war nun von eiskaltem Nordsturm durchweht, und nicht seine Lage, nicht die jetzt verhüllte Form und das Tal der Tiber, die gen Rom zieht, und die ich hier auf immer verlasse, sondern die nochmals angeschauten Bilder, die es birgt, gewähren mir eine Erinnerung für diese Blätter. In einem Palaste sah ich eine kleine Madonna von Raffael in peruginesker oder überhaupt ältester strenger Weise. In der Akademie musterte ich flüchtig das etruskische Museum, die Gipsabgüsse nach Antiken und eine Sammlung alter Gemälde, wo man die abstoßende Starrheit und typische Strenge in einigen Pinturicchios und Peruginos zu Seelenausdruck und Freiheit sich mildern sieht. Unvergleichlich schön und wohlerhalten aber sind die beiden von Perugino und seinen Schülern al fresco ausgemalten Räume im Collegio del Cambio, die ich nun zum zweiten Male mit noch größerem Genusse sah. Anziehend ist die Vergleichung der Propheten und Sibyllen von Perugino mit denen Michel Angelos, noch anziehender die Vergleichung der sechs von Perugino nebeneinander gestellten Philosophen (ihre Namen sind merkwürdig: Fabius Maximus, Sokrates, Furius Camillus, Numa, Pythagoras, Trajan) mit der reichen Gruppierung in der Schule von Athen. Die Kapelle S. Giovanni enthält Heiliges und Mythologisch-Astronomisches gemischt. So frisch sind diese mehr als dreihundert Jahre alten Bilder, sie sind so nah und bequem zu betrachten, daß ich mit meiner Abneigung gegen Freskobilder völlig geschlagen

bin. Die Kirche S. Pietro de' Casinensi hat die Basilikenform mit gotischem Chor und antiken Säulen. Dort sah ich wahre Peruginos, ein Bild, an dem Raffael Hand angelegt, und einen vortrefflichen Sassoferrato. Letzterer Künstler, obgleich mit dem Helden Raffael nicht zu vergleichen, dem er nachstrebte, hat doch in einigen Hauptwerken Bedeutendes geleistet. Der sogenannte Bogen des Augustus ist ein finsteres, schwarzes, cyklopisches Stadttor und trägt die Inschrift: Augusta Perusia.

Unser Gasthof in Perugia war ein ehemaliger Palast, voll Ölgemälde, Vergoldung und Damast. So geht es, die Klöster werden Fabriken, die Adelspaläste Wirtshäuser.

Am nächsten Morgen zog sich ein herrliches Morgenrot über den See von Perugia; die drei schönen Inseln, das Wasserblau, die Himmelsstreifen, die leicht angehauchten Wölkchen und manches Städtchen auf den Vorgebirgen bildeten zusammen ein reizendes Traumbild, unwesenhaft und vergänglich wie jede Blüte. Wir kamen über das trasimenische Schlachtfeld und rollten über den Ponte Sanguinetto, die Blutbrücke. Eine Schlacht ist an sich schon ein übermenschliches Entsetzen, hier aber rangen die Römer, das größte Volk der Weltgeschichte, mit Hannibal, dessen Geist groß war wie die Welt. Das Schicksal aller kommenden Geschlechter, deren Taten, Sitten und Gedanken hing an diesem Tage, der den Lauf der Weltgeschichte bestimmen sollte. Dazu kam eine Naturempörung, ein Erdbeben, so daß der Boden unter den Füßen der Streitenden Wellen schlug — ein Augenblick, wert, von Lord Byron besungen zu werden. Mein Führer sagte statt Hannibal einmal Federigo, und auch dieser ist tief

ins Gedächtnis des Volkes gegraben: Annibale, Nerone, Federigo und Napoleone sind die populären Helden Italiens.

Cortona blieb uns auf hohem Berge zur Seite liegen. Arezzo, daran ich auf der Reise nach Rom vorübergefahren war, hatte ich diesmal Muße zu durchstreifen. Auch hier ist der Dom gotisch. S. Pietro hat ein merkwürdiges Äußere; an der Vorderseite, die der eines Palastes ähnlich sieht, erheben sich drei Reihen Säulen übereinander, die, oben kleiner und enger aneinander rückend, fast alle mittelalterlich und geschmacklos sind. In mehreren andern Kirchen sehen wir Werke älterer Kunst, z. B. ein Kruzifix von Cimabue, Bilder von Margaritone und Spinello Spinelli u. s. w., Petrarcas Wohnhaus. Bis Florenz nichts Merkwürdiges weiter. Die Bevölkerung fleißiger, ordentlicher, geregelter, als im Kirchenstaat. In letzterem ist das Leben dennoch poetischer, denn so weit ist Toskana noch nicht, daß die eigentümliche Größe und Poesie der modernen Welt hier den Geist ergreifend entgegenträte.

Florenz, den 23. März.

Wie doch die alten Zeiten wiederkehren, sagt Wallenstein. Ach, noch einmal führt der Kreislauf des Lebens dir die alten Dinge vor, aber du selbst bist verändert, und so ist es auch die Welt um dich. Damals war Florenz sommerlich heiß, offen waren die Fenster, die Terrassen besetzt, leichte Schleier, Flore und Blumen deckten den Leib schöner Frauen. Jetzt ist es kalt, kalt, nirgends ein Ideal, an das ich meine Seele knüpfte. Selbst der Palast Pitti war schöner, erhabener. Damals befand ich mich in

Florenz, so schien es, im äußersten Süden, jetzt ängstigt mich der Gedanke, den Süden schon verlassen zu haben. Trauer, tiefe Trauer über einen abgeschlossenen Lebensabschnitt. Denn hier bin ich an der Grenze eines poetischen, freien, unbewußten Daseins und knüpfe die alten Sorgen, Kümmernisse und Trübnisse wieder an, die ich einst, über die Alpen steigend, durchriß. Und dazu verliebt, verliebt. Ein Sirenenlächeln, das unwiderstehlich ist! Eine Grazie, die berauscht!

* * *

In der Tribuna, in der Galerie Pitti, feierte ich ein Wiedersehen, aber ein schwermütiges, denn es ist zugleich Abschied auf ewig. So treten die Gestalten der Geliebten um das Bett des Sterbenden, aus weiter Ferne herbeieilend, sich ihm noch einmal zu zeigen. Schwermut verdunkelte meinen Blick, ich sah kaum, was ich vor mir hatte, und genoß noch weniger den hohen Glanz. Ich hebe die Hyazinthe auf, die mir das Florentiner Blumenmädchen lächelnd, in idealischer Tracht, geschenkt; ich hebe es auf als Andenken an Firenze la bella. Ich habe viele solcher grünen, einst duftenden Andenken gesammelt, aber sie gehen mir verloren, und nach einigen Wochen achte ich sie nicht mehr. Das ist das Schmerzliche: ich achte sie nicht mehr, und nicht bloß die Dinge, die Zeiten, die Städte werden fortgeführt, sondern mein Gefühl selbst, meine Liebe für sie, mein eigenes inneres Widerbild erblaßt, verschwindet.

Pisa, den 24. März.

Sei dieses eines der schönsten Blätter meines Tagebuches, wie dieser Tag einer der schönsten war, den meine

Augen gesehen. Ich glaubte nicht mehr in Italien zu sein, da ich jenseits Ponte Molle mich befand, und ich habe heute noch einmal das volle Gefühl dieses Landes gehabt. Das Arnotal zwischen Florenz und Pisa gehört gewiß zu den reizendsten Gegenden der Halbinsel, und so angebaut, so gartenmäßig es ist, so viele Blicke gewährt es trotzdem voll der eigentümlich italienischen, braunen Landschaftspoesie.

Die fünfzig Miglien zwischen den beiden Städten sind ein fortlaufender Garten von Wein, Feigen und Ölbäumen, zwischen denen das mit der Schaufel bearbeitete Land in streifigen Borten sich fortzieht. Die überall zerstreuten Wohnungen sammeln sich zu Ortschaften, zu Städtchen, die sich ununterbrochen folgen. Breit und herrlich unterhalten, läuft die Kunststraße in gleicher Richtung mit dem Arno an Häusern, Gartenhecken und Weinlauben fort, von immerwährendem Verkehr bedeckt.

Zu beiden Seiten dieser weiten Talebene schwollen bald die blauen Gebirge, wie verdichteter Äther, mit Schnee gesäumt, wie der Kamm der Meereswoge mit Schaum, oder die niedrigen Vorberge, näher herantretend, halten in braunen Tinten und stiller Plastik ihre Linien, Mauern und Bäume gegen den klaren, gleichgültig milden, mit feinstem Pinsel getuschten Himmel. Ach, ich weiß nicht, was schöner ist, diese blauen Lichtmassen eines kaum körperlichen, kaum wirklichen Berggebirges, denen der bald weiße, bald tausendfarbig angehauchte Schnee aufliegt wie der Abglanz einer anderswo ganz in ihre eigene Lichtidealität sich bergenden Welt, oder dieses italienische Bergbild, wo eine Höhe in

Pyramidenform, mit einer Stadt, einem Schloß oder Mauerwerk, von Zypressen begleitet, uns scheinbar seelenlos anschaut, scheinbar durch keine Lebensfarbe anlächelt, und dennoch in stiller Tiefe auf einem unendlichen Inhalt ruhet. An Pinien und Zypressen ist diese ganze Gegend reich, und nebst den Ölbäumen gehören und passen gerade diese Bäume zu der italienischen Landschaft. An manchen Stellen überblickt der Weg, wo er sich dem Rande der Berge nähert, den Arno und die ganze weite von Städten und Klöstern und Schlössern übersäete Talebene bis zum Fuße des jenseitigen Gebirges, und dieser Blick ist dann entzückend. Mein Nachbar im Wagen, ein Italiener, rief: „Bella, bella!“ ein Dutzend Mal hintereinander. Ach, wie schmeichelte dieser schöne Klang meinem wunden Herzen! Ich hätte ihn dafür küssen mögen.

Ach, Bella, dein Name ist dein Sein, und alles was schön ist im Himmel und auf Erden am Tage und in der Nacht, ich nenne es nach dir, sein Preis kommt von dir.

Was mich drückt, ist, daß ich diese südliche Natur wohl anschauen, aber nicht in Begriffe bringen, nicht formulieren kann. Ich suche vergebens nach einem Gedankenausdruck dafür. Es ist natürlich, daß die nordischen Reisenden die italienische Natur weit, weit unter ihrer Erwartung finden, und wer nach einem ersten Begegnen mit ihr schwärmt und entzückt ist, tut es aus Scham, Heuchelei oder Selbsttäuschung. Man glaubt in Italien eine romantische Landschaft zu finden, eine deutsche Natur in gesteigerter Schönheit, aber diese ist in Italien nur an wenig Punkten vorhanden, und wo

sie es ist, zum Beispiel im Mühltal in Amalfi oder in manchen Baumpartien des Albanergebirges, da wird sie von vielen Gegenden Deutschlands übertroffen. Italien hat kein romantisches, musikalisches Wehen und Wallen, Grünen, Rieseln und Flüstern, es hat keine hochwipfeligen, säuselnden Bäume, keine frischen Matten, goldenen Auen, hellblinkenden Zinnen und sprudelnden Wasser. Keine Sehnsucht und Schwärmerei, keine Leidenschaft jauchzt, rast oder schluchzt in der italienischen Landschaft. Hier heult kein Sturm, jagen keine Nebel, rasselt kein schauerlicher Herbst, tröpfelt kein Frühlingserwachen. Alles ist dürr, braun, ohne vegetatives Grün. Nikolai hat vollkommen recht, wenn er, im Widerspruch mit seinen törichten oder lügnerischen Vorgängern, Italien diese Naturschönheit abspricht. Aber nachdem er verneinend die alte Zeit geschlossen, ist es nun Zeit, in Italien eine neue, diesem Lande eigentümliche, erst nach und nach für denjenigen, der Biegsamkeit genug hat, in eine fremde Atmosphäre überzugehen, verständliche und faßbare Natur anzuerkennen. Italiens Natur ist plastisch, so sonderbar dies klingen mag. Darum erscheint sie ernst, still, vegetativen Farben, organischen Bewegungslinien abhold. Ihre Bäume sind unbeweglich und gleichen architektonischen Gebilden, die Zypresse dem Obelisk, die Pinie der Kuppel, der Ölbaum ist metallischen Ansehens. Ihre Städte sind wie Kristalle dem Felsen angeschossen, auf dem sie erbaut sind, und mit ihm von gleicher Farbe (dies auszuführen, bleibt späterer Zeit überlassen), keine Singvögel, die Bäume beschnitten.

Lucca, den 25. März.

Pisa ist eine helle, weite Stadt mit sackartigen Straßen, auf deren Steinplatten sich's herrlich geht und deren Stille wohltut. Der Arno fließt jetzt als ein blauer, schöner Strom, drei stolze Bogenbrücken verbinden die beiden Stadtteile, die er scheidet. Pisa ist einsam; geräuschlos schwebt man aneinander vorüber; freundlich und höflich und still sind die Einwohner. Mitten im Grünen, auf einem weiten Platz, den Gras bedeckt, stehen die vier Wunder der Stadt beisammen: der Dom, das Baptisterium, das Campo Santo und der schiefe Turm. Der Dom ist eine byzantinische Basilika mit vielen Säulen im Inneren und Äußeren, und ist im Inneren in fünf Schiffe geteilt; das Querschiff besteht selbst aus drei Schiffen. In der Tribuna prangt eine große Mosaik von Goddo Goddi: ein riesenhafter, als Kaiser dasitzender Christus, dessen Gewänder vergoldet sind, aus dessen starren Augen ein wildes Grauen geht. Ihm zur Seite kleinere Gestalten, Maria und ein Heiliger. Alles in der alten, starren Typik, deren unveränderliche Furchtbarkeit mir jetzt, seitdem ich so oft auf sie gestoßen, keinen Schreck mehr einflößt. Unter den Säulen, die sich übereinander erheben, ist manche kostbare, manche, die ursprünglich wohl Rom oder dem Orient angehört. Das Ganze machte auf mich nicht den Eindruck des Merkwürdigen, Uralten, es gehörte nicht einer unverständlichen Phantasiewelt an, wie die Markuskirche in Venedig, oder manche Basilika Roms, vielleicht weil eben der Aufenthalt in Rom mir diese Formen, diese Sinnbilder vertraut gemacht.

In der runden gewölbten Taufkapelle sah ich das

Pulpito von Niccolò Pisano mit hohem Interesse. Dieser Meister ist der Anfangspunkt der neuen Skulptur, und man sieht auch an diesem Basrelief, wie die Bildnerei dem neuen Europa eine unmögliche Kunst war und in dem modernen Himmelsstrich nicht gedeihen konnte. Die Köpfe hat Niccolò den Antiken nachgebildet, auf die er aufmerksam geworden sein muß, sie tragen ganz das antike Gepräge. So mußte die moderne Skulptur, weit entfernt, aus eigenem Grunde neu hervorzugehen, in ersten Versuchen an die alte anknüpfen, sie wurde ein bleiches Nachbild, und schon an ihrer Wiege konnte man ihr ein nur kümmerliches Leben vorhersagen. Was sie in den letzten Jahren zum Beispiel durch Thorwaldsen geleistet hat, mag bedeutend sein, aber diese neuesten Schöpfungen sind keine Frucht der christlichen Jahrhunderte, sondern des Menschen in seiner Freiheit, wo er durch Erkenntnis und Bildung keinem Zeitalter, keinem Land noch Volk mehr angehört. Der berühmte Widerhall in diesem Baptisterium ist wunderbar schön. An dem Gewölbe schwebt der gesungene Ton in vollen Orgelklängen fort, eine Musik der Himmel, und schlägst du die Terze, die Quinte an, während der Grundton noch fortklingt, so braust ein voller Akkord hernieder, mächtig und doch mild. Das Baptisterium ist eine große Glocke voll Harmonie, und es gibt das Gefühl seliger Ordnung und Liebe, mit der diese Welt um dich zusammen stimmt. Orgelklänge sag' ich, und doch paßt dieser Ausdruck nicht, denn über deinem Körper schwebt eine ganz gestaltlose Musik, die keinen Körper, keinen Ursprung, also auch keinen Namen hat. Schweben aber ist Harmonie, Gleichgewicht und Versöhnung der

zwei in jeder Brust und jedem endlichen Dasein entzweiten Kräfte, der Sehnsucht nach oben und der Schwere nach unten.

Überaus schön und merkwürdig ist der schiefe Turm, dessen Abweichung von der senkrechten Linie dreizehn Fuß beträgt. Stellt man sich so, daß sich die gerade Linie eines nebenstehenden Hauses zur Vergleichung bietet, so ist diese Neigung besonders auffallend. Schreckhaft ist sie, wenn man sich auf der hängenden Seite dem Fuße des Turmes nähert; dann scheint die Masse des Bauwerks im Begriff, auf dein Haupt zu stürzen, dich zu zerschmettern. Auch auf der entgegengesetzten Seite erregt der Anblick ängstliches Zittern; die Säulen dehnen sich, werden auseinandergerissen. Der Turm ist ganz von weißem Marmor erbaut, hat 140 Fuß Höhe und acht runde Säulenstockwerke. Inwendig ist er hohl, und man sieht wie in einen Brunnen hinab, wie in ein riesenhaftes Rohr, dem man das Mark genommen. Schwindel ergriff mich auf den offenen Plattformen, die sich noch dazu neigen, und wo der Sturm meinen Mantel faßte. Der Blick von der höchsten Höhe, wo ein eisernes Geländer mich schützte, ist weit und herrlich. Der Arno, durch ein gartenmäßig bebautes Gelände dem Meere zuziehend, das, ein schmaler blauer Streif, den Horizont säumt; die Insel Gorgona in bleichem Umriß in der Ferne, allen den Inseln und Vorgebirgen Italiens gleich, die so geistig am Himmelsrande schweben; das nahe Gebirge in tausend reizenden Erhebungen durcheinanderwogend, schärfer, in vielen Schluchten reicher aus Äther und Schatten gemengt, als ich es sonst gesehen; die Stadt mit vielen Türmen unter mir, in der

Nähe der gewaltige Körper des Domes, am Fuße des Gebirges die zehn Miglien entfernten warmen Bäder und das Kloster Certosa. Galilei stellte von diesem Turme seine Versuche über die Gesetze des Fallens an.

Es ist merkwürdig, zu sehen, wie sich die Baukunst half, als das Bedürfnis der Kirche auf einen Turm führte und dennoch nur noch die antiken Formen vorhanden waren, welche die Richtung nach der Höhe, die Sehnsucht nach oben nicht kennen. Sie setzte die Säule über die Säule, den runden Tempel über den runden Tempel, und brachte so durch numerische Häufung der alten, irdisch wagerechten Gebilde diese auf ein entgegengesetztes Prinzip, gegen das sie sich immerfort sträuben. Es war das System der Reform in der Baukunst, das mit den alten Mitteln eine neue Zeit befriedigen will. Die volle Befriedigung kam aber erst, als von Grund aus das neue Prinzip seiner eigenen Richtung folgte — im Spitzbogen.

Das Campo Santo, mit heiliger Erde aus Palästina gefüllt, ist ein längliches Viereck, das in der Mitte offen und rings von einem bedeckten Gang umgeben ist. Die gotischen Spitzbogen dieses Ganges baute Giovanni Pisano, die Wände desselben malten die ältesten Meister al fresco, die beiden Orcagna, Giotto, Benozzo Gozzoli, Spinello Spinelli u. s. w. Vieles davon ist fast gänzlich untergegangen, zum Beispiel was von Giottos Hand herrührt, andres, zum Beispiel das jüngste Gericht von Andrea Orcagna, noch herrlich erhalten. Michel Angelo hat dieses Bild bei seinem Weltgericht offenbar zu Rate gezogen. Und warum nicht? Eine solche Darstellung, die immer wiederkehrt, ist das Werk von Geschlechtern,

und das Hohe und Zweckmäßige, einmal errungen und anerkannt, wird der Ausgangspunkt, das Vermächtnis nachfolgender Künstler. So sind die Übersetzer von Dichterwerken fremder Sprachen befugt, die gelungenen Stellen und glücklich überwundenen Schwierigkeiten ihrer Vorgänger zu benützen und beizubehalten. In dem Bilde, das gewöhnlich il trionfo della morte heißt, sieht man spaßhafterweise aus dem geöffneten Munde olivengrüner Leichen kleine Knäblein hervorschlüpfen, deren rosige Jugend die im Tode erhaltene Seele bedeutet. Das Campo Santo enthält eine Menge alter und neuer Grabschriften, Sarkophage und pisanische Altertümer; unter den letzteren einen in eine Steintafel gehauenen Beschluß der Stadt Pisa, den Tod eines Enkels des Kaisers Augustus durch eine, ich weiß nicht wie lange, Trauer zu feiern.

Rührt das ch statt c der Toskaner nicht noch aus dem Altetruskischen, das als die Sprache eines aus Gebirgen gekommenen Volkes viel scharfe Kehllaute besitzen mußte?

Lucca, den 26. März.

Der Weg von Pisa nach dem zwölf Miglien entfernten Lucca führt überall durch einen fortlaufenden Garten. Weingirlanden längs der Straße, Bäume über den in lange Beete geteilten Acker, die Berge terrassenförmig abgestuft, weiße Wohnungen in Näh' und Ferne, und eine herrliche, ebene und weite Kunststraße.

Der Anblick dieser Gegend gibt ein Gefühl der Gesittung. Überall die ordnende Hand des Menschen. Hier ist kein Fleck, wo die Natur frei wäre, sie dient dem

Nutzen, den Zwecken eines Wesens, das höher ist als sie. Es ist schön, wenn sie in blinder Wut, in unbewußter Hervorbringung hier schauerlich rast und verzehrt, dort das Kleinste sinnreich bildet, aber es ist auch schön, wenn ein Bewußtsein, ein Zweck jeden ihrer Schritte lenkt. Hier sind die Bäume beschnitten, das Land in regelmäßige Linien geteilt, der Berg ist zu Stufen abgestochen, schnurgerade läuft die Straße. Man fühlt sich über seine eigenen blinden Leidenschaften erhoben. Einst wird die ganze Erde ein solches Kunstwerk des Menschen sein.

Lucca ist eine Hofstadt, darum rein, höflich, voll Form. Es dünkte mir mancher kleinen deutschen Residenz, z. B. Gotha, zu vergleichen. Die ehemaligen Wälder sind jetzt hohe Spaziergänge, wo man rundum das ganze Amphitheater der nahen Berge beschauen kann. Bei meinen Wanderungen durch die Stadt geriet ich auf einen länglich-runden Platz, dessen Häuser auf den Mauern eines alten Amphitheaters ruhen und zu dem noch an den früheren Punkten die vier Torwege führen. Ein seltsamer Anblick! Es fragt sich, inwiefern das Runde in der Städtebaukunst anzuwenden ist und welche Stelle es in einem System derselben einnehmen würde. Ein bauchiges Haus für sich ist abschreckend, aber wenn viele sich zu einem runden Ganzen vereinigten? Die kreisförmigen Plätze, die unsre Städte besitzen, sind vielmehr regelmäßige Polygone.

Die Kathedrale ist ein sehr altes Bauwerk, wo sich der gotische Spitzbogen erst als ein zweites Stockwerk auf den Rundbogen setzt. Beim Eintritt ergriffen mich die Schauer gewaltiger Höhe, ein Gefühl, das St. Peter in Rom, dessen Massen doch offenbar größer sind, nie

in mir erregen konnte. Das Riesenhafte, das die Peterskirche hat, wird mehr als prunkender Ruhm gesucht; das Gefühl des Erhabenen aber geflissentlich gemieden, man suchte die Höhe durch künstliche Mittel in ihrer Wirkung zu paralisieren. Mein Führer in der Kathedrale von Lucca war ein gebückter Mann mit seitwärts spähenden Augen, der dem Hofrat Tieck sprechend ähnlich sah. Er war, wie alle Italiener, ein orator gloriosus, der pomphaft seine Merkwürdigkeiten zu loben verstand. Endlich fand er doch den Punkt, wo auch ich in herzlicher Freude einstimmte: ein schöner Fra Bartolommeo, der dieses Meisters eigentümlichen Farbenglanz und reinliche Behandlung besaß, Christus mit zwei Aposteln von Giovanni da Bologna, ein vortrefflich erhaltener Ghirlandajo und ein wiewohl etwas zerstörter Giotto, ließen mich nicht bedauern, gekommen zu sein. Über einer äußeren Tür der Kirche sieht man noch ein Basrelief von Niccolo Pisano, das aber vielfach gelitten hat.

Die Galerie in dem herzoglichen Palaste ist klein, aber höchst bedeutend, und gewährte mir unendlichen Genuß. Der Herzog, ein Kunstliebhaber, hat sie meist in Rom zusammengebracht.

Pisa, den 28. März.

Gestern machte ich eine Fahrt nach Livorno, das einem Binnenlandbewohner merkwürdiger sein muß, als ich es fand. Schiffe und Warenballen, Kähne, Teergeruch und Matrosenroheit, ein wüstes Gewühl, Hammerschläge der Schiffszimmerleute, knarrende Seile, ächzende Frachtwagen, Kaufladen an Kaufladen, ein kaum menschlicher, rohlachender, in tierischen Genüssen sich wälzender Pöbel —

lauter ungewohnte Dinge in dem ſtillen, mäßigen, immer mildgeſitteten Italien. Livorno hat einige Ähnlichkeit mit Neapel, auch hier viel Geſindel, Taſchentuchdiebe, flüſternde Kuppler, Korallen und frutti di mare, ein Molo und das Meer. Ach, das Meer! Immer die Seele erweiternd, den Geiſt mit Schauern des Ewigen füllend und mit friſchem Hauch die matten Glieder ſtärkend! Man ſieht in blauer Ferne Elba und Korſika, die Inſeln Napoleons und der Mittelpunkt der romaniſchen Welt, wo ſich die drei großen Völker desſelben berühren und wo von dieſer gemeinſchaftlichen Grenze ihr größter Mann und die Verkörperung ihres mächtig zuſammengefaßten Weſens, Napoleon, hervorging. Das Mittelmeer gehört den Romanen, und darauf zu herrſchen iſt Frankreich berufen. Die Romanen aber ſind keine Völker der See; eingeſchloſſen und küſtenreich iſt das Mittelländiſche Meer, um das herum ſie wohnen. Den Germanen ward ein größerer Schauplatz, der Ozean. Frankreich aber, halb germaniſch, nimmt daran teil. Es hat hier den Hafen Marſeille, der ſeinen romaniſch-mittelländiſchen, dort Havre, der ſeinen germaniſch-ozeaniſchen Beruf bedeutet.

Eine gewiſſe Roheit iſt mit dem Seeweſen immer verbunden und die Engländer beſitzen ſie in hohem Grade.

Ich machte eine kleine Waſſerfahrt durch den Hafen, ohne bis zum Leuchtturm zu kommen, der drei Miglien entfernt iſt. Die Gebirge im Hintergrunde der Stadt, im Abendrot erglühend, feſſelten meine Blicke. An hohen Schiffsbäuchen, an den ungeheuren Rädern der Reinigungsmaſchinen und zwei franzöſiſchen Dampfbooten vorüber wand ſich unſer Nachen wieder dem Steindamm zu und

landete an dem Punkte, wo ein Kanal, einem großen Flusse gleich, in die Stadt tritt.

Der Weg von Livorno nach Pisa wird öde, je mehr man sich der letzteren Stadt nähert.

Wirtshaus im Golfe von Genua, den 1. April.

Hoch über dem Meere im Angesichte der fernen Hauptstadt, die ich noch heute abend erreichen soll, öffne ich euch, Blätter, die ihr mein Entzücken, meine Schmerzen aufzunehmen euch sträubt. Seit zwei Tagen ziehe ich auf einer Gebirgsstraße immer längs der Küste durch Naturschönheiten ohne Maß und Zahl, brachte aber nur ein volles Gesamtgefühl heim, das ich nun, um es bewußt zu machen, zerlegen muß und nicht kann. Wie hätte ich gedacht, im Begriff, aus Italien zu scheiden, und längst über den Himmelsstrich hinaus, nach dem meine Sehnsucht verlangte und jenseits dessen Grenzen die alte öde Verbannung lag, wie hätte ich gedacht, noch einmal, und fast noch mächtiger als sonst, jenes Köstlichsten teilhaftig zu werden. Und dennoch. Könnte ich von Genua nach Pisa diese Küste verfolgen, meine Seligkeit wäre ungeteilt gewesen; jetzt aber ist jeder Schritt vorwärts ein unersetzlicher Raub, und wie ein Geiziger klammere ich mich an jeden Heller, und machte mich dessen Verlust auch nicht ärmer, denn wie kann ich genug Süden haben!

Den Golf von Spezia und den größeren von Sestri di Levante oder Rapallo kann ich nur mit zwei Namen benennen: Neapel und Salerno. Und wahrhaftig, ich bin in diesen Tagen wieder an jener kampanischen Küste gewesen, in Amalfi und am Posilipp, bin dieselben

Felsensteige emporgestiegen, bin derselben Uferzeichnung mit irrendem Blick gefolgt und habe jenes südliche Meer gesehen, das die erhabenen Schauer der Unermeßlichkeit mit dem feuchten wollüstigen Tränenglanze eines liebenden Auges verbindet. Hier kehrte jene Bildung der Vorgebirge wieder, die an Ischia vielleicht am schönsten und deutlichsten ausgeprägt ist, ein langgestrecktes rechtwinkliges Dreieck und an dessen Spitze ein kleineres damit zusammenhängend. Der gewaltige Felsenrücken von Sorrent, die kleinen Vorsprünge bei Amalfi und auf dem Wege von da nach Salerno, der Posilipp mit Nisida, Ischia, die Halbinsel von Miseno, sie alle tragen jenes italienische Küstengepräge wie die unzähligen Bergzungen, die von den Apenninen in den Golf von Genua auslaufen und die reizendsten Buchten, die tiefsten und stillsten Häfen bilden. In jedem dieser Einschnitte, hier wie dort, ein Städtchen, von Fischern bewohnt, von den reichsten Pflanzungen umgeben, die Fahrstraße eben, mühsam und beschwerlich, alle jene Felsengänge erklimmend und darum voll der köstlichsten Aussichten, die bei jeder der unzähligen Wendungen wechseln. Ganz wie bei Amalfi ist das Meer auf jenen Höhen nicht mehr hörbar oder wie ein regelmäßiges Atmen rauscht in abgemessenen Zeiträumen die ferne Brandung, weißes Silber säumt das faltenschlagende Gewand der See, die, wo ein Schatten darauf fällt, grün und undurchsichtig, zu einem Smaragde erstarrt. Der Pflanzenwuchs ist süditalisch, ja weicher als in den meisten dortigen Gegenden. Der Feigenkaktus folgt fortwährend den Wegen, bildet stachlichte Hecken, erreicht an einzelnen Stellen eine Höhe und Blätterdicke, wie ich noch nirgends gesehen. Aufs

lieblichste blühen mit zartem Rot die Pfirsichbäume: Pinien und Felsentannen sammeln sich zu duftenden Hainen, zu feierlichen Hallen, hinter denen von oben aus der Höhe das Meer an seine Ufer stoßen zu hören, ein schauerliches Naturgefühl, das erhabene Gefühl der Gegenwart Gottes gibt, dessen Atem dich streift, der zugleich totenstille ist und allgewaltig braust; die Stecheiche, jener Baum mit der graziösesten Gestalt und dem dunkelsten Laube, hohe, zerstreute Zypressen heben sich schlank und frisch aus den nebelhaften, grau wogenden, niedrig über die weite Erde streichenden Ölwaldungen. Die Agrume gedeiht hier häufiger und unabhängiger von der Sorgfalt der Menschen als in Rom. Hart am Ufer der Bucht von Spezia ist ein öffentlicher Garten, der ganz aus Orangenbäumen besteht, die völlig im Freien ausdauern; ihr Wuchs war hoch, und das herrliche Laub, der goldene Fruchtreichtum entzückte mein Auge, das bald zu ihnen, bald zu den Bergzügen und dem blauen Spiegel des köstlichen Golfes wie trunken hin und her schwankte. Einzelne Gruppen von Pomeranzen, Zitronenhecken sind häufig über die Gegend gestreut, sie blicken nicht bloß aus den Gärten der Villen, sondern lehnen sich an manches Bauernhaus, dessen grauschieferne Treppe beschattend. Noch sind die Feigen und der Wein ohne Grün, aber auch an ihnen sind diese terrassierten Berge reich. Und mitten in diese reiche Fruchtbarkeit, die die Gebirgssenkungen bedeckt und die Täler erfüllt, einzelne Wohnungen wie glänzende Punkte zerstreut, eine sich über der andern erhebend und zu den meisten schwierige, nur für Esel und Maultier gangbare Pfade führend. Jene Felsenpfade aber sind es, jenes graue

Geröll und die spitzen Kanten durchhauenen, zertrümmerten, in der Sonne sich erhitzenden Gesteins, die mich an die Felsenabhänge Amalfis und die daran hängende saftlose, aber gewürzreiche, tiefsüdliche Vegetation erinnern.

Je näher man Genua kommt, umso zahlreicher werden die Ortschaften. Der in ewigem bergauf und bergab fortsteigende Weg führt oft hoch über den Kirchturm eines Städtchens fort, welches er soeben durchschnitten, läßt dann ein andres auf weiter Höhe zur Seite liegen, um sich einem dritten zu nähern, das die Wellen der See bespülen. In mühsamen Windungen und unter ewigem Wechsel der Richtung muß er einen Bergrücken nach dem andern überwinden, allen Meereseinschnitten tief ins Land folgen, um eine Brücke zu finden, und so hat man stundenlang denselben Golf im Angesicht, dessen äußerstem Felsenzuge man sich langsam nähert. Wer beschreibt aber jene Aussichten, jene wechselnden Bilder der Landschaft? Wer kann auch nur eines festhalten, oder es auszeichnen, oder den Fluß schöner Anschauungen anhalten, der, in fortrückender Fahrt flüchtig verwandelt, sich immer neu ersetzt? Die Mittel sind immer dieselben, aber in tausendfacher Anwendung spielend zu unzähligen Wirkungen benutzt.

Außerordentlich ist der Reichtum dieses ganzen Küstenlandes an Öl. Hinter Pietra Santa ziehen sich zu beiden Seiten des Weges die herrlichsten üppigsten Ölpflanzungen fort. Man verachte diesen Baum (und dies ist in den ersten Monaten der Bekanntschaft mit ihm leicht), aber er hat unendliche landschaftliche Schönheit. Zwar nicht jene, die man, von Norden kommend, einzig liebt, einzig erwartet. Er ist nicht luftig, nicht schlank,

nicht voll schwellender vegetativer Laubmassen, ohne Grün. Der Ölbaum ist ein Fruchtbaum, ein Kulturgewächs, und schon in dieser Eigenschaft nicht schön im gewöhnlichen Sinne. Fruchtbäume verwenden alle Lebenskraft zur Erzeugung der Frucht, und gerade diejenigen, welche die köstlichste und feinste Frucht tragen, sind an Laub und Wuchs unscheinbar, oft durch die Hand des Menschen entstellt, ohne Freiheit, der Naturform zu folgen. Der Ölbaum macht den Eindruck des Verkrüppelten, sein Stamm ist im Zickzack gekrümmt, oft mit gelbem Moose bedeckt. Und trotz alledem weht durch Ölhaine ein Gefühl edler Gesittung, so rein, so geordnet, so menschlich und am menschlichen Bewußtsein teilnehmend ist diese von leichtem, grauem Nebellaube bedeckte Pflanzung. Des Ölbaums Laub hat keine Farbe, so auch keine Gestalt; es besteht aus Blättchen, die nicht zählen, die nichts zusammensetzen; hier hängt es an einem krummen, altersdürren Zweige als zufälliger Dunst, bald licht und dann kaum mehr wahrnehmbar, bald üppiger und dann immer noch leicht, dort ist über dem holzigen Stock und dem zusammengezogenen Stamm- und Astgeflechte das Laub wie ein grauer Schleier niedergelassen. Der Acker, den die Bäume bedecken, trägt außerdem noch eine Feldfrucht; wenn diese, wie jetzt im Frühling, einen grünen Teppich bildet, dann lobt der hyperboreische Fremdling den Anblick; viel schöner und angemessener aber, wenn diese Saat im Sommer reif, gelb, verbrannt ist, wenn die braune Erde sich unter dem lichten Walde fortzieht. Dann stimmt alles, dann ist reiner Süden.

Massa, die Hauptstadt des modenesischen Herzogtums

Massa-Carrara, ist herrlich gelegen. Es ersteigt terrassenartig mit flachen Dächern und Orangengärten einen Bergabhang, während ein altes Bauwerk zur Seite die Höhe krönt. Reicher Anbau, Öl und Wein und Seide bedeckt die Ebene. Hier ist noch italienische Architektur auf den Bergen, horizontale Linien, farblose, dem Felsen gleiche, in stiller Gleichgültigkeit von ihrem eigenen Dasein getragene Architektur. Nach Genua zu geht dieser Charakter verloren, dort ist man, wie gesagt, noch ganz in italienischer Natur, nur eins fehlt, die südliche Baukunst, die Häuser, die Städte werden nackt, frisch, reinlich und neu, alte Wände sind farbig angestrichen oder mit weißem, blendendem glatten Kalk beworfen. Die Türme, schlank und hoch, erhalten die Richtung nach der Höhe, während in dem klassischen Rom eigentlich gar keine Türme, in Toskana festgegründete, breitviereckige gefunden werden. Die Dächer der Kirchen und Häuser werden pyramidalisch, sie laufen mit vier Flächen in einer Spitze zusammen. Verloren, verloren ist hier schon jene süditalienische Poesie des Sorglosen und Verwahrlosten. Jene selige Liederlichkeit, deren Gefühl Murillos Bilder durchzieht. Hier sieht man kein verfallenes Casale aus Roms Campagna mehr, das in seiner Einsamkeit, höchstens von einer Zypresse begleitet, mit seinen einfachen Linien und unbeworfenem weißgrauen Mauerwerk, mit seinen unregelmäßigen schwarzen Fensteröffnungen so leichtsinnig und in sich befriedigt den Himmel anschaut, wie der Knabe, der vor seiner Schwelle auf dem Rücken ausgestreckt liegt. Diese farbigen Fensterläden und Hauswände stoßen mich ab. Eine reine Architektur verträgt sie ebensowenig, als die Skulptur ihre Stein-

bilder bemalen darf. Um Genua ist es der Einfluß der Schiffahrt, der Holzbaukunst, denn diese bedarf des Überzuges einer schützenden Farbe. Auch die Menschen werden ordentlicher, fleißiger und reinlicher: sie blicken dich nicht mehr so schauerlich schwarz, so wildfremd an wie jene Kinder des Südens, sie sind auch nicht mehr so faul, so lumpenhaft, sondern schon unter dem Joch der Arbeit und eines in Zahl und Regel berechneten Lebens.

Sarzana, wo ich von Pisa aus die erste Nacht zubrachte, liegt in der Nähe des alten Luna und ist nur durch einen Bergrücken von dem Golfe von Spezia geschieden. Wie überrascht war ich, als ich von der Höhe diesen Golf erblickte. Langsam näherte sich der Wagen dem tiefen Ufer und ließ mich, während er selbst ins Städtchen einbog, am Meeresstrande zurück. „Neapel, Neapel!" rief ich. Links hinter niedrigen Vorbergen ferne Schneegebirge, rechts in der Felsenzunge viele kleinere Vorsprünge und tiefe Buchten, in denen sich die größten Schiffe verbergen könnten. An jener Spitze liegt Lerici oder portus Veneris: dort, erzählte mir ein Schiffer, wohnte eine dea, la più bella donna del mondo, von deren Schönheit ergriffen, die Einwohner ihr einen Tempel errichteten. Die Mädchen von Spezia tragen ein seltsames filterartiges Strohhütchen mit roten Schleifen geschmückt, wie Gärtnerinnen; die Sitte, gefüllte Gefäße auf dem Kopfe heimzutragen, gab dazu Veranlassung. Also idealisiertes Bedürfnis, die Notdurft durch Kunsttätigkeit zu freiem Schmuck erhoben. Im Golfe ist mitten im salzigen Meer eine mit großer Gewalt aufsprudelnde süße Quelle, an der sich schon manches Schiff mit Wasser versorgt hat. So gibt es auch Menschen,

die einsam und mit eigener göttlicher Lebenskraft mitten unter Zeit- und Volksgenossen entgegengesetzter Geistesart sich von sich selbst nähren, wie Lord Byron unter den Engländern. Napoleon hatte mit Spezia große Dinge vor, die durch seinen Sturz vereitelt wurden, und gewiß ist der Hafen herrlich, die Lage selten. Er machte den Versuch, mit Vermeidung der beschwerlichen Felsenhöhen eine Straße am tiefen Meeresrande fortzuführen, aber die Schwierigkeiten waren unermeßlich. Auch Genua hatte viel Großes von der Fortdauer seiner Herrschaft zu erwarten, Werke waren im Beginn, Pläne zu noch gewaltigeren gefaßt. Die jetzige Regierung verschmähte die Erbschaft seiner Gedanken, die für sie zu groß waren. Sie sieht überhaupt mit mißtrauischem, wenig günstigem Blicke auf die ihr zugefallene Republik und deren Küstengebiet; sie hält eine ungeheure Besatzung in der Handelsstadt, die von kriegerischem Lärm ertönt und deren Festungswerke zum Teil gegen die Stadt gerichtet sind; sie läßt die Verbindungsstraße mit Frankreich über Nizza in schlechtem Zustand, um den Verkehr über Turin und die hohen Alpen zu leiten, wo er einen großen Teil des Jahres bedeutend erschwert ist und dann also, wie man sich einbildet, dem Lande Piemont durch Aufenthalt der Waren und Reisenden umso größeren Gewinn bringt. Gerade so macht es der Herzog von Modena. Er will die Reisenden vermögen, in der Richtung von Massa nach Sarzana den Umweg über Carrara zu machen und dadurch längere Zeit im Ländchen zu verweilen; darum baut er dort eine Kunststraße und läßt hier die gerade Straße durch Vernachlässigung und die niedergefallenen Steinblöcke in einem Zustand, daß mein

Wagen bei jedem Schritt zu zerschellen drohte. Wer tut also der Natur Gewalt an, der Liberalismus oder der Absolutismus? Welche beider Parteien ist die mechanische? Welche hat mehr Achtung vor dem organischen Gebilde der Geschichte, vor Naturbedingungen, und welche greift mit frevelhafter Willkür in den Gang der Dinge ein? Wahrhaftig diejenige, die ja auch keine Scheu hatte, Länder und Völker zu zerstückeln und zusammenzusetzen je nach zufälligen Absichten oder persönlichem Anliegen.

Von Spezia nach Sestri reiste ich mit einem Schiffskapitän, der das Mittelmeer kannte, wie ich meine Tasche. Er war mit Ölladungen in allen italienischen und griechischen Häfen gewesen, und wenn er mir die Natur der griechischen Inseln beschrieb, wie erwachte meine Sehnsucht! Braun, verbrannt, felsig, ohne Bäume, hier in den klaren Himmel, dort in das klare Meer getaucht — ich kann mir alles denken! Noch ein Schritt über die italienische Natur hinaus, über welche mich schon hier Aloe und Palme fortweisen. Unmittelbar hinter Spezia ersteigt der Berg die Höhen und oben öffnen sich dann durch das leichtzitternde Olivenlaub die köstlichsten Rückblicke auf das Tal, den Golf, die Gebirge, auf Stadt und Schloß und die Schiffe, die wie Punkte auf die äußerste Meereslinie des Horizontes gesetzt sind. Dann folgt ein waldiges Hochland, dessen Gebirge man schön finden kann, die aber nicht mehr italienisch sind, die erinnerten mich an Thüringen. In Borghetto speiste ich mit dem englischen Gesandten zu Neapel, der soeben im Zorn diese Stadt verlassen hatte, nachdem er eine derbe Note übergeben. Ich ahnte damals noch nicht, daß die Dinge schon so weit gediehen.

Hinter Borghetto hatten wir die endlose Höhe zu ersteigen, jenseits welcher Sestri di Levante und der weite Golf von Rapallo liegen. Von dem höchsten Punkte bis zu dem am Fuße dieses Felsenrückens liegenden Sestri beträgt die Entfernung zehn Miglien: daraus schließe man auf die Wolkenhöhe, zu der die Kunststraße sich hier erhebt. Ich eilte zu Fuß dem Wagen voraus, rings von Schneebergen umgeben, die in der scheidenden Sonne erglühten. Lange begleiteten mich die Pflanzungen, der Ölbaum, der Wein, dann die nordischen Fruchtbäume, bis ich auch diese in der Tiefe ließ. Der Schnee rückte mir näher, er lag endlich zur Seite am feuchten Wege, und zum ersten Male nach einem vollen Jahre berührte ihn wieder mein Fuß. Droben ward es kalt und schauerlich, meine Hände erstarrten, die Dämmerung ward dichter und die Totenstille der Gebirgshöhe gab mir das Gefühl schreckhafter Einsamkeit, Verlassenheit und Wildnis. Ich war wie über die Natur, über die Lebensbedingungen atmender Wesen, über die Grenzen der Welt hinausgeworfen. Starrende Felsmassen sahen mich wie greuliche Ungeheuer mit versteinerndem Blicke an und ich fuhr zusammen, wenn von droben ein Steingeröll plötzlich niederrieselte. Nur die Straße, ihre gemauerten Bogen und steinernen Brüstungen trösteten mich, denn ich sah menschliche Hand, die Wirkungen und die Gegenwart von Wesen wie ich. Nachdem ich durch eine Felsenpforte gezogen, lag plötzlich weit und breit das Meer vor mir, ein ungewisser, tiefer Spiegel, und eine Glocke klang aus weiter Ferne zu mir hinauf. Hier auf dem höchsten Punkte fand ich ein Haus, sah Licht darin und trat in die Stube. Um die Flamme des Kamins saßen

zwei liebliche Kinder und der Vater war beschäftigt, eine Suppe zu kochen. Ich wünschte ihm guten Appetit dazu. „Ach," sagte er, „es ist nicht für mich, sondern für meine Frau. La mia moglie è partorita." Also hier oben, wo keine Pflanze mehr den nackten Fels bedeckt, werden noch Menschen geboren. Partorita, welch ein schönes Wort, das mir sonst nur aus lateinischen Dichtern erklungen! So brauchen die gemeinsten Leute in Italien die edelsten Worte unsrer wissenschaftlichen Sprache. „Sia di buon augurio!" sagte mir einst ein Bauer, „non si conosce l'autore!" ein Bettelknabe von der Straße. „E limitrofo!" hörte ich von einem Facchino. In Sestri brachten wir die nächste Nacht zu. Von hier an ward ein Priester mein Begleiter — wären sie alle so, nämlich so dumm und unwissend, dann wäre keine Gefahr von ihnen zu besorgen. Den herrlichen Meerbusen von Sestri zu umgehen, brachten wir den ganzen heutigen Tag zu. Von ihm besonders gilt alles Schöne, das man an dieser Küste reich genießt. Bei Sestri erhebt sich ein kleines Vorgebirge, das sich an die größeren Erhebungen schließt wie Nisida an den Posilipp; entfernt man sich weiter, dann liegt das Städtchen im tiefen Einschnitt zwischen zwei Felsenklumpen, die der mächtigen Felsenzunge zu Füßen liegen. Nachdem wir, diesen prachtvollen Golf endlich verlassend, abermals mühsam ein Joch erstiegen und nun das Jenseits unserm Blick sich öffnete, siehe, da liegt Genua im Innersten eines weiten ausgezackten Meerbusens vor mir. Aber auf dieser Höhe machen wir Halt, es rasten die Pferde, und immerdar Genua im Angesichte schreibe ich dieses.

Den 2. April.

Die Orangengärten, die Villen, die Ortschaften drängen sich, schließen sich in ununterbrochener Kette und streuen sich in der glänzendsten Saat über Tal und Gebirge, je mehr man sich Genua nähert. Welch ein üppiger Reichtum an den goldenen Früchten, dem tiefdunklen, substantiellen Laube der herrlichen Agrumen! Ja, der Himmel ist mild, mild trotz der schon nördlichen Breite. Die Gebirge schützen diese Küste, zu der nur der Hauch des Südwindes über das Meer gelangt. Von Genua habe ich noch keine Anschauung. Es regnet, der Himmel ist trüb. Wasserströme rauschen durch die engen, abschüssigen Bergstraßen. Es ist jetzt nicht möglich, einen hohen Punkt zur Aussicht zu ersteigen. Ich habe nur flüchtig die Paläste der Strada Nuova, Nuovissima, Balbi gemustert, alsbald wieder vom Regen in das Kaffeehaus gescheucht. Ungeheure Häuser mit ich weiß nicht wie viel Stockwerken; ich selbst wohne im sechsten. Die Ringmauer läuft in weiter Erstreckung über alle benachbarten Höhen, über die unregelmäßig Paläste und einzelne stolze Häuser, eines über dem andern, zerstreut liegen. Gestern abend wohnte ich gegen Ave Maria einer Fastenpredigt bei. Im Dunkel der mächtigen Halle, im hallenden Bauche der Kirche, bei schon herabgesunkenem Tage den Prediger donnern zu hören, ohne ihn mehr zu sehen, während die weißen Schleier und ungewissen Gruppen kaum erkennbarer Zuhörer sich in die Nacht verlieren, hat etwas Magisches und Ergreifendes. Der Priester selbst schien wenig inspiriert. Er erzählte Geschichten als Beispiele seiner Lehren, die sehr unbedeutend waren, die er aber mit dem den Italienern eigentümlichen rednerischen Pathos vortrug.

Genua, den 4. April.

Ich bin unglücklich in Genua. Der Himmel und die Menschen verbieten mir alles. Der Palast Durazzo kann erst nach vier Tagen im Inneren besehen werden, der des Andrea Doria war mir ganz geschlossen. Das Männerwort „Warum?", um mit Anastasius Grün zu sprechen, ging wiederholt über meine zornbebenden Lippen, aber die Kustoden wußten nur von Verbot. Und die Gemäldesammlungen der übrigen Palazzos aufzusuchen, kann mir niemand zumuten. Ich komme ja aus Rom und Florenz und Venedig, und es ist mir wenig daran gelegen, Guercinos und Guido Renis oder gar Cambiasos zu sehen oder zu den 3000 Tizians, die ich schon kenne, noch einige schlechte hinzuzufügen.

Den ersten Tag nach meiner Ankunft war trübes, regnerisches Wetter, am zweiten folgte auf einen herrlichen Vormittag ein unfreundlicher Abend, und heute gießt es aus schweren Wolken. So bin ich um die Gondelfahrt im Golfe gekommen, die ich auf heute verschoben hatte. Indes kann der Anblick von der See aus kaum schöner oder viel anders sein als von dem Molo in der Nähe des Leuchtturms. Genua türmt sich vielleicht stolzer als Neapel, aber die herrlichen Naturumgebungen Neapels fehlen. Die Stadt selbst ist auf einen Punkt zusammengedrängt, während die umliegenden Höhen terrassenartig mit zerstreuten Landhäusern und Palästen geschmückt sind. Jede dieser Höhen trägt auf ihrem herrschenden Punkte ein Festungswerk, das, mauerfarbig und einer entblößten Felsenkuppe gleich, noch ganz italienisches Ansehen hat. Eine zweite, weite Ringmauer, denn die erste geht nur um die eigentliche

Stadt, umfaßt in einem Umfang von 18 Miglien alle Berge mit allen Gärten, Gartenhäusern und Befestigungen. Ein schöner Name, den die eine dieser Festen führt — „der Diamant". Ob wirklich unzerbrechlich wie dieser? Ich erklomm bei starker Sonnenhitze die Höhen bis zu jener Ringmauer, kein kleines Werk, von andern nur mit Hilfe der Morgenfrische und kleiner Bergpferde ausgeführt. Aber die Aussicht von oben ist wunderschön und umfassend. Und was erregte mein Entzücken am meisten? Das Felsenvorgebirge im Osten der Stadt. Es ist nackt, schroff und stürzt mit jähen Blöcken in die blaue See, aber der Duft, der es umweht, die Schärfe seiner Linien und seine Felsenfarben sind so südlich. Mir traten die sizilischen Cyklopenfelsen vor die Seele, die ich jedoch nur aus Bildern kenne. Ein andrer schöner Aussichtspunkt, den ich auch noch bei heiterem Wetter zu gewinnen so glücklich war, ist die Acqua Sola. So nennt man einen hoch angelegten Spaziergang zwischen Bäumen und Blumen, zu dem von allen Seiten stattliche Treppen hinaufführen. Hier hat man auf der einen Seite die Landansicht auf die Höhen und Täler und deren Gärten und Schlösser, auf einem erhöhten Punkte aber den Blick auf den westlichen Bergzug des Hafens, der mit dem Leuchtturm und dem neuen Damm abschließt und mich lebhaft an den Posilipp erinnerte. Ein einziger Standpunkt! Hohe verwitterte Mauern einer noch höheren Terrasse, die ihr immergrünes schwärzliches Laub zum Teil auf jene herabsendet, umgeben ihn von der Rückseite und blicken mich mit dem gewohnten, mir tief eingeprägten, stillen, in sich befriedigten, unbeweglich ernsten

Bilde an, das mir in Italien so oft entgegentrat; sie blicken mich gleichgültig an und fesseln mich durch unergründliche Tiefe. Wende ich mich um, so liegt der Hafen, das Meer und der Posilipp vor mir. Auch der Felsenblock, auf dem der Leuchtturm fußt, bildet mit diesem ein echt italienisches Ganzes. Von hier bis zum Palast Doria und dem Innersten des kleinen Golfes läuft eine glänzende Häuserreihe längs dem Strande, die sich zum Teil amphitheatralisch übereinander erhebt. Die Stadt selbst aber mit ihren weißlichen Schieferdächern sieht man erst, wenn man den schönen Baumgang längs jener gegenüberstehenden Küste verfolgt. Dort stand ich über die Brüstung gelehnt und horchte den grünen Wellen, die an Steinblöcke oder an die Ufermauern schlugen, sah den Mastenwald, die dicht an- und übereinandergedrängte Häusermasse, die Höhen zur Linken, die Fischerboote in der Ferne, die jene Tafeldelikatessen fangen, an denen ich mich schon seit vier Tagen labe, und ward bei diesem Naturgenuß vom Himmel, der einer enthusiastischen Entzündung vorbeugen wollte, immerdar sanft mit Wasser besprengt. Der Hafen Genuas ist verhältnismäßig klein und, obgleich auf jeder Seite mit einem langen Damm geschützt, doch nicht gefahrlos. Auch die Einfahrt zwischen beiden Molos erfordert Vorsicht. Der Freihafen beschränkt sich auf einen kleinen geschlossenen Bezirk, wo die Waren vorläufig niedergelegt werden dürfen.

Man sieht in Genua fast keine Wagen, da eigentlich nur eine Straße und deren Fortsetzung breit und eben genug ist, um befahren zu werden. Was in Venedig die Gondeln sind, sind hier die Sänften. Sich so von

Menschen forttragen zu lassen, hat für mein Gefühl etwas Unwürdiges, obgleich Schwache und Genesende kaum anders die steilen, engen, von ungeheuren Hausmassen verfinsterten Straßen überwinden können. Die Strada Balbi, Nuova und Nuovissima machen dagegen einen herrlichen Eindruck. Mit schönen Platten gepflastert, selten von Rädern durchrasselt, nur von Palästen umgeben, haben sie etwas Reinliches, Zierliches, Saalmäßiges. Ihre Windungen geben ihnen eine gewisse Grazie, ihre Enge schadet den Palästen, für die man keinen Standpunkt gewinnt, macht sie selbst aber lieb und behaglich. Genuas Paläste sind weltberühmt — aber was sind sie gegen den Pitti, den unvergleichlichen! Stolz sind auch hier die Massen, aber so von Fenstern, Balustraden, Säulen und Zierat durchbrochen, daß nichts groß sich sammelt oder mächtig überwältigt. An den Vorderseiten ist keine Fläche, und sei es auch die kleinste, frei geblieben; eingehauene Linien teilen das Ganze in quaderartige Abteilungen. Ja viele dieser Paläste sind von außen bunt bemalt, mit halberloschenen Figuren al fresco bedeckt, wodurch sie einer verschossenen Tapete ähnlich werden. Der sogenannte Palazzo Rosso besteht abwechselnd aus roten und weißen Feldern, was mehr sonderbar als schön ist. Überhaupt ist in ganz Genua der Geschmack an farbig bestrichenen Häusern vorherrschend. Vor allen andern ist der Palast Marcello Durazzo ausgezeichnet; er ergreift wirklich durch Größe und rein architektonische Linien; nur muß das Auge, um den Eindruck des Mächtigen zu gewinnen, über die vielen Fenster und den gedrängten Schmuck hinweggleiten. Einfacher und auch geschichtlich anziehend ist

der Palast des Andreas Doria am Hafen, obgleich er kein symmetrisches Ganzes bildet und von keinem Standpunkt als solches zu übersehen ist. Eigentümlich ist an ihm die Länge des Hauptteils und dessen geringe Höhe, wodurch er eine Kaserne scheinen kann.

Nizza, den 7. April.

Vor einigen Jahren hätte mich der Gedanke, in Nizza zu sein, fast über dies Leben hinausgeführt, und heute, da ich wirklich erreicht, was wie die lichteste Frühlingsherrlichkeit das Eis aller Sorgen, Leiden und Schwächen von der darin erstarrten Seele schmelzen sollte, bin ich mißmutig, von bösem Wetter verfolgt, durch schlimme Paßangelegenheiten und Ungewißheit des weiteren Fortkommens in die übelste Stimmung versetzt. Aber die schöne Küstenfahrt von Genua nach Nizza erfordert ein Wort des Gedächtnisses.

Bei Sturm, Regen und wütendem Brausen der grau bewegten See verließ ich das stolze Genua. Die Ortschaften drängen sich so, daß man fast durch eine fortlaufende Küstenstadt fährt. Überall herrscht hier noch Genua vor mit seiner Lebensart und Bauart; auch hier sind alle Häuser farbig bestrichen, die Fenster oft mit dem genuesischen Eisengußgitter verteidigt. Derselbe Geschmack am Bunten verrät sich auch in der Tracht der Frauen; statt des Schleiers bedeckt ein buntblumiges Tuch den Kopf, Rücken und Brust, die Strümpfe sind blau, Schürze und Rock von verschiedener, immer heller Farbe. Die Männer aber tragen die rote phrygische Fischermütze, der Lazzaronis zu Neapel trotziges und dichterisches Abzeichen. In Cogoleto, welcher Flecken

nach den neuesten Entdeckungen im genuesischen Archiv des großen Colombo Geburtsort ist, hielt ich ein Frühstück; um im kleinen durch den Genuß einer Frucht der Entdeckung Amerikas des Entdeckers Andenken zu feiern, erkundigte ich mich nach einem Kaffeehaus und erfuhr, daß es in dem Städtlein keines gebe — in Italien ein unerhörter Fall, denn bestände ein italienisches Dorf auch nur aus zwei Häusern, in dem einen wird ein Café, in dem andern ein Schnupftabaksladen sein. Doch kann man von italienischen Dörfern kaum reden, denn es gibt dort nur Städte. Es ist unglaublich, was für Steinmassen in diesem Mauerlande aufgeführt sind; der engste, schmutzigste, mit Lumpen gefüllte Flecken enthält steinerne Bauernhäuser, die sich mit dicken Wänden und vielen Räumen übereinandertürmen. Rechnet man die unzähligen Städte und Stadtmauern, die Kirchen, die steinerne Umfriedigung aller Felder, die Brüstungen der Wege, die ausgemauerten Terrassen zusammen, so erstaunt man über die unermeßliche Masse des Mauerwerks. Oft sind diese Bauten völlig unnütz, ganz und gar unbenutzt und schnell wieder verlassen; noch öfter verfallen sie, schwärzen sie sich, liegen sie in Trümmern, immer aber geben sie der italienischen Landschaft, die ohne sie gar nicht zu denken ist, den köstlichsten architektonischen Schmuck und die letzte Vollendung. Gewiß ist Italien bei seinem Reichtum an steinernem Baustoff das Land der Baukunst; gewiß aber auch besaß das Geschlecht, das dieses Land bewohnte, von jeher einen ursprünglichen Bildungstrieb, der auf das Bauen ging. Hier aber verliert sich mit der Sprache auch dieser Sinn, denn die bunten Städtchen, so

gewaltig immer auch die Massen sind, machen den Eindruck zierlicher holländischer Holzwohnungen. Savona, die bedeutendste Hafenstadt dieser Gegend, ist ebenfalls ein kleines Genua mit ungeheuer hohen Häusern und finsteren Gassen und schönen Platten auf der Hauptstraße. Die Kirchen, die ich im Regen aufsuchte, boten mir nichts Merkwürdiges, was ich nicht schon sonst in Italien gesehen. Die eine steckte eben ganz voll Kinder beiderlei Geschlechts, die von mehreren schwarzen Pfaffen den Religionsunterricht zu erhalten schienen. Man treibt in ganz Italien die Kinder scharenweise in die Kirchen, wo sie unter der Zucht der Priester die Messe ansehen sollen ꝛc.; oft aber spielt die muntere Unbefangenheit des jugendlichen Alters der Heiligkeit, die der Ort haben soll, verwünschte Streiche, so daß ich zu meiner Freude den ehrwürdigen Jesuitenpater oft in Verzweiflung gesehen habe. — Das Capo di Noli, das wir gegen Abend bei schon einbrechender Nacht erreichten, ist ein nackt starrender, jäher lebendiger Fels von ungeheurer Höhe, der tosend in das Meer stürzte, und an dem sich der feuchte Sturm knisternd die Flügel brach. Die Straße, die sonst dies Felsenjoch erklimmen mußte, ist jetzt mittendurch gesprengt, so daß man im Fluge auf ebenem Boden bald durch eine dunkle Felsenwölbung, bald durch gestaltloses, unbewegliches Urgestein fortgeführt wird. Wehe den Schiffen, die ein stürmendes Meer auf das schreckliche Vorgebirge stürzt! Der nackte Fels, der ohne Schichtung, die auf ein Werden deutete, ohne Lebenspulse, bloße Materie, bloße Dichtigkeit, das Urgebilde der anfänglichen Natur ist, erdrückt die Vorstellung, versteinert die Anschauung, die an ihm nichts

zu zerlegen findet. Das Wort „Ur" drückt diese Empfindung auch dem Klange nach aus. Das U bedeutet das Grauen, das R das unauflöslich und undurchdringlich Starre. Auch das Capo di Noli ist als sturmsendend gefürchtet, wie viele andre Vorgebirge in Italien. Immer knüpft sich in Italien an irgend einen Berg, an eine jedesmalige Himmelsrichtung oder Tageszeit eine Witterung, immer örtliche, nahe Ursachen des Sturmes, wie des Ungewitters und der Kälte; mag dies an der Natur des Landes oder an der Vorstellungsart des Menschen liegen, das Merkwürdige ist, daß auch dies antik ist, daß auch dies sich bei den Alten findet. Damals hatte jede Insel, jedes Vorgebirge und jeder Teil des Meeres seine meteorologische Bestimmung, Furcht oder Hoffnung knüpfte sich für den Schiffer oder Landmann daran, und die Dichter sind voll davon.

Finale, wo wir die Nacht zubrachten, teilt sich in eine obere und untere Stadt: Finale del Borgo und Finale della Marina. Beide Hälften sind in einem ewigen Rangstreit begriffen und suchen voll Eifersucht es einander zuvorzutun. Es ist dies derselbe Gegensatz, wie so häufig zwischen den beiden Seiten einer durch einen Fluß geteilten Stadt, wie in Basel und wie in Pisa, wo dieser Streit im gioco del ponte zu einem schönen poetischen Spiel geworden ist. Dieser Gegensatz ist es ferner, der durch die Spannung der Kräfte oft zu politischer Größe führte; Aventin und Palatin haderten im ältesten Rom, und Zweiheit ist die Bedingung jedes Werdens, jeder Entwicklung. Jede Tat springt aus einem Widerspruch hervor.

Auf Sturm und Regen folgte am nächsten Tag der

heiterste italienische Himmel, und zugleich ward die Küste immer reicher an Naturreizen: Buchten, Baien und Golfe ohne Zahl, Vorgebirge und Felsen, Inseln und Städte und eine wunderbar üppige, tiefsüdliche Pflanzenwelt. Meine Erinnerung beherrscht den Faden reizender Bilder nicht mehr, die meinem Auge vorüberzogen und von denen eins das andre verlöscht. Auf flüchtiger Reise von einem Eindruck zum andern fortgerissen, begreift man, wie Nomadenvölker keiner Gesittung fähig sind; sie haben kein Gedächtnis, und ihr vergangenes Leben ist für sie wie nicht gewesen. Aber ewig behalte ich das Ganze dieses See- und Felsenbildes, diese braunen Züge gewaltiger Uferklippen, diese Piratentürme, die tiefe Bläue dieses seligen Meeres, seine durchsichtig grüne Welle mit perlendem Schaumgekräusel. Wahrlich eine Märchenwelt, die sich aus Edelsteinfarben baut! Lange begleitete uns eine Insel, die den nadelartigen Turm auf ihrer Spitze trug, wie die sabinischen und albanischen Vorberge bei Rom, und duftend aus dem Meere stieg. Das Dampfschiff, das aus Marseille kam, zog seine Rauchlinie am Horizont, es flog schnell dahin und blieb uns auf unsern Uferhöhen lange im Gesicht. Der Himmel war so kristallen, wie kaum in Neapel, und wie immer in Italien, trug die Natur jene mineralischen Farben, wie die Edelsteine und viele Flüssigkeiten der Chemie, manche Säuren und Salze, jene duftigen, bräunlich-violetten Tinten, die einem noch nicht aufgeschlossenen Auge, das ein nordisches Grün und Gelb verlangt, völlig entgehen. Die Ölbäume, deren diese Küste eine unendliche Fülle trägt, werden hier so dichtbelaubt, so jugendfrisch, daß ich, vormals ein Verächter, dann voll

Vorliebe, jetzt für diesen herrlichen Baum schwärme. Hier ist er nicht mehr verkrüppelt, morsch vor Alter und nebelhaft; er verdichtet sich bis zum tiefen Schatten, seine Farbe wird blauschwarz, seine Gestalt schlank. Wie schwere Trauben sendet er einzelne Äste voll verschlungenen gewichtigen Laubes nach allen Seiten — wer erkennt daran mehr den wesenlos mit grauem Schimmer kaum überflogenen Ölbaum weniger begünstigter Gegenden? Die Ölhaine der tieferen Bergabhänge sind es, von denen diese Worte gelten; die Pflanzungen ersteigen aber in unzähligen Terrassen, die oft dem nackten Felsgrund abgewonnen sind, die höchsten Punkte, bis der Baum in immer dürftigerem Wuchs endlich erstirbt. Auch Johannisbrotbäumen bin ich hier wieder begegnet; die Zypressen erreichen eine selbst in Mittelitalien ungewöhnliche Höhe und Dicke des Stammes. Hier hatten die meisten Bäume, die im Winter sich entlauben, schon das hellgrüne Frühlingsgewand angetan, während in Florenz, das ich vor nicht vierzehn Tagen verließ, keine Blattspitze hervorgetreten war. Die Apfelbäume, die Pfirsichbäume blickten in voller Blüte über die Dornenhecke jedes Gartens; das liebliche Rot der letzteren ist die schönste aller Gaben, die der Frühling über diese glückliche Küste streut. Die Weizensaat wogte schon mit hohem Grün, der Flachs blühte bläulich, und die Lupinenfelder, die hier zahlreich sind, beluden jedes Lüftchen mit süßem Duft. In den Städten sieht man die mannigfachsten Früchte in verwirrendem Überfluß aufgetürmt. Die Pomi Carli, eine berühmte Apfelart dieser Gegend, schienen mir unsern sogenannten Birnenäpfeln ähnlich. An Orangen und Zitronen ist zwar großer Überfluß, und man kauft sie

um ein Geringes, aber meist sind sie klein, die Bäume, an denen sie hängen, niedrig und dünnbelaubt und lange nicht so köstlich als die dunkle und goldene Pracht der Agrume von Sorrent. Doch findet sich auch jene schöne Art dieses herrlichen Baumgeschlechts, und noch sehe ich jene hochgelegene Gartenterrasse in San Remo, wo neben den fruchttragenden Wipfeln der dunkelsten Orangen ein Rosengebüsch mit tausend Blüten über die Mauer hing. Einzelne Palmen hatte ich schon gesehen, wie ward mir aber, als zwischen San Remo und Ventimiglia ein Wald dieser Bäume einen ganzen Bergzug bedeckte. Um Neapel kann man die Palmen immer noch zählen, desgleichen in Rom, wo etwa ein Dutzend in verschiedenen Gärten und Klosterhöfen zerstreut sind, darunter die höchste und stolzeste, die in San Giovanni e Paolo, welche alle neapolitanischen übertrifft. Hier aber sammelten sich die Palmen zu Gruppen, und es war ein einziger Augenblick, ein Augenblick voll morgenländischen Märchenzaubers, diese lieblichen Federn unter blauen Oliven gegen den reinen Himmel fächeln zu sehen, während im Hintergrund zur Linken brauner Duft ein felsiges Vorgebirge umfloß und der Staub des Weges auf den dicken Blättern einer stachlichten Hecke von Aloen lag.

Die Palme! Hier tritt ein neues Prinzip vegetativer Bildung hervor, das Gesetz einer Pflanzenwelt heißer, jenseits meiner Erfahrung liegender Sonnenländer! Die Palme ist wie ein Springbrunnen grüner Erzeugungssäfte, der aus der Mitte eines quellenden Bornes parallelische Strahlen nach allen Seiten sendet; sie gleicht dem Federkopfputz der Wilden, in so enger Beziehung sind Naturformen und Schmuck, wie Gerät und Bau-

kunst der Menschen. Ich stand und schaute hin, und König Salomo, ein Rustan, Hafiz und Saadi, Gul und Bülbül, Teppiche und Karawanen, Dolche und Rosse, Schleier und Fächer kamen mir zu Sinn. Ach, Levante und Griechenland, ihr waret mir nicht beschieden, wie meinen Freunden, die ich in Rom mit dem Antlitz nach Morgen gerichtet, verließ. Ihr waret mir nicht beschieden, und doch würde ich jetzt, nach der Vorschule Italiens, euch ganz verstehen. Italien hat mich euch in manchen Augenblicken ahnen lassen, Italien mit seinen dürren Felsen, mit seinem verbrannten Sommer, seinen Kaffeehäusern, seinen Kaktusstauden, Aloen und Palmen und den Kamelen von Pisa. Die Küste von San Remo ist so reich an Palmen, daß sie Handel mit deren Zweigen treibt. All diese Baumwelt hängt, und das verschönert sie unendlich, an den Abhängen des Gebirges, dessen Fuß das Meer benetzt; alle Wipfel sehen ins Meer, jede Aussicht führt über ihren Vordergrund; der Wanderer, der genießend in die Ferne sieht, ist von ihnen umgeben, die Täler füllen Orangengärten und Ölhaine. Wo aber der Fels oder der zu jähe Sturz den Anbau nicht erlaubt, da hängen Stauden und Gesträuche des südlichen Himmels, fast alle gewürzreich, mir zum Teil unbekannt, der Cistus, der Cilpsus, der Terebinthen- und Kapernstrauch, der wilde Mohn. Je weiter von Genua, umso poetischer werden auch die Städte, die Menschen. Man sieht wieder verfallene graue Häuser, unregelmäßig mit Fenstern durchschnitten, die steinerne Treppe äußerlich darangebaut; die Gesichtsfarbe wird braun südlich, das Haar ungekämmt, Lumpen und Leichtsinn, Staub, Schmutz und malerische Gruppierung. Reizend lagert sich die Frau

auf dem Rücken des Maultieres zwischen zwei Körben oder Weinfäßchen, die mit gleicher Verteilung zu beiden Seiten hängen, oder schreitet das schwarzäugige Mädchen mit dem Korbe portogalli auf dem Kopfe über den Steg, oder wäscht eine Schar junger Mütter die bunten Tücher am Fluß. Der Volksdialekt ist mir hier schon fast gänzlich unverständlich, er verläuft sich ins Französische oder eigentlich ins Provenzalische. Die Nasaltöne beginnen, das „ü", das „ö", welche Diphthonge dem Italiener ganz fremd sind. In Nizza spricht schon jedermann Französisch, und man verwundert sich, die Bauernknaben in der Sprache feinster Bildung reden zu hören. So sehr ist man gewohnt, in dem Französischen den Ausdruck des generellen Menschen, des durch die Bildung von allen Naturunterschieden Befreiten zu erblicken, daß es lächerliche Anmaßung scheint, wenn ein tief in der Besonderheit der Natur Befangener sich ihrer bedient. Auch der Typus des Gesichts nähert sich in Rundung und Feinheit schon sehr dem französischen. Der sonderbare Strohhut der Frauen, der einer umgekehrten flachen Schüssel mit engem Boden gleicht, ist, wenn ich nicht irre, auch schon provenzalischer Form.

So herrlich die Natur ist, durch welche dieser Weg führt, in so schlechtem Zustand ist er. Begegnen sich zwei Wagen, so entsteht oft eine schwer zu lösende Aufgabe. Es gibt lange Strecken, wo der zwischen zwei Gartenmauern in der Nähe eines Städtchens hinführende Weg so eng wird, daß schon aus der Ferne beobachtet werden muß, ob er nicht schon von einem andern Fuhrwerk eingenommen ist. Vor einigen Jahren soll die Verbindung hier nur auf Maultieren möglich gewesen

sein, und selbst diese mußten unter Gefahr und Schwierigkeit auf und ab klimmen. Nur die unzähligen Städtchen, denen man hier im Grunde jeder Bai begegnet, haben bisweilen auf Gemeindekosten die Straße fahrbar und eben gemacht; indes ist sie immer noch steinig. Man kann sich vorstellen, wie die Straßen in dem gebirgigen Italien gewesen sein müssen, ehe die herrlichen Chausseen erbaut wurden, die jetzt das Land nach allen Richtungen durchschneiden. Maultiere klommen über Steingeröll, durch Bergwasser Menschen und Waren tragend, von Räubern geplündert und Nachts in schmutzigen, verräterischen Schenken haltend, wo Früchte und saurer Wein zu kaufen waren. Alles wie noch jetzt in den romantischen Gebirgen Spaniens. Zahllos sind die Gebirgswasser, die den Weg von Genua nach Nizza durchschneiden, durch deren Fluten, über deren rollende Steinblöcke der Wagen fort muß. Nach Regengüssen im Gebirge würde jede leichte Brücke fortgerissen werden, und eine haltbare zu bauen, würde viel Mittel erfordern. Alle diese Bäche rieseln durch ein weites Lager von steinigem Geröll, das sie umgibt und über das sie vielfach geteilt und mit ungewissem Lauf hinfließen. Im Sommer liegt dies weiße Steinbett trocken da, selbst im Winter ist es nicht gefüllt, und diesen Anblick hätte ich unter den morgenländisch tropischen Anzeichen Italiens aufzählen sollen. Italien hat keine rechte Flußbettenbildung, darum auch keine klaren Ströme. Diese schwinden entweder zusammen, oder wenn sie schwellen, sind sie trüb und schmutzig und voll erdiger Bestandteile wie der Nil.

In Oneglia, wo wir den zweiten Tag Mittagsrast hielten, war in den engen Straßen wieder echt südliches

Leben. Ungeheure Massen von Früchten aller Art, die terrassenförmig aufgetürmt waren, Lebensmittel, Maccaroni, Käse, Holz machten die enge Gasse zu einem großen Kaufladen. Das häusliche Leben mit allen seinen Verrichtungen trat hier offen dem Auge entgegen. Hier sitzen das Mütterchen, ihre verheiratete Tochter und deren Knäblein auf drei Stühlen vor der Schüssel mit Broccoli, ihr Mittagsmahl haltend, dort bratet, backt oder kocht ein andrer am eisernen Ofen, unter dem ein Feuer aus Olivenzweigen prasselt; dort meißelt, klopft oder reibt ein dritter, während zwei Schritte davon ein Knabe seine Notdurft verrichtet, oder eine Verkäuferin gekochter Speisen einem Hungrigen ein Maß Lupinen zumißt. Kein Wagen ist in der Scheune, kein Maultier im Stall, an jeder Straßenecke angebunden, verzehren die Tiere ihr kümmerliches Brot vor aller Augen. Die Mütter säugen ihre Kinder, die Mädchen sitzen auf den steinernen Stufen, die Knaben spielen mit Kugeln oder Steinen im Sand, und rauchend lehnen sich die Marinari mit ihren roten Mützen an die Wand.

Oneglia mit dem gegenüberliegenden Porto Maurizio ist von einer paradiesischen Natur umgeben. Gärten und Ölpflanzungen, Mauern, Himmel, Meer und Felsen bilden ein wundervolles Ganzes. Auch San Remo, wo wir die zweite Nacht zubrachten, hat eine reizende Lage an einem hohen Felsen. Unermeßliche Ölwälder von dem üppigsten Wuchs schwellen um die Stadt nach allen Seiten fort. Da es noch hell war, da wir anlangten, suchte ich schnell noch einen hohen Punkt und geriet durch die engsten, schmutzigsten und steil ansteigenden Straßen, wo die endlos hohen Häuser durch fliegende

Bogen verbunden waren, und die mich auf das lebhafteste an Terracina erinnerten, mit dem San Remo überhaupt viel Ähnlichkeit hat, zu einer hoch und frei liegenden Kirche. Hier schweifte der Blick über die Dächer der Häuser, über die Baumgegend und die Küste des Meeres. Die Kirche, nun im glänzenden Jesuitengeschmack verziert, der mit seiner angenehmen Weltlichkeit bequemen Seelen, wenn sie sich nur fangen lassen wollen, kein Opfer auferlegt, war halb in einem Ölhain versteckt, was von der reizendsten Wirkung war. Schön muß es gewesen sein, als ein heiliger Hain von Pinien oder Oliven den antiken Säulentempel umgab, von Zügen holder korbtragender Priesterinnen betreten.

Ventimiglia, das uns am folgenden Tage jenseits eines Baches entgegenstieg, türmt sich am Felsen mit grauer Architektur und düsteren, ungeheuren Wänden echt italienisch und selbst wie ein Felsengebilde. Die schwarzen Bogenöffnungen gleichen Felsenhöhlen im Gestein, dem Aufenthalt der Drachen, die unregelmäßig eingeschnittenen Fenster ohne Glas und Laden den Schwalbenlöchern an Erdstürzen. Der Wagen muß durch die enge Stadt jähe Steinwege hinauf, und ihm voraus eilend erstieg ich die Feste über dem Städtchen, denn es ist zu verteidigen, und genoß wieder der schönsten Aussicht. Am selben Tage betraten wir das Gebiet des kleinen, souveränen Fürsten von Monaco, den der Wiener Kongreß restaurierte, und der das Geld der sechstausend Einwohner seines Ländchens, das er tyrannisch bedrückt und seit elf Jahren nicht betreten hat, in Paris verzehrt. Er ist zugleich Pair von Frankreich und im Besitz bedeutender Ländereien in der Normandie. Monaco steht unter

dem Schutz des Königs von Sardinien. Der Fürst hat seine Beamten in eigene militärische Uniform gesteckt und erhebt für sein Paßvisieren von jedem Durchreisenden eine Abgabe. Er hat vor einigen Jahren sogar Geld schlagen lassen, das aber unter dem Nennwert stand, sogleich bedeutend sank, und wodurch also jeder, der es von ihm erhalten, betrogen und bestohlen war. Die Hauptstadt Monaco bleibt seitwärts vom Wege; man sieht sie aber auf einer vorspringenden Felsenzunge liegen.

Hier beginnt die herrliche Bergstraße, die Napoleon von Nizza aus anlegte und die über das hohe Felsenjoch in langsamer, gleichmäßig steigender Windung geführt ist. Man steigt unausgesetzt so lange, bis alle Vegetation erstirbt, teils wegen des rauhen Klimas, das hier oben herrscht, teils wegen des nackten Felsenmeers, das in schauerlicher Öde die äußerste Höhenlinie bildet. Das Meer und die zackige Küste, die in übersichtlicher Zeichnung zu meinen Füßen lag, hüllte sich bald in einen weißen Nebel, der mich von allen Seiten umgab. Es war merkwürdig, diese Wolke, in deren Rauchwirbeln ich jetzt stand, kommen zu sehen: sie schwebte nicht am Horizont oder über mir, sie stand vor mir und kam auf mich zu. In der Nähe des höchsten Punktes, den die Straße ersteigt, liegt noch ein Flecken, um den die in Terrassen auf aufgetragener Erde keimende Saat noch kaum einen grünen Schimmer warf. Das Städtchen, ein graues Lumpennest mit unheimlich verfallenen Steintreppen, heißt La Turbie und hat eine römische Ruine, die riesenhaft, einem Felsenblock gleich, hervorragt, die sogenannten Trophäen des Augustus. Ganz zerstört und von der Dämmerung verhüllt, konnte ich sie nicht ent-

rätseln. Vielleicht war es ein Gebäude mit kriegerischer Bestimmung, denn dieser höchste Punkt beherrscht die Küste. Die Einwohner haben auf dem geradesten Treppenwege bis Monaco, das selbst noch auf einer Felsenhöhe liegt, eine volle Stunde herabzusteigen; sie sehen die mildere Küste, aber sind von ihr durch eine mühevolle Wanderung geschieden. Napoleon, erzählt man mir, ließ den Baumeister dieser kühnen Straße, die den halben Fels durchschneidet, erschießen, weil unten längs dem Meere eine kürzere, bequemere und minder kostbare möglich war, der Leiter des Werkes aber bei dem ungeheuren Bau gewinnen wollte. Wir hatten in Mentone, einem Städtchen des Fürsten von Monaco, das noch vor diesem Berge liegt, frische Pferde bekommen, worunter eins von der Insel Sardinien, das ich mit Interesse sah. Das Tier war klein, aber gleich den dortigen Menschen von unglaublichem Feuer. Obgleich heute noch aus Nizza gekommen und vor einen schweren Wagen gespannt, den es soeben die endlose Höhe hatte hinaufziehen müssen, war es doch noch so frisch, daß es das kleinste Nachlassen der Zügel in Galopp setzte. Es war schon völlige Nacht, als wir, uns immer mehr senkend, in Nizza eintrafen.

Die ganze Küste gehört zu den schönsten Teilen Italiens, dessen Eigentümlichkeiten sie noch ganz und gar besitzt. Nur eins vermißte ich: man sieht wenig oder gar keine Bettler mehr, und, im Ernst gesprochen, das ist ein Mangel. Denn hier handelt es sich um die Poesie dieses Landes, nicht um den humanen Vernunftstaat, den man, soviel es jeder über sich vermag, seinem Herzen fernhalten muß, wenn man Italien genießen will.

Nizza, den 9. April.

Statt des ewigen Frühlings brachte mir Nizza bis jetzt nur Sturm und ununterbrochene Regenschauer, und stehe ich am Rande des tosenden Meeres, so glaube ich auf einer der Hebriden an der stürmenden Nordsee zu sein. So saust es um mich, so schwer wälzen sich die Wolken, so bricht sich ein ewiges Flutengedränge mit dumpfem Donner und zischender Wut an den unterhöhlten, verwaschenen, schwarzen Uferfelsen. Zieht die lockende Welle sich zurück, dann rollen längs dem Gestade wie ein Gewehrfeuer raschelnde Steine ihr nach, an einer Stelle aber erreicht der Kampf des Meeres und der Felsen den höchsten Grad der Wut. Dort wo die Straße, die nach dem Hafen führt, in den Stein gesprengt ist, liegen zackige Felsen zu ihrem Schutze vor, Felsen, die das Gewässer so unterminiert hat, daß tiefe Höhlungen in ihre Tiefe laufen. Bis in diese mit hohem Wasser gefüllten Höhlen setzt sich das Wogenspiel fort, bricht sich an den inneren Wänden und bohrt im Bauch des Berges. Wie ein schnaubendes Ungeheuer mit ausatmenden Stößen spritzt die Höhle das Wasser als eine Staubwolke wieder hervor, die zischend als ein Perlenregen mit hohem Schwunge niederfährt. Es ist ein völliges Einschlürfen, dann ein donnerndes Ausstoßen aus dampfenden Nüstern, wie bei der Scylla des Homer. Zugleich spritzen die umliegenden Felsenränder den Schaum wirbelnd zum Himmel und aus allen kleinen Öffnungen fließen milchweiße Ströme, wenn eine augenblickliche Ruhe sie entblößt. An dieser Stelle kreuzen sich die Wogen, kreuzen sich die Strahlen aufgeschnellten Schaumes; ihr Andrang, ihr Kampf wird dadurch ganz blind

und richtungslos, aber auch unerhört gesteigert. Immer aber ist dies Mittelländische Meer lieblich, auch im Augenblicke seines höchsten Zornes: der Schaum gleicht immer Champagnerperlen, und der blaue Grund, auf dem er liegt, ist immer so zart, von einem Seidenglanz, wie himmelfarbener Atlas. Eine Menge Menschen sehen gleich mir von der hohen Brüstung stundenlang dem Schauspiel zu.

Toulon, den 12. April.

Gestern in aller Frühe verließ ich Nizza, im Coupé einer ungeheuren Diligence sitzend. Bald darauf rollten wir auf einer langen hölzernen Brücke über den Var; jenseits empfingen uns die französischen Paß- und Zollbehörden — ich war in Frankreich. Die letzteren behandelten mich ziemlich glimpflich; der commissaire de police aber sah mich, während ich dem Schreiber meinen Paß erklärte, so starr, so beobachtend und unverwandt an, daß ich glaubte, er halte mich für eine verdächtige politische Person. Denn ich kam aus Rom, wo mein Aufenthalt mit dem des Herzogs von Bordeaux zusammentraf, ich kam aus den sardinischen Staaten, aus den Staaten eines Hofes, der dem Don Carlos und der spanischen Inquisition aufs wärmste zugetan ist; ich war mit einem Paß der russischen Regierung versehen, von der man dasselbe sagen kann; ich war endlich von zweideutiger Nationalität, denn ich erklärte, ein Deutscher zu sein. Indes hatte meine Eitelkeit mich bei mir selbst wichtiger gemacht, als ich den Herren erschien. Wie ich aus dem mir später eingehändigten provisorischen Paß ersah, geschah der forschende Blick nur zum Behuf des

Signalements. Letzteres fiel sehr schmeichelhaft für mich aus; nur die barbe rougeâtre war unverschämt. Wie durchdringend aber ein Polizeikommissärsauge von der Natur geschaffen ist, ersah ich aus dem front haut, welches der Mann an mir entdeckte, obgleich ich meinen Hut keinen Augenblick abgenommen. Mein alter Paß blieb in den Händen der Behörde; in Paris auf der Polizeipräfektur sollte ich ihn wiederfinden; der Abschied von ihm wurde mir recht schwer. Er war in Italien zu einem Großoktavbande angewachsen (ich habe nie ein Buch besessen, das mir teurer zu stehen gekommen wäre) und trug jeden meiner Schritte in jedem Städtchen aus und ein, getreu wie eine Marschroute verzeichnet. In Frankreich brauche ich fortan kein Visum mehr. Unglaublich, was in Italien in Paßangelegenheiten zusammengeschmiert wird und aufs dümmste von unwissenden Leuten. Meinen Namen haben sie nie lesen, mein Vaterland nie erraten können und sich auch nicht viel darum gekümmert. Wenn nur eine neue Seite, flüchtig, unleserlich, von einer Hand, der man es ansieht, daß sie, wie der Elementarschüler, noch nicht fest in den Zügen der Buchstaben ist, heruntergeschrieben werden konnte. Meinen Titel hielten sie meistens für meinen Namen, zu welchem dann gewöhnlich ein possedente als Titel hinzukam. An der luccheſischen Grenze hatte der Paßvisitator nach langem und tiefem Studium endlich herausgebracht, daß ich ein Nordamerikaner sei. „È Americano?“ fragte er mich. „Si, Signor,“ bekräftigte ich und passierte auch als solcher. Nach den Gesichtszügen und der Kleidung beurteilt der Italiener jeden Reisenden sehr richtig, und hat demnach den Tedesco, Ingleſe oder Russo sogleich heraus. Es

iſt dies eine praktiſche Geographie, in der er, bei dem alles äußerer Sinn iſt, ſchnell Meiſter wird, und die Bewegungen beim Gange, der Blick des Auges ſind ihm eine viel leſerlichere Schrift, als die deutlichſte Paßangabe. Bei mir aber irrten ſie meiſt, faſt alle hielten mich für einen Engländer. Wenn ſie mich nach der patria fragten und ich ſie recht in Verlegenheit ſetzen wollte, erklärte ich mich für einen Livoneſe. Dann kämpfte Scham und Neugierde ſichtlich in ihnen, bis die erſtere das Übergewicht behielt und ſie ſich die Miene gaben, völlig durch meine Antwort befriedigt zu ſein. Mancher fragte dann wohl noch zögernd: „Dunque Inglese?“ ſchwieg aber, wenn ich beſtimmt erwiderte: „No, Signor. Livonese.“ Mein neuer Paß iſt in meiner Taſche, der Koffer wieder aufgepackt, und fort geht es nach Frankreich, in die Provence, in ein neues Land. Leb wohl, Italien! Kaum kann ich ſagen, daß Nizza noch Italien ſei. Die Sprache, die Sitte, alle Preiſe der Lebensmittel ſind dort ſchon franzöſiſch. Bei Nizza hört das Gebirge auf, dort enden die Seealpen. Den Apennin, der Italien ſeine eigentümliche Natur gibt, dies liebenswürdige Kalkgebirge habe ich ſchon längſt verlaſſen. Hier iſt die Küſte, wo Italiens ſcharf gezeichneter Umriß ſich ins Ungewiſſe verliert und in ſanfter Bogenlinie zum Kontinentalen übergeht, hier geſchieht zugleich der Übergang zweier Völker ineinander. Vergeblich habe ich geſucht, den Unterſchied zwiſchen Italien und der Provence und die dunkle Empfindung desſelben in einen klaren Begriff zu verwandeln und in ein Wort zu faſſen. Auch die Provence iſt ein ſüdliches Land. Toulon hat einen geringeren Breitegrad als Livorno, und doch iſt

Italien anders, schöner. Der Provence fehlen die Apenninen, das Lumpenhafte und doch Ideale des Volkes. Man sieht wieder Wiesen, rötliche Fruchtlande, mehr nordischen Ackerbau, mehr hohe Waldbäume, Nadelholz auf sandigen Höhen. Die Ulmen, die Pappeln und schattiges Laub, das Italien ganz versagt ist, sagten hier dem Sinne der Bevölkerung mehr zu und überall sind sie angepflanzt, jedes Städtchen hat seine Baumgänge rundum und dichtlaubige Wipfel auf seinem öffentlichen Platz. Die Städte sind offener, freier und nicht so finster gedrängt und getürmt und weißgrau von Berggipfeln blickend. Noch zieht auf den Landstraßen der Zug beladener Esel daher, wo zwischen Weinfäßchen, Körben, Reisig oder Säcken die Bäuerin hochsitzt, von einem mächtigen Strohhut gegen den Strahl der Sonne geschützt; immer noch die südliche Genreszene mit Maultier und Esel und keine Wagen; aber die Tracht ist sorgfältiger, das Benehmen zierlicher; nicht mehr die stolze Nachlässigkeit, die selbstvergessene Größe italienischer Landleute, dieser braunen Kinder der goldenen Königin Sonne. Die Dirne, die den mit Dünger beladenen harthörigen Esel antreibt, hat oft schon ein Kleid mit schmalem Oberarm, gebauschtem Ellbogen und schmalem Leibchen; sie antwortet verbindlich, die soziable Grazie ist ihr angeboren. Nirgends mehr ein Bettler, oder wo dich einer anspricht, geschieht es halb verstohlen, mit innerer Scham, während in Italien der Bettler die Straße mit Jammer erfüllt, sich an deine Fersen heftet, im Staube des Weges sich krümmend, seine Lumpen, auf die er ein Recht hat, nicht augenfällig genug machen kann. In Italien ist der Mensch völlig ohne Substanz, er ist ein Nichts,

ohne Eigentum, ohne Ehre, ohne Mut oder Recht; hier sinkt keiner so tief, das Selbstgefühl hält immer eine individuelle Welt in ihm zusammen, drum hat er noch Scham, denn er ist noch etwas. Nur einen ganz poetischen, braunverbrannten Lumpenkerl sah ich auf dem Molo von Toulon; wüstdurchwühltes schwarzes Haar hing ihm über die Stirn und kaum bedeckten die zerrissenen Lappen seinen Leib; aber als ich näher trat, hörte ich ihn italienisch sprechen; es war ein Korse. Man sieht wenig Priester mehr; ja ich erinnere mich kaum eines in den zahlreichen Volksgruppen am Sonntag; die Städte zählen wenig Kirchen, und wo ich in diese trat, waren sie ungeschmückt und unscheinbar. Die Landstraßen sind ewig von Diligencen belebt, die nach allen Richtungen kommen und gehen und denen man immerfort begegnet. In Italien geschieht aller Verkehr durch Vetturine, die nur langsam fortrücken und dem Reisenden nicht so zahlreich aufstoßen als die schnellfliegenden französischen Posten.

Bewunderungswürdig ist der französische soziale Sinn, die Feinheit des Benehmens, die Höflichkeit, die achtungsvolle Form, die jedem, auch dem Niedrigsten, dem Ungebildetsten, innewohnt. Jeder Postillon, jeder Lastträger weiß dir schmeichelnd zu nahen und ohne daß er sich selbst erniedrigt. Er wird, wenn du ihm sein Trinkgeld reichst, niemals mit lautem Ungestüm mehr fordern oder stundenlang schamlos mit dir feilschen; er sieht kaum hin, er dankt freundlichst, ehe er weiß, was er hat, er übersieht scheinbar die ganze Angelegenheit als unter seiner Würde oder kaum der Rede wert. Wie erstaunt bei diesem Benehmen, wer aus Italien kommt und alle

Tage den dortigen Facchinos Schlachten geliefert! Wie liebenswürdig rief mein kleiner Vorreiter mir zu, indem er seinen Hut hielt: „Monsieur, n'oubliez pas le petit postillon“ — und fortgesprungen war er, ehe er gesehen, was ich in den Hut warf.

* * *

Italien besitzt eine Freiheit des Lebens, die mir so süß ward, daß ich hier in beständigem Zwang bin. In der Tat, der Deutsche, der sich räkeln will, speien oder sich kratzen oder gar noch etwas Schlimmeres tun, sieht sich hier von verwunderten Augen oder stets regem Spott umgeben. In Italien, wo du auf der Straße sehen kannst, was anderwärts sich mit dem Schleier der Einsamkeit aufs ängstlichste verhüllt, wo an jeder Haustür die Frau ihren daliegenden Mann lauft, ist dir alles erlaubt. Du läßt dir den Bart wachsen, du denkst nicht an deine Kleidung, an die Tages- oder Jahreszeit. Hier mußt du deine Erscheinung sorgfältig beachten, nichts an ihr darf den Geschmack, die gesellige Achtung, die gesittete Form verletzen. Das ist eine Unfreiheit, die dich quält. Demjenigen, dem die edle Sitte zur Natur geworden ist, den ein inneres sicheres Gefühl drin leitet, daß es ihm gar nicht anders wohl ist, als in Anstand, Maß und Feinheit — diesem liegt keine Fessel an, und das französische Volk schmachtet durchaus in keinem konventionellen Joch, Gesetz und Freiheit fallen ihm in eins zusammen. Auch die Kindheit, in der sich die italienische Staatsverwaltung befindet, läßt eine gewisse Freiheit der Bewegung zu, die hier abgeschnitten ist. Dort ist alles lose, nachlässig, ohne Ansehen, keine feste, bindende Ordnung, man macht sich alles

leicht, das Gebotene fügt sich den Umständen, und manche entferntere Seite des Staatslebens wuchert in völliger Naturfreiheit. Dein Koffer soll untersucht werden, aber einige Bajocchi reichen hin und du fährst ohne Aufenthalt fort. Der Eintritt in dies Zimmer ist verboten, aber der Schweizer spricht deutsch, du auch, und in landsmannschaftlicher Erkennungsfreude läßt er dich unbemerkt über die Schwelle. Hier ist das Gesetz unerbittlich, für alles bestehen Maßnahmen und Bestimmungen, der Staat ist allwissend, mit sich selbst in allen, auch den kleinsten Teilen im reinen und jeder Beamte ebenso bestimmt als höflich. In despotischen, schlecht verwalteten Staaten kann man unbemerkt oft freier seinen Launen folgen, über Schranken wegspringen, unrecht tun mit unzurückgehaltenem Arm. Die Gesetzlosigkeit, die dich nicht schützt, läßt dich dafür deine vernunftlose Willkür üben, und in freien Staaten fühlt sich der innerlich Unfreie in allen Trieben unangenehm beschränkt. Schön ist es, wie in Frankreich dem Regierungsgebot, dem du dich unwillig unterwirfst, immer das Gesetz, dessen Datum und Artikel namentlich zur Seite steht — was dich völlig entwaffnet und aussöhnt. Man ist doch nicht blind dem Befehl der Macht unterworfen, wie bei uns: ich bin immer an das Gesetz, d. h. an meinen eigenen Willen, den Beschluß meiner eigenen Vernunft erinnert.

Bald nachdem wir den Var überschritten, lag das Städtchen Cagnes auf einem Berggipfel, noch italienisch, unserm Wege zur Seite, und noch an demselben Vormittag sah ich den Hafenort Antibes, das alte Antipolis, die Kolonie von Marseille, und fuhr durch das reizend gelegene Cannes, dessen Golf, ein blauer, un-

getrübter Spiegel, den Himmel anlächelte, während gegenüber eine Bergkette duftig und schwimmend mit bläulichem Zuge dem Einschnitt der Bucht ins Land hinein folgte. Zwischen Cannes und Fréjus übersteigt die Straße ein waldiges Gebirge, bois d'Estrées genannt, auf dessen Felsenschichten weit und breit nur Tannen und Pinien wurzeln. Die Höhe, das bräunliche, in blätterigen Platten bröckelnde Gestein, das niedrige und zerstreute Nadelholz, das Schwinden jeder Pflanzung gibt dieser Berggegend etwas Ödes, so daß man nicht mehr in der glücklichen Provence, sondern in irgend einer nordischen Wüste zu wandern glaubt. Sonst war diese Straße ihrer Räuber wegen berüchtigt; auch jetzt macht sie nur einen unheimlichen Eindruck. Nachdem man durch hohe Täler und lautlose Felsen- und Fichtenwildnis längs langer Ränder aufgeschichteter Felsblöcke gestiegen, sieht man hinter sich den Spiegel des Meeres auftauchen, so nahe, als könnte man in schnellem Laufe sich ins Bad stürzen, und doch sind Stunden bis dahin. In beflügelter Fahrt rollten wir, nachdem der höchste Punkt erreicht, und zu Fuße wandernd, war ich lange vor dem Wagen, recht sehr ermüdet, droben angelangt, in die reiche Ebene hinab, in der Fréjus, Fretum Julium, liegt. Hier war dem Reisenden eine kurze Frist zum Mittagsmahl gestattet, die ich auch redlich benutzte, ohne von der Stadt viel melden zu können. Mit zwei Schritten sprang ich nur noch zum alten Amphitheater, das dem Wege nahe lag, und fand es wüst und zerstört, ein bloßes, ovales Mauerwerk, für den, der aus Italien kommt und nur für eine flüchtige Anschauung Zeit hat, kaum der Besichtigung

wert. Von Fréjus an wurde ein Geistlicher, den sie Monsieur l'Abbé nannten, mein Nachbar im Coupé. Er erzählte mir von einer nahe gelegenen Merkwürdigkeit. Ein reißender Fluß stürzt eine Felswand hinab, die ewig von diesem Wasserfall bedeckt ist. Gerade dort aber, wo das Wasser herabzischt, und von ihm lange der Kenntnis entzogen, befindet sich eine in den Fels gehauene Toröffnung, die zu weiten, gleichfalls aus dem Stein gearbeiteten Räumen führt. Tausend Menschen könnten in dieser Kapelle Platz finden, einem Heiligtum, dessen Eingang ein brausender, wildflatternder Vorhang ist, durch den nur ein seltsames gedämpftes, in Farben gebrochenes Licht eindringt. Von diesem Lichte, diesem Rauschen, dem Öden der weiten Felsenhöhlung und dem uralten Geheimnis, das die Entstehung des Werkes umhüllt, ist mächtig ergriffen, wer den Eintritt erzwungen. Man glaubt, daß die Christen zur Zeit der römischen Verfolgungen hier geheime Zusammenkünfte gehalten. Nicht bloß der äußere Zwang trieb die Bekenner dieser Religion zur Wahl finsterer, unterirdischer Räume, wie die Katakomben zu Rom, wie die Krypten der ältesten Kirchen, sondern auch ihr eigener innerer Sinn. Das Christentum liebte Nacht und Tod und Blut und alles, was die Sinne schreckte, die natürliche Empfindung empörte, denn es war der Natur, der Lebensfreude feindlich. Da der Herr Abbé hörte, daß ich in Rom gewesen, belebte er sich, wollte tausenderlei wissen. Dorthin blicken die katholischen Geistlichen auswärtiger Länder wie nach einer Sonne des Lichts, dort ist ihr Thron, aller Glanz, alle Heiligkeit und Macht. Wie ganz anders die Priester in Rom selbst. Die können

sich nicht ansehen, ohne, wie die alten Augurn, zu lachen. Wie erstaunt war der Abbé, als ich ihm erklärte, die Peterskirche sei keineswegs schön. Ich erzählte ihm von der päpstlichen Staatsverwaltung, von der Unsittlichkeit und Niederträchtigkeit und Heuchelei der Priester im Kirchenstaat, von der ganzen geistlichen Wirtschaft daselbst. So nachdenklich ihn dies machte, so freute er sich doch, daß alle Einrichtungen in Frankreich so unendlich vorzüglicher seien. Denn selbst ein Hierarch der Kirche bleibt in Frankreich vor allen Dingen Franzose. Er wollte durchaus von dem Herzog von Bordeaux Näheres erfahren und glaubte, aller Welt sei er so wichtig wie der kleinen legitimistischen Partei in Frankreich. Ich erklärte ihm, man denke wenig an ihn, die Geschichte habe längst über diese Familie entschieden. „Von allen französischen Blättern," erzählte ich ihm, „sieht man in Rom nur die ‚Gazette de France'." — „Das ist gut," erwiderte er, „wären die übrigen erlaubt, die Italiener könnten leicht dadurch verführt werden." So ist die Liberté der Legitimisten beschaffen, die sie jetzt als Lockspeise im Munde führen — die Zensur wünschen sie im geheimen und von der alleinigen Herrschaft der Intelligenz sprechen sie öffentlich. „Die ‚Gazette de France'," bemerkte ich, „so aristokratisch-legitimistisch sie ist, predigt doch demokratisches Gemeinrecht, sie verteidigt das droit commun und vote universel; das ist zwar nur Maske und wird von ihren französischen Lesern leicht als bloßes Mittel zum entgegengesetzten Zwecke erkannt; aber wie, wenn die Italiener dies ernsthaft nähmen?" — „Et la dotation Nemours," unterbrach er mich, „a-t-elle fait beaucoup de bruit chez

vous? Qu'en dit-on en Europe?" — „Et l'élection de l'Université de Gottingue," fragte ich dagegen, „a-t-elle vivement ému les esprits en France?" Freilich ist wahr, daß die Schlachttage der inneren Geschichte eines großen, einigen und freien Volkes die Welt mit ihrem Widerhall erfüllen, alle Länder in ihrem Umschwung mit fortreißen, während das langweilige, zähe, oft ganz ersterbende Leben in unsern 32 Ländchen in der Weltgeschichte nicht mitzählt — wie matt und kleinlich ist selbst die Kampfbewegung in Hannover! Ist nicht von dem kleinen Kanton Zürich, der aber frei ist, mehr zu melden als von dem stummen Königreich Preußen! Unsre Unterhaltung ward unterbrochen, als der Wagen in einem Städtchen anhielt, wo sich die Wege teilten. Hier war wieder eine Stunde für das Abendessen bestimmt, die ich in den dunkeln Kaffeehäusern verbrachte, Journale lesend. Überall in den kleinen Ortschaften, in den Kaffeehäusern des Volkes sieht man das „Siècle", dieses wohlfeilste Blatt, das zugleich freisinnig ist und sich durch beide Eigenschaften empfiehlt. 31 000 Exemplare. Um neun Uhr Abends begann die Fahrt von neuem. Von hier an blieb mir das Land unsichtbar. Eine Nachtreise hat etwas Gespenstisches; die ungewohnte Stunde erregt die Phantasie; wie Schatten, wie Ungeheuer fliegen die unkenntlichen und gestaltlosen Gegenstände, ein ununterbrochener Totentanz, zu beiden Seiten fort; einen Baum hält man für einen Turm, Häuser für Berge. So ist der Zustand einer Seele ohne Selbstbewußtsein (sie hat Anschauungen, aber verworrene, begrifflose, die sie keiner Einheit unterzuordnen vermag). So wesenlos fliegt die Welt hin, wenn man das Auge durch

eine allgewaltige Leidenschaft, durch einen Schmerz, durch die Nähe irgend eines das Gemüt ganz ausfüllenden Gottes trübe sieht. Die erste Nacht, im Wagen zugebracht, ist für mich immer eine Nacht der Leiden; ein ewiges Ringen nach Bequemerem, und das Ziel nie erreicht. Hier etwas gewonnen, fehlt dort etwas: endlich Verzweiflung, ein Zustand, an Wahnsinn grenzend, wie ihn Dante hätte kennen sollen. Als ich Morgens ein stumpfes Auge aufschlug, lag Toulon vor uns und einige Minuten darauf hielten wir auf einem mit Bäumen besetzten Platze der Stadt.

Toulon ist eine schöne, helle Stadt, die am Fuße weißer Felsenberge liegt und wo Höhenzüge von allen Seiten einen weiten Meerbusen so umziehen, daß der sicherste und geräumigste Ankerplatz für ganze Flotten gebildet wird. Man sieht in der Tat anfangs keinen Ausgang und die weite Reede scheint ein Landsee. Befestigungen bewachen den Eingang; Dämme scheiden die äußere Reede von der kleineren inneren, die sich unmittelbar an den herrlichen breiten Kai schließt. Toulon ist von Festungswerken und den schönsten Baumreihen umgeben; hohe Häuser schließen breite, belebte Straßen ein, alle Plätze genießen des kühlen Schattens hoher Bäume. Alles atmet hier Seeleben und Seemacht, alle Handwerke und Läden dienen der Flotte, und Matrosen und Seeoffiziere auf jedem Schritte. Es war ein Sonntag, da ich anlangte, und in festlichem Putz, in glücklicher Muße der Arbeit vergessend, wogte die Bevölkerung durch alle Straßen, auf dem Kai, außerhalb der Tore. Jede Stunde ging ein Dampfschiff für wenige Sous nach dem an der äußeren Reede

gegenüberliegenden Städtchen La Seyne, das ebenfalls seinen Kai, seinen kleinen Hafen hat. Ich machte die Fahrt mit, um von weitem die Lage Toulons, um die Kriegsschiffe, die Anordnungen, die Befestigungen der Reede zu sehen. Die große Reserveflotte des Admirals Rosamel hatte zu meinem Bedauern den Tag vorher die Anker gelichtet und das Linienschiff „Le Généreux", das ich noch am Morgen hatte daliegen sehen, war gleichfalls, ohne daß ich um seine nahe Abreise wußte, gegen Mittag in See gegangen. So blieben nur die Fregatte „Belle Poule", die der Prinz von Joinville befehligt, und einige kleine Kriegsfahrzeuge übrig. Dampfboote lagen in Menge da. Wir kamen an dem Schiffe „Muiron" vorbei, das Napoleon aus Ägypten brachte und nun zum Bagno eingerichtet ist. Dort, wo die innere Reede mit zwei Armen aneinanderrückt, um nur den engen Ausgang in die offene äußere freizulassen, stand mit tausend Tauen und flatternder dreifarbiger Fahne das hohe Gestell, wo die Masten der Kriegsschiffe aufgerichtet und ausgestattet werden. Auf dem Verdecke des Dampfschiffes geriet ich mit einigen Seeoffizieren ins Gespräch. Der vorherrschende Gedanke aller war, daß die französische Flotte sich jetzt wohl mit der englischen messen könne. Dies Selbstgefühl ist vortrefflich und die erste Bedingung des Sieges. Auch verfolgt die tiefe Qual der Eifersucht die Engländer sichtlich. Haben sie den Vorteil einer unermeßlichen Handelsflotte voraus, die die besten Matrosen in unversieglicher Fülle liefert, so ist Frankreich dafür zugleich eine große Landmacht, die erobern und behalten kann, was an Küsten und Landungspunkten von ihrer Seemacht erreicht wird.

Das Mittelmeer ist jetzt offenbar ein großer Kampfplatz mitten im Frieden. Da in der Levante die Dinge in unverrückbaren Schwierigkeiten feststehen, hat England neue Anschläge gemacht: ein lumpiger Anlaß wird zu offenbarem Kriege mit Neapel benutzt, wo Sizilien, wie man glaubt, und demzufolge das Mittelländische Meer eine Beute der Engländer werden muß. Der „Corriere Maltese", der unter den Eingebungen der englischen Regierung erscheint, beschäftigt sich vorzugsweise mit Sizilien, welchem Lande das Blatt alle Freiheitserinnerungen aufzuregen bemüht ist, und wohin es auf alle Art heimlich eingeführt wird. Was liegt England an Revolutionen auf dem Kontinent! Was liegt ihm am Bestehenden, an der Erhaltung der Throne und Verfassungen! Es wird von keinem Umsturz berührt, es hat keine Grundsätze weder der Freiheit, noch der Knechtschaft, es handelt nicht nach edlen Wallungen des Herzens, es ringt nicht nach Verwirklichung der Vernunft. Alles ist ihm gleichgültig, Joch oder Adel, Elend oder Glück der Menschheit — gleichgültig an sich, es ist ihm nur wichtig als Mittel. Sizilien wird, wenn es wirklich zum Kriege kommt, in einem Aufstande sich von Neapel losreißen, sich eine freie Verfassung geben. Nichts ist gewisser als das. Keine Macht in Europa, die revolutionärer wäre als England. England würdet ihr fürchten, wenn ihr klug wäret. Glücklicherweise aber geht euer Haß geradeswegs, und dieser Haß erstickt eure Klugheit. — Faites avancer les cotons!

Ich ließ mich zu der „Belle Poule" hinausrudern, um wenigstens ein Schiff der französischen Flotte gesehen zu haben. Die Reinheit und Zierlichkeit, die im

Äußern und Innern dieses Schiffes herrscht, ist bewunderungswürdig. Alles daran ist schwarz, vom Kleinsten bis zum Größten. Die „Belle Poule" hat 60 Kanonen und 500 Köpfe Bemannung. In einem niedrigen, unermeßlichen Saale sah ich Tisch bei Tisch eine ungeheure Menschenmenge beim Mittagsmahle versammelt: die Länge dieses Saales, die unübersehliche Anzahl der darin Aufgenommenen, die schlagende Zweckmäßigkeit und vorausberechnende Vernunft aller Anstalten, die schwarze Farbe dieser zusammengedrängten vollständigen Welt überraschten, verwirrten mich. Man zeigte mir die Küche mit ihren ungeheuren Kasten von schwarzem Gußeisen, die Apotheke, das Krankenzimmer, die Gemächer des Fürsten und der Offiziere. Auch Schmuck und Verzierungen fehlten nicht, metallene Gitter, durchbrochenes Holzwerk, leichtgeschwungene Treppen. Ich war weit entfernt, den Mechanismus und die Wirkungsweise aller Vorrichtungen, deren krause Räder, Federn und Schläge mich nur verwirrten, zu begreifen. Ein allerliebster kleiner mousse, das heißt Schiffsjunge, in blauer Uniform war mir als Führer beigegeben; der kleine Kletterer lächelte oft über meine Fragen. Er war in Konstantinopel gewesen, mit Kanonendonner vertraut, schon oft vom Sturm geschaukelt. Der wird den Engländern, den Russen einst zu raten aufgeben.

Nachdem ich mir von dem état major de la marine eine Erlaubnis geholt, ward ich in den Kriegshafen oder das Arsenal zugelassen, eine Anstalt von weitem Umfang, in deren Mauern alles gefertigt und aufbewahrt wird, was zum Bau, zur Ausrüstung und Unterhaltung der Kriegsflotte gehört. Hier wandert man von Gebäude zu

Gebäude, von Werkstatt zu Werkstatt und staunt über das aufgehäufte Geräte, über die riesenhaften Verhältnisse, unter denen die Arbeit vor sich geht. In allen Teilen dieses Kriegshafens stößt man auf zahlreiche Trupps von Sträflingen, die hier durch gezwungene Arbeit der Gesellschaft, der sie nicht mehr schaden können, nützlich werden. Ihr Aufenthalt bei Nacht ist eine Insel, zu der die Brücke Abends abgebrochen wird und auf welche immer geladene Feldstücke gerichtet sind. Wie wilde Tiere müssen diese entmenschten Ungeheuer bewacht, gekettet werden. Entsetzlich, wenn sie loskämen, wenn sie in einem Aufstand ihrer Hüter Herr würden! Ihre wilden und stumpfen Gesichter, das Kettengeklirr, das sie begleitet, die rot und gelbe Kleidung endlich, die an Blut und die höllische Schwefelflamme mahnt, flößte mir Schauder und Abscheu ein. Sie fertigen kleine Arbeiten aus Stroh und Holz, Stöcke, Tabaksdosen, Knöpfe, Pfeifenmundstücke und dergleichen in freien Stunden und bieten sie den Fremden in einer Art eigener Läden zum Verkauf an, und gern nimmt man ein Andenken von diesem Orte mit, das zugleich eine Wohltat für einen Unglücklichen ist. Als einer unter uns sich über zu hohen Preis beklagte, versicherte der Sträfling auf Ehre, nicht zu viel zu fordern. (Ein zu entehrender Strafe Verurteilter und auf Ehre!) Auf einem langen Boote sah ich eine Gruppe dieser roten Verbrecher sitzen, sämtlich mit Schuhmacherarbeit beschäftigt, Pfriem, Faden und Sohle in der Hand, — ein beruhigender Anblick; denn schrecklich ist es, sie schwere Lasten fortschaffen oder an eine bloß roh körperliche Arbeit gefesselt zu sehen. Natürlich wechselt die Behandlung je nach ihrer Aufführung;

die Unbändigsten werden zu schweren Frondiensten gebraucht, die innerlich Gebesserten erhalten mehr Freiheit, ja gegen das Ende der Strafzeit die Erlaubnis, in die Stadt zu gehen. Niemals aber werden die Arbeiten zur Qual, sie übersteigen niemals die Kräfte; Nahrung und Nachtlager sind gut. Alles atmet hier den Geist der Menschlichkeit. Ich sah auch einen der großen Wagen, in dem die Verbrecher an den Ort ihrer Bestimmung abgeführt werden. Er besteht aus zwölf kleinen Zellen, die von oben durch eine überdachte Öffnung erleuchtet werden, völlig voneinander geschieden sind und den Sträflingen weder den Blick auf die Straße, noch Gemeinschaft unter sich erlauben.

Man führte mich zuerst in die corderie oder die Anstalt, wo Schiffstaue gedreht werden. Ein Bogengang von unabsehbarer Länge war zur Seite ganz mit aufgehäuften Ketten angefüllt, während Seile von einem Ende bis zum andern hinliefen, von Maschinen ausgesponnen und gedreht. Eine dieser Maschinen kam uns, innerlich getrieben, entgegen: ein großes Rad, das sich in ihr umwälzte, setzte kleine Haken in Bewegung, von denen die Seile, die an ihnen befestigt waren, immerfort zusammengedreht wurden. Am äußersten Ende des langen Ganges sahen wir eine hohe Wand, ganz aus immerfort sich abwickelnden Spulen gebildet; vielleicht je zehn der feinen Stricke, die von ihnen ausgingen, vereinigen sich, durch Löcher von ihrer eigenen Dicke streichend, in einem hölzernen Behälter von der zehnfachen Breite zu einem stärkeren Seile, das, von einer Maschine unausgesetzt gedreht, aufs gleichmäßigste aus der Röhre heraustrat.

Der Waffensaal enthielt ungefähr 40 000 Gewehre aller Art, die, blank geputzt und zierlich geordnet, überall ein glänzendes Licht spiegelten. In der Mitte steht die marmorne Kriegsgöttin, nur von Todeswerkzeugen umgeben. Hier sah man nicht nur Flinten und Pistolen, sondern auch lange Piken, beilartige Hacken, kurze, dicke, kanonenartige Kugelgewehre, wie aus der Kindheit der Feuerwaffen, alles aber im Seekriege, der ganz andre Gesetze hat, noch im Gebrauch.

Nur durch trübe Fenster durften wir in die lange Reihe der Werkstätten blicken, wo das Eisen verarbeitet wird. Dort bewegten sich schwarze Gestalten, Feuer loderten in prasselnder Glut, Hammerschläge dröhnten und Räder rasselten. Im Freien aber, längs dem Hafenrande, lagen Kanonen und Mörser von aller Größe übereinander gehäuft, deren Menge zu zählen man müde wird. Hier schwimmen auch kleine und große Schiffe, einige, die im Alter nur zu Wohnungen und Niederlagen dienen, nachdem sie das, was an ihnen noch brauchbar war, abgeliefert, andre im Bau, noch andre in der Ausbesserung begriffen. Das Linienschiff „Scipio" lag ganz auf der Seite, und eine Menge von Arbeitern hing hier und dort an seinem Bauche, stopfend, hämmernd, nagelnd. Ein andres, noch größeres Schiff, der „Algesiras", barst einst, gleich als es vom Stapel lief, in zwei Stücke, und der Fehler des Baues war so gründlich, daß es nun seit langen Jahren, alles Beweglichen beraubt, hier daliegt. Es beherbergte jetzt die Mannschaft des „Scipio" während der Zeit, da das letztere Schiff ausgebessert wird. Der „Trident", der „Jupiter". Das Merkwürdigste von allem war die Modellsammlung,

die im kleinen alles enthielt, was eine Flotte im großen ist. Die Konstruktion des Schiffes von dem ersten gekrümmten Kiel und den Rippen bis zur letzten Ausstattung, die Vorrichtungen, deren man sich dabei bedient, die Gestalt der Fahrzeuge früherer Jahrhunderte und wilder Völker — man sieht hier alles auf das lehrreichste und unterhaltendste getreu nachgebildet vor Augen. Bei dem flüchtigen Eilen von einem zum andern und der verwirrenden Mannigfaltigkeit ist das meiste übrigens für das Gedächtnis verloren.

Die Franzosen, sagt mir ein einsichtsvoller Freund, zeigen in Erfindung ihrer Kleidertrachten wohl Geschmack, aber keine Phantasie. Zugestanden. Die Tracht der Allgemeinheit darf keine Phantasie zeigen. Die Natur, die Welt der Anschauungen ist mannigfach, voll vielfarbiger Besonderheit; der allgemeine Gedanke aber ist über die bunte Welt der Phantasie hinaus. Der Gebildete, der frei von der Natur ist, darf sich nicht phantastisch, kann sich aber geschmackvoll kleiden. In den Kindertrachten treibt die Phantasie auch in Paris ihr buntes Naturspiel, und es ist ihr gestattet, denn das Kind ist eben noch Natur, noch nicht frei. Sowie der Knabe die allgemeine Tracht anlegt, ist er selbstbewußt; er tritt in den Kreis der Vernunft, er wird Bürger eines geistigen Staats der Freiheit, in dem alle gleich sind, weil jeder die ganze Welt in sich befaßt, und indem er frei wird, erklärt er dies auch äußerlich durch seine Kleidung, die nun nicht mehr malerisch und träumerisch wuchern darf.

* * *

Die Franzosen sind die Jonier der neuen Welt. Freude und Liebe und milde Sitte haben hier ihr Vaterland; auch die Demokratie, die Beweglichkeit einer raschlodernden und leicht erzitternden Seele; auch jene Schnellkraft des Lebens, die ewig den starren Tod, die rückziehende Schwere bekämpft.

Was wäre Europa ohne Frankreich? Eine niedersinkende Masse ohne inneren Sprudelquell der Bewegung, ohne Verneinung, das heißt ohne Freiheit. Die Verneinung ist das Leben, die Geschichte. Die Germanen sind die Dorier, religiös, ernst, rauh, züchtig, schwer. In Rom waren beide Richtungen mit kämpfender Zweiheit in einem Volk vereinigt.

Marseille, den 15. April.

Der Zufall hatte mich auf dem Wege von Toulon nach Marseille neben zwei Damen gesetzt, die mit mir das Coupé teilten. Jung oder alt? Hübsch oder garstig? Schwarze Augen, ein bezauberndes Lächeln, ein Blick voll Verständnis, voll Spott, voll Sehnsucht oder Versagung? O Gott, ich weiß es nicht. Ich machte Schlüsse über Schlüsse, vom Gegebenen ins Unbekannte, wie man aus einem Himmelsgrade die ganze Kometenbahn berechnet, wie man aus schwimmenden Beeren und von Westen geflogenen Vögeln ein weites Festland erriet. Ich senkte mich in jene geheimnisvolle Seelentiefe, wo man mit divinatorischer Ahnung verborgener Wahrheiten, die kein Verstandesschluß erreicht, teilhaftig wird. Alles umsonst. Ein ungeheurer Hut schied mich von einem unbekannten Antlitz, schied mich hoffnungslos und auf ewig. Da erfuhr ich die

Wirkung der Zelleneinrichtung des Wagens der Sträflinge, die, wie ich in eitlem Stolz glaubte, nie auf mich eine Anwendung finden sollte. Nur einmal, da auf der Straße ein plötzlicher Lärm sich erhob, wandte das holde Wesen erschreckt seinen Kopf, und ich sah die Spitze einer Nase hervorleuchten, wie eine heftige Meeresbewegung die Kirchturmspitze einer versunkenen Stadt auf Augenblicke entblößt. Das war alles. Bei der Ankunft in Marseille verlor ich die rätselvollen Begleiterinnen in der ersten Verwirrung aus den Augen, und als ich schnell wieder zu mir kam, waren sie entschwunden. Nur die Wärme und der Duft, der von dem schönen Leibe strahlte, nur der Klang des provenzalischen Geflüsters zwischen beiden Nachbarinnen — das ist alles, was ich gewann, mehr Erregung als Stillung. Ich will mich beruhigen am Antlitz der immer in sich befriedigten Natur. Wir kamen wieder über einen felsigen Gebirgsstock, wo hinter öde wogenden Höhen der blaue Meeresspiegel erschien. In langen Streifen von Getreide und Wein zog sich dann ein offenes Gelände mit rötlichen Äckern dahin, so verschieden von den unendlichen Fruchtbaumpflanzungen Italiens. Hier ist die Olive kein Baum mehr, sie ist niedrig wie Gesträuch und gleicht jenen Zwergbäumen der Gärten, die kaum die Höhe des Menschen erreichen und dennoch die schönsten Früchte tragen. Ich weiß nicht, ob dies eine Abart ist, oder ob die alten Bäume infolge eines strengen Winters erstorben sind; denn der Ölbaum wächst sehr langsam. Die Provence, so südlich sie ist, hat dennoch viel von rauhen und heftigen Winden zu leiden, die von den eisigen Alpen wehen. Im Städtchen Fréjus

sah ich eine hübsche Szene. Unter einem ungeheuren uralten Kastanienbaum, den man rings mit einem steinernen Sitz umgeben hatte, saß ein schöner Greis, auf seinen Stock gestützt, seelenruhig vor sich hinblickend, als sammle er die Lehren der Weisheit seines Lebens, während auf der andern Seite eine Bauernfamilie, Vater, Mutter und ein allerliebstes kleines Geschwisterpaar, ihr Frühstück hielten. Sie tauchten ihr weißes Brot in den roten Wein; die Flasche hielt der Vater, der sich selbst reichlich, den Kindern nur mäßig einschenkte; das Brot brach die Mutter, die ältere Schwester reichte es dem Knaben, der Steinsitz diente zum Tisch; auch den treuen Hund vergaßen die Kinder nicht. Alles so öffentlich, so naiv und menschlich und nur im Süden zu sehen. In der Nähe Marseilles beginnt die gepflasterte Landstraße. Die Saat der Landhäuser wird immer dichter, das Land teilt sich in lauter Gärten, und unaufhörlich rasseln die schweren Frachtwagen. Unmerklich haben sich die Häuser näher aneinander geschlossen, sie bilden zuletzt eine zusammenhängende Reihe, und ehe man dessen gewahr wird, rollt man durch die Straßen von Marseille.

Ich erwartete, ich weiß nicht warum, von Marseille nichts Großes und fand eine der reichsten, schönsten und blühendsten Städte, die ich noch gesehen. In Italien hat der Ruf das Kleinste nicht übersehen und es oft über die Wirklichkeit erhöht; Frankreich hat bei uns keine so entgegenkommende Gunst erfahren — und warum? Weil es stark, mächtig und groß ist und wir uns gedemütigt fühlen; weil die Mächtigen es hassen und im Geheimen und Offnen durch alle Mittel der

Rede und des Verbots Schmach und Verachtung auf Frankreich häufen, weil Frankreich raschen Verstandes mit der Vergangenheit, dem Glauben, den Satzungen und Überlieferungen gebrochen und wir in gemütlicher Treue, voll Geduld und Gründlichkeit uns vor dem Ansehen beugen und eben jene Überlieferungen von Jahr zu Jahr fortschleppen. Doch davon nicht jetzt. Den Franzosenhaß erklären ist leicht, und doch alle Kunstgriffe sammeln, alle Beweggründe aufdecken, sowie die Folgen, ein langes Ding.

Marseille enthält stolze Straßen voll königlicher Häuser. Und diese Häuser sind moderne Paläste, Abdrücke und Werke des gebildeten Lebens einer an Geistesmitteln und kaum geahnten Erfüllungen reichen Zeit, es sind nicht jene Palazzi Barberini und Durazzo, Adelswohnungen voll plumper Öde, mit dem scholastischen Schmucke der Jesuitenzeit. Ein bewegtes Leben strömt und kreuzt sich immerfort in diesen weiten und lichten Straßen. So frei man sich in ihnen fühlt, so reicht ihre Breite doch nur für den regen Verkehr, für den Zug der Wagen hin, und bei allem Großartigen nicht jene tote Leere, wie z. B. in St. Petersburg. Quaderförmige Platten bilden das Pflaster; zwischen diesen und den erhöhten Trottoirs rauschen Wasserströme dahin, die von allen öffentlichen Brunnen den Weg zum Meere ziehen und oft so klar sind, daß man Gefäße darin spülen sieht. Eine herrliche Straße ist der sogenannte Korso, in dessen Linie man, von Toulon kommend, sich gleich anfänglich befindet und den an dem entgegengesetzten Ende ein schönes Tor, der neue Triumphbogen, von der Vorstadt trennt. Er hat gegen fünfzig Schritt Breite und enthält in der Mitte einen

ungepflasterten Spaziergang, den zu beiden Seiten hier wandernde Buden, dort auf hohem Tische thronende, von Narzissen und Veilchen umgebene Blumenwinderinnen einnehmen. Gleich prachtvoll ist die Straße Cannebière, welche unter rechtem Winkel vom Korso zum Hafen führt; die daranstoßende Place Royale und die ganze benachbarte Stadtgegend, die die glänzendsten Kaffeehäuser und reichsten Kaufläden enthält. Von dem Hafen aus hebt sich die Stadt sanft die Höhen hinauf; je weiter man ihn verläßt, desto mehr rasseln und hämmern die groben Handwerke im großen, und aus zahlreichen Essen, jenen Türmen moderner Städte, dringt schwarzer Steinkohlendampf. Fabriken! Fast ein Jahr, daß ich keine gesehen, denn ich komme ja aus Italien, das erstarrt zurückgeblieben ist auf dem Wege moderner Entwicklung. Mit Freude begrüßte ich sie wieder; denn alle Gründe der Künstlerischen, der Religiösen, der Altertümlichen und Naiven rühren mich nicht im mindesten. Aber über dem ganzen Reichtum der neuen Welt an gesitteter Ordnung und sinnlicher Veredelung, der dich, wenn du auf diesen Straßen wandelst, umgibt, wölbt sich der blaue südliche Himmel; oft bildet er mit weißlichem Dunst den Schluß der sich verlierenden Straße; diese Traumferne und die milden Frühlingslüfte und die Bäume auf den öffentlichen Plätzen geben der geschäftigen Stadt zugleich etwas Seelenvolles.

Fand ich in Marseille eine freiere und schönere Stadt, als ich gedacht, so übertraf auch die Handelsbewegung weit meine Erwartung und alles, was ich früher, zum Beispiel in Hamburg, derart gesehen. Unaufhörlich wanken die schweren Frachtwagen mit ungeheuren Rädern

rasselnd und knarrend, von vier, fünf, ja sechs Pferden gezogen, die man in langem Zuge eins vor das andre spannt, über das kreischende Steinpflaster. Dort werden die Rohstoffe verfahren, und roh und plump sind auch die Räder, bloß starke Muskelkraft sind die großen Pferde, denen ein Sattel mit zwei ausgebogenen Hölzern, gleich den Hörnern des Steinbocks, auf dem Nacken liegt. Man sieht die groben Grundlagen, die zersplittert, vermannigfacht, kombiniert, das künstliche Leben gebildeter Menschen zusammensetzen. Auf dem breiten Molo, der den ganzen Hafen umgibt, windest du dich tausendfach zwischen Ballen, Säcken, Körben und Tonnen aller Art. Aufgehäuft in allen Gestalten, tragen sie alle ihre Buchstaben wie ihre Nummer. Werkleute sind beschäftigt, sie zu heben, aus dem Schiff oder in das Schiff zu schaffen, sie zu öffnen, zu vernageln, zu füllen oder zu leeren, auf den Frachtwagen zu rollen. Dort wird eine große Tonne an einer schweren eisernen Stange, die mit lauter Einschnitten gekerbt ist, gewogen; dort sitzt ein Schreiber an einem mit Rechnungsbüchern gefüllten Tische und merkt sich Gewicht oder Inhalt, denn es ist der empfangende oder abliefernde Kaufmann; hier murmelt der Wäger, auf seine Wage blickend, die Zentnerzahl, die ein nebenstehender Knabe mit lauter Stimme ausruft; dort fügt ein Beamter, eine große Kapselzange in der Hand, mit schweren Schlägen den bleiernen Zollstempel an die Schnur der Kiste. Fettschwitzend stehen Hunderte gefüllter mächtiger Öltonnen da, während andre durch eine Winde, die das untergelegte Seil anzieht, schwerrollend je zwei auf Frachtwagen geschafft werden und das feinste Flaschenöl in zierlichen Kisten den Raum des Schiffes füllt, das

an eine ausländische Küste geht. Den Schwefel tragen die Arbeiter als gelblichen Staub in kleinen aus Matten geflochtenen Säcken ans Land, wo sie den Inhalt in einen größeren Sack schütten; diesen nehmen andre in Empfang, tragen ihn einige Schritte weiter, kehren ihn auf das Steinpflaster um und aus dem daliegenden Haufen füllen sich dann abermals kleine Matten, die auf den Wagen geschwungen und dort geleert werden. Der Schwefel ist entzündlich, wird er die Kriegsflamme entzünden? Das Blei liegt in langen, halbrunden Klötzen übereinander — versuch es, diese zu bewegen; in dünnen Stangen klirrt das Eisen; wenn diese übereinander geschwungen werden, dann denk' ich an das Waffengerassel wilder Völker vor Beginn der Schlacht oder an das rauschende Erz bei Homer. Zu welchem Fabrikgebrauch das Spießglanz dienen mag, das hier in größeren und kleineren Stücken die offenen Körbe füllt? Sehnsüchtig machen mich die aus geflochtener Hülle hervorblinkenden Champagnerflaschen und edlen Weine, die über Meer gehen und vorsichtig von je zwei Männern getragen werden. Unermeßlich ist die schwarze glänzende Asche der Steinkohlen, die ausgeladen, in Fässer geschaufelt und fortgeführt wird. In jenen Säcken muß Feldfrucht, Reis oder vielleicht Kaffee enthalten sein, denn so körnig fühlen sie sich an. In zierlichen, weißglänzenden Quadern ist hier Talg, dort Ölseife aufgestellt und auf jedem Stück ein rundes Wappen, die Namen des Verfertigers und des Ortes der Verfertigung eingeprägt. Vom hohen Schiffsborde kommt im Schwunge ein schmutziger holländischer Käse nach dem andern in die Körbe ans Land geflogen; und einige Schritte weiter hast du das Gegen-

stück, da fliegen gleich schmutzige sardinische Schinken. Neben regelmäßigen weißen zu Quadern behauenen Bausteinen, die zu einer niedrigen Mauer vorläufig aufgetürmt sind, wälzen sich Baumwollenballen von ähnlicher Form, die wahrscheinlich aus Ägypten kommen. Die Klötze kostbaren, roten, tropischen Holzes, sowie lange Balken, Bretter und Schiffsbauholz aller Art sperren hier fast den Weg, während dort zierliche Zuckerhutformen von rotem Ton, zu lauter Kegeln übereinandergestülpt, im ersten Augenblick dich über den Gebrauch, zu dem sie dienen, zweifelhaft lassen. Ein schöner Anblick ist es, wenn auf eine weite Strecke der Hafendamm mit großen Körben offen daliegender Apfelsinen, die aus noch südlicheren Gegenden kommen, gefüllt ist. Lange nicht so schön und duftig, gewiß aber viel nützlicher, sind die rohen Felle, die je zwanzig zusammengebunden werden, die gesalzenen Fische, die Leinsaatkuchen. Öl, Wein, Baumwolle sind die Hauptgegenstände des Handelsbetriebes. Wie sollt' ich mich aller der Stoffe erinnern, die hier kommen und gehen! Zur Seite an den Schalungen des Dammes liegt Schiff bei Schiff, fremde und einheimische, ferne und nahe, schlanke, plumpe, neuglänzende und alterfahrene. Von allen Wimpeln, die dort flattern, weht am stolzesten die dreifarbige Fahne, die mir schon jenseits der langen Holzbrücke über den Var entgegenflatterte und die ich halb schmerzlich halb freudig begrüßte — denn wo sind die unersetzlichen Augenblicke hin, jene Stimmungen, jene Wallungen der Völkerherzen, die nun durch langsam eingeträufeltes Gift siech und mißtrauisch, durch lange Versagung ermattet, durch blinde, sinnliche Habsucht entadelt sind! — Aller-

liebst sind die kleinen Kähne mit der viereckigen Bedachung von farbiger Seide. Ihre Führer bieten sich dir auch zu Fahrten im Hafen an, aber wenn ich an die Bootsleute von Venedig, Neapel und Livorno denke, an deren Unverschämtheit und Habsucht und rettungslose Angriffe, so wird es mir wohl, hier ein freundliches Anerbieten freundlich zu verneinen und damit den Handel zu beenden. Als heute einer dieser Gondelführer mich aufforderte, einzusteigen, und ich auf die Wolken am Himmel wies, von denen schon einige schwere Tropfen fielen, rief er lächelnd: „Ça rafraîchit, Monsieur!“ — Es macht mir Spaß, alle Namen der Schiffe zu lesen, die mit goldenen Buchstaben über der Kajüte prangen und von dem Maß erfinderischen Witzes zeugen, das jedes Volk zugeteilt bekommen. Die Deutschen brachten es meist nur zu einfachen Kalendernamen, wie Friedrich Wilhelm, Luise, Dorothea und dergleichen, die französischen haben fast die ganze Mythologie, die Geschichte und das Reich der Phantastik ausgeschöpft. Die Dampfschiffe deutscher Flüsse und Seen nennen sich gewöhnlich voll Untertänigkeit nach den Fürsten, durch deren Länder ihre Fahrt geht, die französischen oft nach Taten und Tagen der Geschichte des Reiches: der Algesiras, der Phokäer, der Friedland, der Marengo, der Pharamund, der Sully; oder mit weitem Pomp nach dem Unendlichen: der Ozean, der Dreizack, der Komet. Über dieselbe hochfahrende Rhetorik lächle ich bei den Aufschriften hiesiger Kaffeehäuser; da gibt es ein Siècle, ein Univers, ein Globe, Aux mille colonnes u. s. w. Von den Namen deutscher Dampfwagen, unter denen viele sehr matt und abgeschmackt sind, erinnere ich mich dreier recht hübscher:

der Blitz, der Adler, der Luther. Ich kannte einen Theologen, der in augustanischem Glaubenseifer über die letzte Benennung sehr böse war. Es ist gewiß sehr anziehend, die Namen der Tagesblätter der europäischen Völker zu sammeln, sie vergleichend gegenüberzustellen und gegen die des vorigen Jahrhunderts zu halten. Eine Allgemeine Zeitung ist gewiß nur in Deutschland möglich. Statt des Merkur, der Horen, der Allgemeinen deutschen Bibliothek, der Wöchentlichen Nachrichten, der Allgemeinen Literaturzeitung, der Rheinischen Thalia, der Propyläen, der Gelehrten Anzeigen, der Zeitschrift für Witz und Scharfsinn 2c. haben wir nun das Danziger Dampfboot, den Hamburger Telegraphen, den Leuchtturm, den Beiwagen, die Eisenbahn, die Schnellpost, Ost und West, den Rheinischen Postillon, die Deutsche Revue, die Hochwacht, die Posaune, Teeblätter, Abendzeitung, Mitternachtszeitung, Morgenblatt u. s. w. Ich will von nun an alle Namen der Cafés, Schiffe, Tageblätter, Dampfwagen aufzeichnen und damit meinen Aufsatz über die Menschennamen vervollständigen; denn auch diese Sammlung ist reich an den merkwürdigsten ethnographischen und geschichtsphilosophischen Resultaten. — Der Hafen bildet eine längliche Ellipse, da, wo der schmale Ausgang ist, durch zwei Festen verteidigt, von einem breiten Damme und einer hohen Häuserwand umgeben, einer großen Anzahl von Schiffen hinlänglichen Raum gewährend. Und in der Tat liegen die Schiffe hier in verwirrender Menge durcheinander, wie ein dichtes Rohrfeld starren unzählige Masten empor, und während kleine Nachen gewandt an ihren Bäuchen hinschießen, während beladene Boote mit Fässern und Säcken vom

größeren Mutterschiff abstoßen, schwimmen schwere, plumpe Flöße ungegliedert und gestaltlos, wie bewegliche Brücken, mit Gütern und Menschen längs dem ausgespannten Seil. Eine Dampfmaschine ist immerfort beschäftigt, den Hafen zu vertiefen; an der Vorderseite eines hölzernen Ungetüms befestigt, stößt sie in wütenden Wirbeln rabenschwarzen Dampf aus, während Eimer an Eimer mit scharfschneidenden Rändern im Schwunge der Radbewegung in die Tiefe fährt, dort sich mit dem Schlamme des Grundes füllt und dann, in der Höhe der Luft umstürzend, einer hölzernen Rinne ihren Inhalt abgibt, aus der sich die zähe Kotmasse in schrecklichen Fluten in ein sie auffangendes schwimmendes Behältnis niederwälzt. Vom Hafen läuft ein breiter Kanal, mit zwei Armen ein Rechteck bildend, in die Stadt; auch an seinen Ufern, die überall Warenlager umgeben, bewegt sich das Gewühl auf- und abgeladener Güter. Eine der Brücken, die da, wo der Einschnitt eines Docks den Hafendamm schneidet, die Verbindung wiederherstellt, öffnet sich, auf Rädern rollend, über welche anzuspannende und nachzulassende eiserne Ketten laufen, mit zwei Flügeln wie ein Tor vor dem anschwimmenden Floße und schließt sich hinter ihm. Ein ängstlicher und durch den Widerspruch, den er enthielt, fast lächerlicher Anblick war es, ein großes, zweimastiges Schiff so völlig auf die Seite gelegt zu sehen, daß die Spitze des Hauptmastes fast den Wasserspiegel berührte; man denke sich ein fünfstockiges Haus mit dem Giebel nach der Erde neigend oder einen Elefanten im spielenden Tanz einer jungen Katze; eine Menge kleiner Menschen wimmelten um den Riesenbauch, ihn mit kupfernen Platten zu beschlagen. Lange sah ich dem Bau

einiger Schiffe zu, die eben aus groben Balken und Brettern zusammengesetzt wurden: die Arbeit ist roh, plump, ungeheuer, wirkt mit schwerer Wucht und massenhaften Klötzen und Schlägen, wodurch man ebenso ein einschüchterndes Gefühl der Roheit erhält, als mikroskopische Arbeiten, wie zum Beispiel geschnitzte Kirschkerne, mit dem Ekel markloser Verfeinerung erfüllen.

Die Wanderung durch das Gewühl am Hafen ist um so unterhaltender, als Marseille eine Seestadt gerade des Mittelländischen Meeres ist. Dieses Meer bespült und verbindet drei Weltteile, Völker der verschiedensten Trachten, Sitten und Körperbildungen. Marseilles Handel mit der Levante ist immer bedeutend gewesen; von dorther bekam es die furchtbare Pest, die 1720 die Stadt verheerte, von dorther mit den Waren auch die Menschen, die Lebensart, die Geräte. Die malerischen Trachten des Morgenlandes begegnen mir hier bei jedem Schritt: Türken im Turban, Griechen in blauen und roten Farben, Armenier, Juden. Die gestickten Pantoffeln, die Bernsteinpfeifen und was sonst dem orientalischen Leben angehört, blicken aus zahlreichen Läden. So mannigfach die Europäer hier vertreten sind, so schwer sind sie zu unterscheiden, denn es ist das herrliche Vorrecht der Bewohner dieses Weltteils, frei zu sein von den Schranken natürlicher Besonderung; sie sind dem reinen Menschen am nächsten, darum die gebildetsten, die edelsten; sie gehören keinem Lande an, darum ist ihnen kein Klima verderblich. An diesem schwarzflammenden Auge und dieser braunen Haut erkenne ich vielleicht einen Spanier; denn dies nahe Land hat gewiß zahlreiche Söhne hergeschickt. Papageien kreischen längs dem ganzen Molo,

seltene Muscheln, Straußeneier, abenteuerliche Meerfische, tropische Vögel in glühenden Farben, Fasergeflechte der Wilden entführen meine Phantasie in eine Natur, deren Erscheinungsmacht ich nur in einzelnen Blitzen ahne.

Alles, was die See liefert, was sie im Schoße trägt: der Meeresgöttin wundersame Gaben, von der vielzweigigen Koralle bis zu des Hummers greulicher Ungestalt, ist hier zu schauen. Hier hängen Seekarten mit allen Klippen und Bänken, Strudeln und Küsten; wo das Land anfängt, da hört die Zeichnung und Benennung auf: ein Umschlagen des Negativen und Positiven; beides ist ja nichts Wirkliches, sondern nur ein Verhältnis. Dort glänzen alle nautischen Instrumente aus blankem Messing, mit Rädern und Stiften aus Stahl und mathematischer Einteilung, Quadranten, Sextanten, Polmesser, Fernröhren, Chronometer und tausend andre verwickelte, die ich nur anstaune, aber nicht begreife, stolz und gedemütigt zugleich. Und ich wanke weiter zu glänzenden und immer glänzenderen Kaufläden, voll reichen Schmucks, voll mannigfachen Gebrauches, oft nur der Einbildung, zärtlicher Sitte eines künstlichen Lebens dienend, das sich frei macht von dem herrischen Joche des rohen Bedürfnisses, indem es mit freiem Wechsel und spielender Forderung Bedürfnis über Bedürfnis zu einer nie endenden Kette fortknüpft. Aus einem Laden mit Räucherwerk weht ein Gedüfte wie aus den Balsamwäldern Arabiens, eine Niederlage goldener und silberner Schmucksachen strahlt in der zierlichsten und reichsten Anordnung, im Lichte tagheller Gasflammen spielend, wie der diamantene Goldpalast der Meeresfee im Grunde

der Wasser, — doch will ich mich nicht ekstasieren, da mich in Paris wohl noch höhere Pracht erwartet.

Marseille, den 20. April.

Marseille ist nicht bloß eine wichtige und lebhafte Handelsstadt, auch seine Naturumgebung ist herrlich. Auf der Landseite weite Gebirgsabhänge mit zerstreuten Landhäusern bedeckt; das Weiß der aus Felsstücken lose errichteten Feld- und Gartenmauern und dieses oft hervorblickenden Felsengrundes selbst mit dem Grün der Beete, dem schwärzlichen Dunkel der Ölbäume und der Nadelholzgruppen lieblich gemischt; die Senkungen des Talbodens voll Anmut, die Kämme der Gebirge drohendes Gestein; in ein ganz südliches Bild, an dessen Rändern der Himmel, wie verdichtetes Licht, dunstig zerfließt, doch schon ein helleres Grün, ein nordisches, saftiges Leben, in einzelnen Streifen und Flecken eingetragen — vielleicht nur Wirkung des Frühlings, der die Kastanien, die Nußbäume schon dicht bekleidet. Oft rief ich: „Florenz, Florenz!" wenn ich auf höheren Punkten diese Gegend übersah. Um die Meeresaussicht zu bewundern, um an Neapel erinnert zu werden, ist eine kleine Wanderung nötig, denn die Höhen, die den Hafen umgeben, trennen die Stadt von dem Spiegel der See. Im Süden gewinnen wir durch ein kurzes Emporklimmen einen beherrschenden Punkt. Dort thront in der Höhe auf einem weißen Felsen eine alte Feste mit einer Kapelle: Notre Dame de la Garde. Von dort schaut die Meereswacht in die Ferne, an den Eingang des Hafens und nach allen kommenden, allen gehenden Schiffen, würde in Kriegsjahren die nahenden Feinde

erspähen, könnte einen weiten Umkreis mit tödlichen Kugeln bestreichen. Kurz ist der Weg hinauf, aber beschwerlich; er klettert den zersprengten, zerbröckelten, rollenden Kalkfels hinan, schneidet mit scharfem Gestein in die Sohlen und rings brennen die nackten Platten, von der Sonne erhitzt. Aber je weiter du steigst, desto weiter wird der Spiegel der Meeresbucht, und die Felseninseln Pomègue und Ratonneau heben sich in weißen Gebirgsblöcken aus den Fluten. Auf der Platte der Warte endlich hast du den ganzen Küstenlauf von dem scharf geschnittenen, wie von einem Zittern der bildenden Hand ausgezackten Vorgebirge zur Linken bis zu dem weitgeschweiften Bogen des Meerbusens zur Rechten. In der Mitte zu deinen Füßen drängt sich das mächtige Marseille mit dichten Dächern; der Hafen, ein schmaler Schlitz, dringt bis in das Herz der Stadt; Festungswerke grüßen sich von beiden Seiten an seinem Eingang, hier der regelmäßige Mauerstern, dort ein runder Turm über massenhaftem Unterbau. Aber das Reizendste sind jene Inseln, die ich schon genannt. Eine dritte, vorderste, ein weißes Riff, trägt ein Schloß, eine Kriegswehr, das Château d'If, die sich auf den Felsen klebte, ihn benutzend, von ihm kaum unterscheidbar, malerisch und zu der Lage stimmend. Dahinter ziehen sich die beiden andern Inseln, eine langgestreckte Felsenkette, deren getürmte Massen unter sich, wie ein Zug Schiffe, nur durch einen Faden zusammenhängen und nackt und weiß alte Befestigungen tragen, die nun verlassen sind. Zwischen zweien dieser kaum durch eine schmale Zunge oder einen Damm zusammenhängenden Felsklippen bildet das ruhigere Gewässer einen natürlichen Hafen, den Pont

Dieudonné, und dort war es, wo die Flotte Cäsars lag, als sein Heer das auf Pompejus' Seite getretene Massilia belagerte, und zwischen diesen Inseln und dem Hafen von Marseille fiel die Seeschlacht vor, in der die Massilier durch alle Künste leichter Schiffsbewegung und mit aller Kunde des Steuerns und Segelns den harten Römern nichts anhaben konnten, die die feindlichen Fahrzeuge enterten und auf dem Verdeck in rohem Landkampf alles niederwarfen.

Steigt man von Notre Dame de la Garde hinab, um an der Felsenküste zu streichen und auf unebenen schneidenden Pfaden, in tausend Windungen ein- und ausbeugend, sich dem südlichen Klippenstocke zu nahen, der zur Linken die Aussicht schließt, dann wechselt das Bild unaufhörlich, verschiebt sich neu bei jedem Schritt, und wenn hier etwas niedertaucht, hebt sich dort eine Insel, ein Dach, eine Bucht. In den Tälern und auf den Höhen dieses Felsenreiches sind dennoch Landhäuser verstreut; man nennt sie Bastiden. Fast jede hat eine herrliche Meeresaussicht, aber nicht jede einen Baum, ein Gartenbeet, denn Fels und nichts als Fels ist dieser Boden. Locker gehäufte Trümmer dieses Felsens bilden lange Mauern, die hier überall um die Höhen streichen und jedes Besitztum einschließen. In manchen Senkungen, wo die niederströmenden Wasser aufgelöstes, verwittertes Steingebröckel zusammenführten, bildete sich ein grünes Gärtchen, einige Ölbäume finden Nahrung, und Felsengesträuch, wie ich es oft an südlichen Uferwänden gesehen, dringt mit Stacheln und Blüten aus dem Grunde der Spalten. Hier und da ist der Fels in untermauerte und mit Erde

bedeckte Terrassen verwandelt. Häufig aber und in den dichtesten Gruppen und mit dem schwärzesten Grün wurzelt hier die Tanne, die das Gestein zu ihren Füßen liebt und bei jeder Fernsicht dessen weiße Massen herrlich unterbricht. Man setze sich diese Züge zusammen, jenes nackte Felsengewirr, jene überall zerstreuten Bastiden, die grünen Senkungen, die verschlungenen, auf und ab steigenden Felsenmauern, die gehäuften Steinen gleichen, die runden Gruppen der Tannen, die herrlichen Inseln und Vorgebirge des Meeres, die dichtere Bevölkerung der Golfe, da wo an ihrer innersten Spitze sich sanftere Talerde bildet, die Schiffe und Leuchttürme der Ferne, und es wird ein wunderschönes, immer fesselndes Ganzes, durch das man auf Steigen und Pfaden nicht müde wird zu irren und zu klimmen. Es war der Ostertag, da ich durch jene Gegend strich und also überall festlicher Schmuck und fröhliches Spiel auf Wegen und vor den Türen der Wirtshäuser. Paar und Paar wanderte Arm in Arm nach schöner französischer Geselligkeit, die die Geschlechter so leicht vereint, ihren Umgang so anmutig macht und so schnell den Knoten schürzt und löst. Frankreich ist das Land der Liebe; sie waltet, verbindet und entzündet immerfort und vergißt nie die Grazie, das Menschliche, den Scherz. „Bon vin, bonne bière“ oder „Ici on donne à boire“ steht lockend über mancher Tür, deren Weindach jetzt noch licht ist, und fast jede hatte eine rastende und lachende Gruppe versammelt, während Liebende die abgeschiedenen Felspfade suchten, wo ich Einsamer ihnen oft begegnete und sie aus geheimem Gespräch aufscheuchte, wie der Jäger ein Gevögel.

Marseille, den 21. April.

Böses Regenwetter hat die Festfreude gestört, und von den Volksszenen der Straße hat sich nur einiges, das Hartnäckigste gerettet. Unter großen Schirmdächern kauert die Obstverkäuferin, die Blumenwinderin und die Spenderin zuckerner Mandeln und goldener Pfefferkuchen. Trotz des finsteren Himmels versuchen die Kinder, denen ja immer Festtag ist, das Glück des Loses: sie drehen die lange Nadel, die endlich an einer kleineren oder größeren Zahl des Kreises still hält und je nach der Gunst des Schicksals eine, zwei oder fünf Mandeln oder wohl gar einen Kuchen beschert. Auf den freien Plätzen versammelt ein Mann, es ist ein ausgedienter Soldat, einen Kreis Zuschauer, in dessen Mitte er allerhand Künste zum besten gibt. Man wirft ihm Sousstücke auf den Boden hin, die seine junge Frau, dankend und zu neuen Gaben ermunternd, in eine Büchse sammelt. „Allons, Messieurs, du courage!“ ruft sie lächelnd, und im Schwunge fällt dann wieder ein Sou auf den freien Raum in der Mitte. Der Künstler selbst hält ein kraus gefaltetes Papier in der Hand, aus dem er im Nu alles mögliche macht, eine Laterne, ein Salzfaß, einen spanischen Kragen, eine Sanduhr u. s. w. Dann nimmt er einen Filzhut, der in der Mitte ausgeschnitten ist, und weiß ihn so zu falten, zu wenden und aufzustutzen, daß alle Kopfbedeckungen, die je bei allen Völkern und in allen Ständen im Gebrauch gewesen, nach der Reihe daraus hervorgehen. Er stellt mit unverkennbarem mimischen Talent den Verrückten, den jungen Rekruten, den alten Spieler vor. Er steckt sich eine Menge spitzer Messer bis zum Heft in die Nase und in die Wangen,

und die Zuschauer selbst ziehen sie ihm wieder heraus. Nun aber kommt das Hauptstück: das macht er aber nicht eher, als bis von neuem vier Sous fallen. „Meine Herren, etwas sehr Merkwürdiges, aber vier Sous, vier erbärmliche, elende, schuftige Sous." „Du courage, Messieurs!" ruft die Frau wiederholt. Jeder hat aber schon früher nach Mitteln und Lust seinen Beitrag zugesteuert, und die Menge bleibt unbeweglich. Endlich fällt nach hundert gewandten und scherzhaften Aufforderungen ein Geldstück. „Nur noch drei, meine Herren, drei kleine, runde, nichtswürdige Sous. Werfen Sie ja nicht mehr, ja nicht vier, das würde mich ärgern, mich tief kränken." Ein zweiter, ein dritter und vierter Sou kommen auch wirklich geflogen, denn alles wird ungeduldig, das erwartete Hauptstück zu sehen. Da er eben sich dazu in Bereitschaft setzt, fällt ihm ein fünfter Sou vor die Füße. „Meine Herren," ruft er in verstelltem Schmerz, „warum wollen Sie mich betrüben; werfen Sie ja nicht mehr" — in demselben Augenblick aber kommt von allen Seiten Sou auf Sou. „Ach, meine Herren, Sie setzen mich in Zorn, in Wut, die Tränen brechen mir vor Verdruß aus den Augen, und sollte jemand noch werfen, so wäre ich vollends in Verzweiflung." Mit dem Ausdruck tiefster Bekümmernis sammelt er geschwind die reichliche Münze in seine Schachtel, alles lacht, sein Streich ist ihm gelungen und das Kunststück kommt: er trinkt ein Glas mit Wasser, darauf ein Glas mit Wein, worauf er das Wasser unvermischt wieder aus dem Munde fließen läßt. „Madame Quatorze-Onze" (so nennt er seine Frau), „die Herren Zuschauer sind ermüdet, nehmen Sie Becher und alles

übrige fort." Zum Schluß deklamiert er ein Gedicht, wo er seinen Lebenslauf und seine Taten in Ägypten und Rußland erzählt. Alles hört aufmerksam. Ruhm, Freiheit, Frankreich fesseln hier jedes Herz. Glückliches Land, daß es ein gemeinsames hochherziges Volksgefühl hat, daß es einem Mittelpunkt zuströmt und daraus Halt, Vergeistigung, Kraft gewinnt. Welches ist die Idee, die bei uns, alle durchdringend, alle vereint und adelt?

* * *

Übersieht man Marseille von irgend einer Höhe, so bemerkt man fast gar keine Türme, sondern nur ein welliges Meer weißer Schieferdächer. Alle Kirchen der Stadt sind klein, ohne Pracht; jedes Kaffeehaus hat bei seiner Einrichtung ein größeres Kapital gefordert. Selbst die früheren Jahrhunderte, wo die Religion herrschte, haben hier nichts vermocht. Triumph für mich! So wahr ist es, daß in Handelsstaaten der Geist früh erwacht, daß Verkehr, indem er die Menschen von der Scholle und der engen Schranke losreißt, sie früh reinigt, erleuchtet, innerlich erweitert.

Wenn ich in den Ostertagen die Gemeinden in den engen Kirchlein versammelt sah, fiel mir ein bedeutender Unterschied mit Italien auf. Schon viel Protestantisches in ihrer Haltung. Nicht ein ewiges Knien und Sichbeugen, Kreuzschlagen und Gemurmel von Gebetformeln, sondern ruhiges, stilles, mehr innerliches Wesen, mehr wirkliche Erbauung und weniger äußerliche Genugtuung durch Gebräuche.

* * *

Man wundert sich, daß von dem alten, mächtigen und blühenden Massilia nichts, gar nichts übrig ist, kein Stein, kein Säulenbruchstück, kein verstümmeltes Bildwerk. Und doch herrschte die Stadt über ein weites Gebiet, führte zuerst Gesittung unter die wilden Bewohner Südgalliens ein, gründete Pflanzstädte an der ganzen Küste, behielt bis in die späteste Zeit den Ruhm der Bildung, die Römer zu Ciceros Zeiten wanderten nach Athen und Massilia, um ihre Erziehung zu edler Menschlichkeit zu vollenden, und Cäsar, der sie genugsam kannte, nennt die Einwohner in seinen Denkwürdigkeiten docti homines. Also Massilia ein großer und reicher, hochgebildeter Staat und kaum eine Spur jenes Altertums mehr übrig!

Aber Massilia war eine Handelsstadt, das erklärt alles. Dort wurde nicht prächtig noch umfangreich gebaut, es wurde keine Kraft auf riesenhafte Steinunternehmungen verwandt. Die Massilier waren beweglich und hellen Geistes, es waren keine eisernen Seelen, die, starr und in sich eng abgeschlossen, tiefe materielle Spuren der Erde eindrücken. Ist keine Mauer mehr von ihnen übrig, so wirken die Keime, die sie in Gallien gestreut, gewiß in der Geschichte des Geistes und der Völkersitten noch fort. Interessant muß es sein, die Geschichte des alten Massilia zu studieren. Denn diese Stadt ist die einzige in dieser Lage, sie ist der einzige Versuch des Weltgeistes mit griechischem Blute und so früher Gesittung an dieser fernen nordwestlichen Gegend. Merkwürdiges Zusammentreffen der Griechen und Gallier, erste Wirksamkeit der Naturgesetze des Westens, der erst viel später in die Geschichte eintritt, erstes Verlassen jenes

Kreises der alten Welt, der sich auf Griechenland und Italien beschränkt, eine Pflanzstadt, ganz auf sich selbst verwiesen, ohne Mutterstadt und Nachbarn und durch weite Entfernung vom Sitz der alten Geschichte getrennt, mehr auf den europäischen Kontinent gewiesen als alle übrigen griechischen Städte, deren Zug immer nach der Küste des Mittelmeeres geht — dies sind die hervorstechenden Merkmale Massilias, und dadurch wird es einzig und anziehend. Aber wie gering ist die Kunde, die uns über die Geschichte und den Zustand dieser Stadt überliefert ist!

Lyon, den 25. April.

Ich habe einen wahren Triumphzug durch einen großen Teil Frankreichs gemacht, durch die Provence und Dauphiné, über Aix, Gap, Grenoble und Vienne, über die Durance und Isère: einen Zug durch den schönsten Frühling, durch leuchtende Tage und duftende Nächte. Ach, das junge Grün des Frühlings ist doch noch anders als jenes stille, schwarze und schwermütige des immergrünen Winterlaubes in den römischen Villen, es ist so voll Hoffnung, voll Sehnsucht und dennoch voll Erfüllung. Ich habe dieses Jahr keinen Winter zu überstehen gehabt, und doch ist es, als lebte ich wieder auf, und ich weiß nicht, wie mir geschieht. Der Frühling ist das ewige Gleichnis aller Wiederkehr, jedes Ersetzens. Da wir alles in der Zeit anschauen müssen und die Zeit nichts ist als fortwährender Untergang, so war die Erhaltung nur durch Rollen in sich selbst, durch den Kreislauf möglich: damit wir in dem Schwunge der Dinge ewig den Morgen, den Frühling behielten,

muß er ewig verschwinden, um ewig wiederzukehren. Ganz Frankreich ist mit Fruchtbäumen bedeckt, ist ein großer Obstgarten. Jeder Acker trägt über seiner Saat Apfel- und Pflaumenbäume, Nußbäume und Maulbeerbäume, Pfirsichbäume und Feigen. Und so weit das Auge reichte, so schnell mich der Postwagen fortführte, überall dichter Blütenschnee auf allen Zweigen. Ganz Frankreich ist auch mit Alleen geschmückt, die eine innige Freude an der Natur pflanzte, jeder Weg ist mit Pappeln besetzt, jedes Städtchen von Reihen schattiger, frühbelaubter Kastanien umgeben. Und wie duftete jetzt dieses junge erste Laub, vorzüglich Abends, wenn die sinkende Sonne lange Streifen und riesenhafte Schatten über hellerglänzende Auen zog, und frühmorgens, in der tauigen Frische der ersten Stunden des Tages! Wenn die Kastanien schon luftig säuselten mit ihren breitgezackten Blättern, die wie segnende Hände über der brennenden Stirne des Wanderers schweben, der in ihre Schatten flüchtete, so waren die Ulmen, die Pappeln erst von gelbem Schimmer kaum keimender Blätter übergossen und nur in heißen Tälern schon hellgrün bekleidet.

Der reinste Himmel verklärte während dieser Reisetage das herrliche Land. Ich wurde nicht müde, in seine Ferne zu dringen, an dem verschwimmenden Dunst seiner Ränder zu hängen, der, aus lauter Blütenrauch gebildet, die hohen Felslinien in sein Gewoge zog. Es war noch einmal jener südliche Himmel, den ich nun auf immer verlassen habe und der wohl nur in den schönen Tagen des April und Mai so köstlich wie in Neapel über Mittelfrankreich sich spannt. Nur einen Abend sah ich gegen

Norden leichte, ganz aus Licht geballte Wölkchen in der kristallenen Himmelsglocke schweben, jener ersten Liebesschwermut gleich, die ihre dunklen Flecke in die frohsinnige Mädchenseele eines fünfzehnjährigen Kindes wirft. Die Nächte waren so warm, daß ich sie in offenem Wagen mit entblößtem Kopfe halb verschlummerte; summende Bienen, hochwirbelnde Lerchen, hier in der weiten Talwelle glänzende, dichte Saat, dort der Landmann mit der Schaufel die rötliche Erde aufstechend, hier die Sonne auf den weißen Staub der Kunststraße brennend; dort zur Seite unter einer Gruppe kühler Bäume ein immer sprudelnder Brunnen und die junge Wäscherin an seinem Rande kniend. An solchen Tagen ist in den Dörfern, den Städtchen jedes Haus verlassen, die Bevölkerung sitzt auf offener Straße in häuslicher Arbeit, in rührenden Familiengruppen, der Knabe spielend zu den Füßen seiner Mutter, die Mädchen am Rocken, der Greis unter dem uralten Baum, der schon seinen Großvater als Kind gesehen.

Ein herrliches Land, dieses Frankreich! Lachend, wie seine Bewohner! Wie ernst ist dagegen Italien, wie marmorn, felsig und gleichgültig! Dort ist kein Seelengrün, keine Wiese, keine Baumpflanzung an Stegen und Wegen; der Wein so schlecht oder gut, als ihn die Natur hervorbringt, die Blumen nicht geliebt, an Früchte nicht gedacht, als wie sie der Himmel gerade gedeihen läßt. Starre Zypressen, schwarze Stecheichen, struppige Myrten an brennenden Felswänden, schwermütiges graues Gebirg und Mauerwerk, nachlässige, ungerührte Menschenseelen mit plastischer Kälte gegen landschaftliche Natur, und der Himmel so klar, so still, wie der Augenspiegel einer an-

tiken Minervenbüste. Frankreich aber ist ein Wein-, ein Fruchtland, auch ein Blumenland; das Land grüner Täler und frischer Matten und schattiger Spaziergänge; die Ströme werden wieder blau, die Bäume wieder hoch und grün; in den Gärten wird wieder Gemüse gepflanzt, was Italien kaum kennt, der Herbst liefert volle Körbe mannigfaltiger Früchte, nicht bloß Pflaumen und Birnen und Walnüsse, sondern im Süden auch Granaten und Mandeln; der Landmann bietet dir wieder frische Butter an, wenn du bei ihm einkehrst, Butter, in italienischen Städtchen eine oft nicht einmal dem Namen nach bekannte Seltenheit. Die Sitte und das ganze Wesen der Einwohner voll geselliger Grazie, voll leichtgetrösteter Gutmütigkeit, voll harmloser Heiterkeit. Die Menschen haben hier wieder Sinn für ländliche Lust. Sie kleiden, sie benehmen sich mit angeborenem Maß und Geschmack. Nirgends die italienische Betrügerei: wo wäre regeres Gefühl für Ehre und Schande als in Frankreich?

Wie angenehm überrascht ist, wer aus Italien kommt und sieht, wie streng geordnet, wie pünktlich alle Einrichtungen sind. Da darf kein Recht verletzt werden, aber auch keine Pflicht wird durch Ansehen, durch Gunst, durch Bestechung erlassen. Der Wagen säumt keinen Augenblick, keine Verrichtung eines Beamten geschieht bloß zum Schein, keine Forderung ist zu niedrig, aber auch keine zu hoch. Man wirft einen Blick auf die Aufschriften der Häuser und liest wieder Primär- und Sekundärschule in jedem Städtchen, Lebensversicherungsgesellschaft, Justizpalast, Handelstribunal, Ackerbaugesellschaft, Bewahranstalt für kleine Kinder, Philanthropische

Gesellschaft, Kuhpockenimpfung, Baumschule, Feuerversicherung, Gegenseitiger Unterricht u. s. w. Was weiß man in Rom von diesen modernen Staats- und Lebensformen! Dasselbe Gefühl strenger und erleuchteter Verwaltung, dasselbe Gefühl der Gesetzesherrschaft erhielt ich beim Eintritt in Preußen, aber aus Frankreich stammen ursprünglich fast alle diese Einrichtungen. Der Mechanismus unsrer Staatsverwaltung, unsre Polizei, unsre Heeresbildung, unser Paß- und Postwesen, wie unsre Kleidung und unsre Küche, alles ist mehr oder minder in Frankreich erdacht und zuerst ins Werk gesetzt worden. Das moderne Weltalter, seine sozialen und politischen Formen, sein Befreiungsdrang, der die Wissenschaften forttrieb und das Selbstbewußtsein immer heller beleuchtete, offenbart sich am französischen Volke, seinem Geschöpf und Schöpfer, immer am frühesten und vollsten. Auch der ungeheure Warenzug und Frachtverkehr der französischen Landstraßen setzt den in Verwunderung, der auf italienischen Wegen nur einsame Vetturine hat einhertraben sehen. Darum es so schwer ist, die Straßen in Frankreich immer im Stand zu halten, daher in der Nähe der größeren Städte immer das unangenehme Steinpflaster beginnt. Ist man aus dem Lebenskreise von Marseille getreten, dann beginnt der gleich umfangreiche von Lyon, und knarrend schwanken die furchtbaren Lasten auf schweren Rädern, oft in einem langen Zuge von sechs Pferden langsam die Berge aufsteigend. Die Eisenbahnen müssen Frankreich ungeheuer nützen und das Land wie durch Zauber verwandeln. Marseille und Lyon üben schon jetzt mit mächtiger Vitalität auf weite Kreise die Wirkungen ihrer Repulsion und Attrak-

tion; es ist ein Aus- und Einatmen, das Zusammenziehen und die Ausdehnung eines Herzens.

Die französischen Diligencen sind vortrefflich, und man kann nicht bequemer reisen. Ist der Weg eben, so rollt der Wagen so sanft, daß man die Bewegung kaum spürt; zweckmäßig gebaut, schwer beladen und von weitem Umfang, schwankt er wie ein Lastschiff. Die Sitze sind breit und die Bespannung immer kräftig und rasch fördernd. Von Aix an betrug die Bevölkerung unsrer Diligence 22 Köpfe, worunter freilich ein Hundekopf; drei Pferde aber zogen dieses starkbewohnte Haus in munterem Trabe. Nur bei hohen Bergen geht es langsam, oder man steigt auch wohl aus, was man umso bereitwilliger tut, als die Aussicht von bedeutenden Anhöhen immer schön ist. Die französische Diligence teilt sich in vier Abteilungen und diese in zwei oder, wenn man will, drei Stockwerke. Das Coupé, der teuerste Platz, ist der vorderste Halbwagen, den zu den drei Seiten Fenster umgeben, wo man am bequemsten sitzt und immer freie Aussicht und frische Luft hat. An dem Coupé hängt das Interieur, ein geschlossener Wagen mit sechs Sitzen, an dem Interieur die Rotonde mit gleichfalls sechs Sitzen und dem Eingang von der Rückseite. Über den Köpfen der Rotonde türmt sich das Gepäck, über dem Interieur und dem Coupé die Impériale mit luftigen Stühlen; vor diesem ganzen Zuge ist dann noch der besondere Sitz des Kutschers, des Kondukteurs und eines dritten Passagiers, der dort auch oft noch Platz findet. Und rasch rollt dieses Ungetüm fort, in zwei Augenblicken ist umgespannt, so daß man kaum Zeit hat, umzusteigen; nur zwei- oder dreimal täglich erhält man kurze Frist

zum Frühstück oder Mittagsmahl, das dann immer schon mit dampfenden Schüsseln der Gäste wartet. Die Preise des Essens sind nicht niedrig, obwohl auch nicht übermäßig, und immer dieselben; der Wein ist durch ganz Frankreich vortrefflich, und da er à discrétion gereicht wird, läßt man ihn sich in langen Zügen schmecken. Am besten fand ich ihn in Lyon, und wer zu seinem Frühstück die köstliche Zugabe eines ausgezeichneten Burgunders wünscht, dem empfehle ich das schmutzige Hotel de Bourgogne, das seinen Namen mit Ehren trägt.

Ich kehre nach Marseille zurück, um von da aus nochmals in Gedanken nach Lyon zu fliegen.

Der Weg, der von Marseille nach Norden führt, muß die Anhöhen übersteigen, die die Stadt von allen Seiten umgeben. Auf dem Gipfel, der la Vista heißt, wirft man einen schönen Rückblick auf die reiche Gegend. Dort verläßt man das Mittelmeer auf immer. Der Weg bis nach Aix bietet keine Naturschönheit, die ich nicht auch sonst schon in der Provence getroffen. Der Weinstock ist hier überall ein niedriges, in dieser Jahreszeit noch unbelaubtes, knorriges Gewächs; der Ölbaum immer noch klein und im ersten Stadium seines Wuchses. Denn die Kälte rauher Winter tötet ihn von Zeit zu Zeit immer wieder, die Nordwinde der Provence werden ihm verderblich. An solchen Tagen gefrieren dort die Bäche und stocken die innersten Säfte der Pflanzen; es muß seltsam sein, die Quelle von Vaucluse im Tale Petrarcas gefroren zu sehen! Auch die Sitte und Gesinnung der Provenzalen ist nur für die milde Jahreszeit berechnet; auch sie stockt dann und zieht sich für den Augenblick ängstlich zurück. Im Winter harren und

hoffen diese glücklichen Länder auf den Frühling, und das erste ist so kurz, daß das zweite gewißlich erfüllt wird. Aix, in einem freundlichen Tale gelegen, ist, wie jedermann weiß, eine Gründung des L. Sextus, des römischen Prokonsuls, der die wilden Völker dieser Gegenden bezwang und in der Nähe der berühmten heißen Quellen Aquae Sextiae anlegte. Hier fiel im Cimbern- und Teutonenkriege die Schlacht vor, hier fand König René, der unglückliche Liebesschäfer, eine stille Zuflucht, hier wurden Mirabeau und Thiers geboren. Tatkraft, schlaue Regierungskunst und stürmische Beredsamkeit sind diesem Süden angeboren, vielleicht noch als Erbteil der Römer. Der Cours hat drei öffentliche Brunnen, von denen der eine lauwarmes Wasser hervorgießt; ich begnügte mich damit, ohne die eigentlichen warmen Quellen aufzusuchen; ein zweiter ist mit dem Steinbilde des Königs René geschmückt. Die Kathedrale fand ich durch nichts ausgezeichnet.

Der Tag wurde immer schöner, je weiter ich mich von Aix aus in die Provence vertiefte. Hinter den Bergen des Vorgrundes hatte ich schon längst in seliger Ferne ein weißes Lichtland gesehen, das wie eine endlose Öffnung in den weißlichen Dunst des Himmels verfloß und, ganz feenhaft, keine der Farben trug, wie die gemeinen Dinge der Natur. Unser Weg führte darauf zu: es war das Tal der Durance, jenes Flusses, von dem ich vor Jahren oft geträumt und gedichtet, es war ein schönes Tal und dennoch aller Zauber verflogen, da ich es wirklich und faßlich vor Augen hatte. Jenes Lichte und Milchfarbene aber waren weite, weiße Felsen, die in sanfter Senkung sich zu einer Rinne höhlten, in der die Durance wild und

schwärzlich über weite Kiesfelder hinschoß. Der Weg folgte dem Flusse immerfort aufwärts, grub sich in das Gestein eines jetzt eng, düster und felsig zusammengezogenen Tales und setzte mittels einer leichten Kettenbrücke aus Eisenstäben auf das jenseitige Ufer. In dem Städtchen Manosque war die Frist einer halben Stunde zum Mittagessen gegeben, während die schwindende Sonne die Luft mit goldenem Staube füllte und die umliegenden Berge wie das junge Baumlaub, dieses mit gelbem Glanze, leuchtete, jene in immer dunkleres Purpurblau versanken. Als wir bei schon eingebrochener Nacht weiterrollten, atmete die ganz in Blütenwonne aufgelöste Natur nur Duft und süße Liebe, die Bergwände strahlten die eingesogene Abendglut noch braunbrennend aus, und die Sterne, so klar es war, zitterten im Rauch des Weihrauchs aller zahllosen jungen Pflanzen und Zweige. So still und milde und jeder Atemzug der süßeste Balsam! Wie ergötz' ich mich im Kühlen dieser schönen Sommernacht. „Luna bricht durch Busch und Eichen, Zephyr meldet ihren Lauf, und die Bäume streu'n mit Reigen ihr den schönsten Weihrauch auf." Wie die Natur in Dunkelheit, sank auch ich endlich in Schlummer — ach, einen bösen, unterbrochenen, wenig erquickenden Schlaf. In dem schmutzigen Nest Sisteron ward mitten in der Nacht auf kurze Zeit Halt gemacht; halb bewußtlos stieg ich aus, mit wüsten, stumpfneugierigen Augen graue, nasse Mauerwände und dunkle Gestalten, die sich in rotem Lampenschein bewegten, anstierend. Bald darauf kam ich wieder, ich weiß nicht mehr wie, in den Wagen, und als ich im Morgenlichte die Augen aufschlug, waren wir in hoher Berggegend, unter schneebedeckten, durch-

einander wogenden Alpenhöhen, und bald darauf in Gap, dem Hauptort des Departements Hautes-Alpes, dem Sitze des Präfekten, und in einem tiefen Tal, von Schneehöhen überall umgeben.

Einen ganzen Tag bis Abends neun Uhr mußte ich zufolge der Einrichtung auf diesem Nebenwege, den ich in der Unwissenheit gewählt, verweilen, und suchte die Langeweile aufs gründlichste durch Schlafen zu verscheuchen. Ich erstieg die nächste Anhöhe, auf der die Sonne schon recht sehr glühte, und legte mich ins Gras unter einen hohen, noch unbelaubten Baum, wo ein Lüftchen Kühlung wehte, hoch über mir die Lerchen schwirrten und kein Schmutz, noch Wandungeziefer schreckend drohen konnten. Vor dem Einschlummern wiederholte ich die köstlichen Worte:

„O legt mich nicht ins kühle Grab,
Nicht unter die dunkle Erd' hinab.
Soll ich begraben sein,
Legt mich ins grüne Gras hinein.
In Gras und Blumen lieg' ich gern,
Wenn eine Flöte tönt von fern
Und wenn hoch oben hin
Die hellen Frühlingswolken zieh'n."

In der nächsten Nacht kamen wir den Alpen von Savoyen immer näher, und hoch und herrlich hob sich in zackigen Schneelinien eine wogende Bergwelt. Den ganzen Morgen begleitete der Weg den Rand einer wilden Schlucht, in deren Tiefe die schwarzen Fluten der Isère, mit Erde gemischt, in trübem Ungestüm sich übereinander schoben. Nachts sind solche Stellen in Frankreich wirklich gefährlich; oft schläft der Kondukteur wie der Postillon ein, und immer ist der letztere gewohnt,

die Berge schnell hinabzutraben, und wären sie auch noch so lang und steil. Nachdem wir auf einer vielfach gewundenen, an den Seiten der Berge auf und nieder steigenden Gebirgsstraße die Isère überschritten und dann noch lange, lange mühsam eine Anhöhe überstiegen (das Dorf Pierre-Chatel, das auf dieser Höhe liegt, bearbeitet Steinkohlenminen und zieht mit rußigen Ladungen nach Grenoble hinab), sahen wir jenseits in eine der schönsten und reichsten Talebenen, wo an der geschlängelten Isère das Städtchen Vizille, sein gotisches Schloß und seine steinerne Brücke sich mit Saaten, Äckern, Kanälen und Wiesen, mit Baumgärten und weißen Straßen in lachender Fruchtbarkeit und Regsamkeit umgibt. Ein ganz schweizerischer Blick! Schneezinnen ringsum, und das Gefilde, das sie umschließen, mit braunen und grünen Rechtecken, mit den geraden Linien der Wege und Kanäle wie eine mathematische Zeichnung durchzogen. Während dort unten alles grünte und blühte und Haus bei Haus, Garten bei Garten stand, war hier oben keine Wohnung, kein belaubter Zweig und die Luft rauh.

Der Hemmschuh ward angelegt und fast eine halbe Stunde in scharfem Trabe zurückgelegt, ehe wir unten anlangten. Von Vizille bis Grenoble folgt man mit rasch rollenden Rädern auf immer ebener Kunststraße, immer von Bäumen begleitet und am Fuße bald näherer, bald fernerer Felsen der Isère, sieht sich dann in einer Ebene zwischen Hochgebirgen und naht dem Ausgang einer Häusermasse, die sich am Fuße einiger nahen Felsenkuppen von der Form abgestumpfter Kegel zusammendrängt.

Es ist Grenoble, die alte Hauptstadt der Dauphiné.

Einen halben Tag brachte ich in dieser schöngelegenen, freundlich den Fremdling bewillkommnenden Stadt zu. Sie ließ mir einen so angenehmen Eindruck, daß es mir wohl wird, wenn ich ihrer gedenke. Vielleicht waren es auch der Frühlingstag, sein Himmelblau und seine duftigen Blätter; denn dann ist alles schön. Welch eine Lust, im Freien unter schützendem Zelte neben einer Flasche limonade gazeuse die frischen Zeitungsblätter zu lesen! Im Kaffeehaus und in der sogenannten Promenade, einem herrlichen Kastanienhain, wo es kühl säuselt am Ufer der Isère, ruhte ich die Mittagstunden und erstieg dann eine jener stumpfen Felsenkuppen, die ganz mit Festungswerken bedeckt ist. Terrassen und Gewölbe und Kanonenöffnungen, Zugbrücken und Tore und Schildwachen. Auf dem dritten Felsenabsatz steht endlich die letzte und höchste Feste, und hat man nach vorgängiger Erlaubnis des Kommandanten und mühevollem Steigen jenen obersten Wall erreicht, dann ist das nahe Grenoble klein und fast verschwindend, die Ebene ringsum ist ein reichgesticktes Tuch und die Alpen stehen im Kreise, eine weißbedeckte Felsenmauer, unter ihnen wolkenartig der ferne Montblanc, die Isère aber schlängelt sich in langsamen Windungen von der einen Bergwand zur andern. Hinter dem Felsenkegel, auf dem ich jetzt stehe, treten noch zwei oder drei gleichgestaltete merkwürdige Bergklumpen vor die Aussicht nach Norden. Läuft man auf steinernen Treppen und gewundenen Festungswegen wieder in die Tiefe zurück, dann hat man die Isère vor sich, jenseits die Stadt, und zwei schöne Brücken führen hinüber. Die Kirchen von Grenoble sind schon gotisch, alt und düster, das Südlich-Helle, das Antik-Heitere ist

verschwunden. Es war abermals Sonnenuntergang, als ich Grenoble verließ, und diesmal war ich in die Mitte des Coupés geraten, wo das schlummerschwere Haupt, wankend wie ein Baumwipfel im Sturm, vergebens nach einer Stütze lechzt. Meine einzige Hoffnung war auf einen bösen Engel gesetzt, die Eifersucht, denn ich saß zwischen einem alten Mann und seiner jungen Frau. Wenn der ein Herz im Leibe hat, dachte ich, wenn die eine Frau ist, eine Frau mit allen weiblichen süßen Schwächen, Neigungen und Wünschen, dann muß er mich in die Ecke schieben, dann setzt er sich selbst zwischen den Verführer und die Treulose. Aber ach — war es Stumpfsinn, war es beispiellos unerschütterliches Zutrauen oder Unerfahrenheit, er blieb ruhig und ich blieb in der Mitte, das moralische Zeitalter verwünschend.

Morgens erwachte ich aus bösen Kämpfen in Vienne, einem uralten, schon von Cäsar erwähnten Städtchen, am Zufluß der Isère und Rhone. Schon krachten die rasselnden Frachtwagen über das Pflaster des Fabrikortes, schon atmete ich fatale Steinkohlendämpfe, die Mühlen sausten und schwarz stiegen mit Löchern und unregelmäßigen Fenstern die Häuser vom Flußrande auf, ihre Wurzeln entblößend und ganz den Gebäuden in Rom ähnlich, die ihre Rückseite der schmutzigen Tiber und deren unbestimmten Erdufern zuwenden. Von hier bis Lyon meist durch eine weite Ebene, mit Äckern und Saaten und immer in der Richtung der nahen Rhone. Lange hat man abgebrochene Häuser- und Baumreihen betreten, fährt über öffentliche Plätze, durch ein weitläufiges Stadtviertel und ist immer noch nicht in Lyon, bis sich jenseits der Rhone die Häuser immer mehr

drängen, man auf der zweiten Brücke links den stolzen Fluß überschreitet, und mitten im Gewirr und Gewühl der großen, finsteren, engen Stadt in einen lichtlosen Messagerienhof rollt, dessen Pforten sich hinter dir schließen und wo du im ersten Augenblick dich wie verloren fühlst.

Lyon, den 28. April.

Da, wo Saône und Rhone vor ihrer Vereinigung sich eine Zeitlang parallel begleiten, liegt in diesem Zwischenraum der finster geschwärzte massenhafte Grundstock des alten Lyon, das jenseits beider Flüsse, längs ihren Ufern und weit in das Gefilde hinein unzählige Fabrikgebäude mit dampfenden Schlöten und dröhnenden Werken, offene Plätze, Baumreihen, Wirtshäuser und sich immer dichter zusammenschließende Straßen ergießt. Das Innere der Stadt, über die immer Steinkohlenwolken lagern oder streifig schweben, drängt sich mit gewaltiger Häusermasse um schmale, feuchte, mit Warenlagern und reichen Kaufläden unausgesetzt gefüllte Gassen. Die öffentlichen Gebäude sind kolossal und düster, ihre schwarze Färbung erhöht das grandios Finstere des Eindrucks. So das Stadthaus am Platze Terreaux, das Palais des Arts und das mächtige Hospital am Rhonekai, welches letztere mit seinen schwarzen Steinblöcken, seinem Dom und der endlosen Fassade wirklich ein erhabenes Bauwerk genannt werden kann; fünfzehntausend Kranke werden jährlich darin aufgenommen und die Einrichtung ist musterhaft. Offen und luftig sind die Kais an den Flüssen; längs der Rhone läuft nicht bloß eine Häuserreihe, sondern auch ein grüner kühler

Baumgang, und hier kann man auf ebenem Boden wandeln, während in den inneren Straßen, die mit unangenehmen Steinchen gepflastert sind, nicht einmal Raum für Platten zu Fußwegen sich vorfand. Die bedeutenderen Kirchen sind gotische Bauwerke des Mittelalters und vom Kohlendampf, gleich der ganzen Stadt, dunkel geschwärzt, was sie nur noch ergreifender macht. Aus Italien kommend, hatte ich lange keinen gotischen Dom gesehen, und erfuhr von neuem alle Schauer dieser Baukunst des Todes und der Nacht, die der Natur und allem Menschlichen so tiefe Feindschaft geschworen hat und dennoch bei allem finsteren jenseitigen Streben mit der feinsten Zierlichkeit sich reichlich schmückt. St. Jean oder die Kathedrale, jenseits der Saône gelegen, ist eine uralte Gründung, aber kann in ihrer jetzigen Gestalt erst aus der Zeit der völligen Herrschaft des gotischen Stils sein. Sie ist verhältnismäßig klein, hat zwei niedrige Türme, bildet aber ein äußerst zierliches Ganzes. Die berühmte Uhr dieser Kirche mag ich nicht beschreiben. Hart neben ihr steigt eben der neue Bau des Palais de Justice auf, das in griechischer Tempelform seine hintere, noch weiße Säulenreihe dem Flusse zuwendet. Nichts kann mit merkwürdigerem Gegensatz die Seele verwirren, als von einer der Brücken diese beiden Gebäude zugleich vor Augen zu haben, dort der Schmerz, hier die Freude, dort Verzweiflung und bodenlose Sehnsucht, hier Harmonie und spiegelklare Naturgenügsamkeit. Auch St. Nizier steigt mit Spitzbogen, flammenden Rosen, feingeschnitzten lukubrierenden Türmchen und entblößten Schwibbogen über die niedrigen Häuschen, die sich an seine mächtigen Flanken geklebt haben — ein

Anblick, der mich immer rührt. So lehnte das tiefgefangene Mittelalter seine arme dunkle Existenz an die große Institution der Kirche, die fest und riesenhaft in der Mitte jener feindseligen Zeit sich gründete. Auch Glasmalereien dämmern wieder unheimlich im Innern jener Kirchen, gespaltene Strahlen, ein Symbol jener furchtbaren Zweiheit des Mittelalters. In Lyon, das sieht man, beginnt schon wieder der Himmelsstrich, wo das Christentum eine tiefe innerliche Mystik war. Lyon war eine der ersten Städte Galliens, wo das Christentum eindrang; es floß frühe von Strömen Märtyrerblutes. In der Revolution aber ward es nicht, wie jenes erste Mal, von den frühesten Strahlen der neuaufgehenden Sonne beleuchtet, es wandte sich ab, es hing treu an der alten Nacht und erfuhr dafür das entsetzliche Strafgericht des Konvents. Aber es ist die industrielle Stadt, und was im Zeitalter, das dem Altertum folgte, das Christentum war, die neue Idee, die junge Lebensform, das ist die Industrie in der modernen Welt, die auf das Christentum gefolgt ist.

Ein herrlicher, unermeßlich weiter Platz ist der Louis-le-Grand benannte, an dem die Briefpost liegt. Auf drei Seiten von schwarzen Palästen umgeben, in der Mitte von der dunkelehernen Gestalt Ludwigs XIV. zu Rosse, einem vortrefflich gelungenen Bildwerke, stolz beherrscht, beschattet ihn auf der Südseite ein lieblicher Hain mit jungem Frühlingslaube. Dort unter den Bäumen saß ich eines Sonntagmorgens auf steinerner Bank mit dem Zeitungsblatte in der Hand, während ein voller Blumenmarkt rings um mich duftete und tausendfarbig, bald wie ein Schmetterlingsflügel, bald wie keusche Opferschalen,

bald wie Augen voll Rätsel oder gelbe Flammen in weißen Lampen die Glocken und Kelche an Stauden und Stengeln hingen. Wer kann ein größerer Blumenfreund sein als ich! Frankreich mit seinem milden Himmel und empfänglichen Sinne erzeugt und pflegt die Blumen reichlich und in ihren schönsten, uns oft ganz unbekannten Geschlechtern. Italien liebt sie nicht. In Rom wußte der Hauptgärtner der Stadt nicht einmal, was eine Kamelie sei! Während die Sonne auf der Fläche des weiten Platzes glühend lag, zogen über mir flüsternde Lüftchen von Baum zu Baum und ein nahes Kirchlein läutete mit frommen Glocken.

Ein grünes, frisches Alpengewässer ist die strudelnd hinziehende Rhone, still, aber gleich grün, kommt die kleine Saône ihr entgegen. Erst in diesen Tagen konnte die Dampfschiffahrt auf der Rhone beginnen, so wasserarm war der Fluß, und doch sind die Boote flach. Für ein Geringes fährt man bis Beaucaire hinab, 20—30 Franks. Auch die Saône wird von Dampfbooten befahren. Und bis nach Châlon.

Eine große Menge Brücken führen über beide Ströme (elf, wenn ich richtig gezählt habe) und keine in großer Entfernung von der andern, so reich und lebhaft kreist hier die Bewegung. Zwischen den steingegründeten aus alter Zeit schwingen sich leichte Kettenbrücken schwankend und zierlich von Ufer zu Ufer. So groß ihre Zahl ist, so genügt sie dennoch nicht, und man schickt sich zu dem Bau zweier neuen an. An dem Punkte, wo außerhalb der Stadt beide Flüsse sich vereinigen, geht die Eisenbahn mit einer der schönsten Brücken über das Gewässer, um gleich darauf wie in

einen finsteren Abgrund in den Bauch des hohen Bergrandes zu stürzen. Dort rollt ein ewiger Zug von Steinkohlenwagen, und verfolgt man die Bahn bis da, wo sie mehr gegen die Stadt zu auf schwarzen hohen Holzstegen ihren Anfang nimmt, da sieht man unter diesem Gerüste und in seiner Nähe den Inhalt jener Wagen umgestürzt und in schwarzen Bergmassen gelagert, während rings die rußigen Essen rauchen und auf Wagen und Kanälen die schwarze Feuerung, ihre Nahrung, in ununterbrochenen Ladungen an sich ziehen.

Lyon, den 29. April.

Nach Nordwesten der Stadt bildet der hohe Berg Fourvières den jenseitigen Rand der schönen Saône, ein Berg voll Mauern, Gärten, Landhäusern und Aussichten. Keinen Abend, wo ich nicht droben geirrt, gestöbert. Abende voll schmerzlicher Wonne. Die Luft so weich wie Seide, die Bäume von den letzten Sonnenblicken in ein goldenes Netz verstrickt, die Blätter duftend, der Flieder blühend, aus allen Gärten und Wipfeln sehnsüchtige oder freudeschmetternde Rufe der Nachtigall. Wie grünen die Saaten, wie schmilzt der Schnee der Blüten vor den immer heißeren Tagen zusammen und verdichtet sich das jugendliche Laub der Bäume. Man steigt zahllose finstere Treppenstufen in die Höhe und gewinnt nach langem Klimmen und Windungen zwischen hohen Mauern hier einen freien Blick, dort einen Vorsprung gegen das Tal, dort endlich eine Baumgruppe, eine niedere Gartenwand. Von der Kirche St. Fourvières hat man ein weites majestätisches Panorama zu Füßen, das große düstere Lyon, seine beiden Flüsse und

ihre Brücken, die Rhone, eine gewundene Schlange, die Ebene der Dauphiné und wolkenartig, wie Hauch und Kristall am Himmelsrande, Jura und Alpen mit dem Montblanc. Wie dumpf toset die ungeheure Stadt in der Tiefe, rollt und heulet aus schwarzen Spalten und atmet schwarzwirbelnden Rauch aus tausend Essen, indes hier zunächst unter meiner Terrasse die Blütenbäume sich neigen.

Noch lieber ist mir die Aussicht nach der entgegengesetzten Seite in das Tal der Saône. Die Saône, der liebliche Fluß, windet sich am Fuße des Mont Fourvières, der ihr in den Weg tritt; sie muß ihn umgehen, und bespült sie auf der einen Seite, dort wo Lyon liegt, seine Wurzeln, so finden wir sie an seinem entgegengesetzten Abhang süß schlummernd in einem unbeschreiblich lieblichen, idyllischen, terrassenförmig bewohnten und bebauten Talbette. Der Windung des Flusses ist auch Lyon um die Ecke des Berges gefolgt, ein Zipfel, ein ländlich verborgener, von der großen brausenden Masse in dieses nahe und doch geschiedene Tal auslaufender Zweig der Stadt. Hoch unter Bäumen sitzend, blicke ich nieder und lasse die Sonne verglühen, die in einer Goldwolke sich zum Schlummer legt. Boote wiegen sich auf dem grünen Spiegel des Flusses; fester und näher umarmen sich die Baumgruppen zu einer runden Masse. Ach, eine elegische Musik ist diese Landschaft zu dieser Stunde im Frühling, ein unhörbares Flüstern, gestaltlose Wonne, selige Auflösung. Wie schmerzlich lächle ich, wenn ich drunten auf ferner Wiese die Mädchen in tollem Kreise und ausgelassener Lust tanzen und sich die Hände reichen sehe! Hier neben mir

spielen die Kinder, mit goldenen Locken um rosige Wangen, spielen und küssen sich. Glückliche, süße Unschuld, bewußtlos, wie die Pflanze, wie die Muschel, wie der regelmäßige Kristall, den meine Hand aus der Felsengrube hebt, und voll desselben trauervollen Reizes für mich, wie jene Naturprodukte, für mich, den alle Qualen der Freiheit, alle Schmerzen des Selbstbewußtseins zerreißen. Jener Knabe schwingt eine dreifarbige Fahne in kindlichen Händen, sie dient der kleinen Schar zum Spiel — die ernste Fahne der Völkererlösung, jene Fahne der Begeisterung und des Fluchs, geheiligt durch Opferblut, errungen durch Tod und Schlacht, von argwöhnischen Hütern ingrimmig gehaßt, sie, die ihnen das Rot der Angst und des Zornes in die bleiernen Wangen treibt, in den Händen bewußtloser Kinder, die noch fern sind vom Kampf des Lebens und vom Drang der Geschichte. Amor mit den Waffen des Mars, das Christkind nach dem Nagel langend unter den Gaben der Weisen des Morgenlandes. Dort sitzt ein Einsamer mit dem Buch in der Hand, das er sinnend oft beiseite legt und von dem sein Blick träumerisch auf den Frühling abirrt, gewiß sind es Rousseaus Bekenntnisse oder die Herbstblätter von Hugo oder Lélia, Paar auf Paar wandelt langsam und leise an mir vorüber, so nahe mit trunkenen Augen und flüsternden Lippen, daß eines des andern Atem trinkt. Und alle die Mädchen, so niedrig ihre Stellung in der Hierarchie der Gesellschaft sei, dennoch fein, voll Anmut, in koketten Häubchen, in verstohlen offenbarenden Tüchern, Schelmerei in jeder Bewegung. Hier oben liegt auch einer der Kirchhöfe der Stadt, immer mein Lieblingsspaziergang. Vor dem Ein-

gang stehen Blumen und schwarze Kreuze und Zypressen in Töpfen und allerlei Totenandenken zu Kauf. Da magst du die unverwelkliche weiße Rose oder jene düstergelbe Blume mit schwarzem Innern zum Schmuck eines Grabes kaufen und den schreckenvollen Kranz an die Spitze des Kreuzes hängen. Der Kirchhof ist ein großer Baumhain mit marmornen Denkmalen, steinernen Platten und hölzernen Kreuzen. Zwei Totengräber standen bis zur Brust in der frischen Grube, deren Erde sie auswarfen, mit lautem Gelächter unempfindlich einander Späße zurufend, und wie Hamlet stand ich neben ihnen. Eine bleiche Dame irrte unter Gräbern, sie fühlte den nahen Tod, wie man lange, ehe man den Rand des wüsten Ozeans erreicht, seinen Hauch spürt. Die Sonne, eben verscheidend, warf rote Flecke in die dunkelnde Baumnacht und auf diese und jene schwarze Platte, die, plötzlich getroffen, auffuhr, dann wieder schwarz verschwand, wie ein im Schlaf gestörter Toter. Grausenvoller Kontrast des himmlischen Frühlings, der so jung atmete und in der Wonne des Lichtes schwelgte, mit diesem Bilde des Todes, ewiger, starrer Vernichtung. Ach, fühlt ihr, was es heißt, der Tod? Fühlt ihr den ganzen schrecklichen Sinn? Nein, sonst würdet ihr nicht weichlich und süßlich in abgeschmackten Inschriften an den ihm geweihten Ort sentimentalisieren! Ihr würdet euch nicht beruhigen mit Jenseits und Wiedersehen und Auferstehen, mit Staub, Christus und Kreuz.

Euer Geist ist zu dürr, eure Phantasie zu dürftig, um die Tiefe des Abgrundes mit Schauder zu ahnen, der unter den Füßen jedes Lebens, leicht verdeckt, gähnt und es verschlingt! Wenn ihr faßtet, was der Tod ist,

das Mark eurer Knochen würde zu Eis, eine bleierne Keule fiele besinnungraubend auf eure Stirn. Darum erregt ihr mir Ekel und Abscheu mit euren beschränkten Tröstungen, euren grobsinnlichen Vorstellungen und halb wollüstigen Herzensseufzern! Die Auferstehung, sinnloser Wahn der Toren, gezeuget von der Bosheit und empfangen von der Einfalt! Da hat ein Philosoph die Unsterblichkeit beweisen wollen, ein Philosoph, hervorgegangen aus einer Schule, die so alles von Gott erfüllt sieht, daß ihr die Erscheinung rechtlos verschwindet und wesenlos wechselt, daß sie dieser Erscheinung keine Ewigkeit, keine Substanz zuerkennen kann, und dieser Philosoph, von solcher Lehre ernährt, hat dennoch mich, diesen einzelnen Menschen, mit allen seinen Bestimmungen, dieses bloß Erscheinende unsterblich machen wollen. Was hat er bewiesen? Daß immer ein Individuum sein muß, daß die Einzelheit unzertrennlich vom Begriffe ist. Zugestanden; die Kategorie der Einzelheit ist ewig, aber auch dieser bestimmte einzelne?

Dieser französische Kirchhof war übrigens weit entfernt von der deutschen Todesgemütlichkeit. Mémoire à tel et tel — diese Inschrift gefiel mir, obgleich ich sie nicht zu der meinigen machen möchte. Nichts, gar nichts ist die beste Inschrift, das beste Denkmal, und glaubt ihr, daß das eurige euer Andenken, also euer Dasein länger erhält? Vielleicht einige Jahre, ein Jahrhundert, vielleicht ein Jahrtausend. Aber was ist ein Jahrhundert gegen die Ewigkeit? Nichts. In demselben Augenblick, wo ich das Auge im Tode schließe, in demselben habe ich ein Jahrtausend verbracht, denn ohne Bewußtsein ist der Verfluß der Zeit so rasch, daß sie ganz auf-

gehoben wird. Sie ist ja nichts als der Wechsel unsrer inneren Vorstellungen. Wenn ihr Grabdenkmale setzt, wählt die ägyptischen, dieses Volk des Todes verstand es.

Wer beschreibt den Seelenzustand, mit dem ich Abends diesen schön gelegenen Kirchhof durchwankte! Abends im Frühling! Unter unzähligen Geschlechtern von Toten, deren Liebe, Wünsche, Erlebnisse, deren Haß und Schmerz, deren Leidenschaft und Genuß, deren Gedanken und Pulse hier unter dieser Erde in feuchter Kälte dunkeln!

Paris, Mai.

Wenn ich von irgend einem hohen Standpunkt auf Paris herabsehe, die ungeheure Hauptstadt, dann fühle ich mich in Gegenwart eines der wundervollsten und größten Kunstwerke, das aus der Hand nicht bloß eines einzelnen Volkes, sondern der Geschichte, der Menschheit und aller Weltteile gegangen. Was für Schicksale, Gedanken und Taten liegen hier vor mir! Es ist ein See, aus dem unzählige Ströme, die die Welt bewässern, Nahrung ziehen, in den sie sich mit Wellen, Flotten und Schätzen wieder ergießen. Jahrhundert auf Jahrhundert baute hier an und legte hier nieder, was es wußte und wollte, was es litt und gewann. Einziehend und ausstoßend, ewig verzehrend und ewig erzeugend, schlägt die verborgene Lebenskraft dieser Hauptstadt ringsum mit undulierendem Zittern nach allen Himmelsgegenden fort. Es ist ein geweihter Ort, und kein Geschlecht verging, das nicht in Haß oder Liebe, bewußt oder unbewußt in folgenreichem Keim oder freischwebender Furcht, deren Wurzel du nicht siehst, hier seinen Zoll entrichtet und an dieser Stätte sein Dasein in die

Summe der großen Arbeit, die man Geschichte nennt, eingetragen. Das sind steinerne Denkmale, zurückgebliebene erstarrte Kristalle, die ein unsichtbarer Hauch hob, gestaltete und färbte. Die schwarzen Massen blieben liegen, indes der flüchtige Geist, dessen Körper sie waren, fortzog und in ewiger Verwandlung sich verfeinerte und klärte. Ich sehe voll Schauer und Ehrfurcht dies düstere Felsengewirr, aber nicht mit leiblichem Auge, nur mit ahnender Phantasie gewahre ich die Quellen, die im Schoße des Gesteins sprudeln, die Edelsteine und das Gold, die häßlichen Dämonen und ekeln Feuchtigkeiten des Innern. Ein unbestimmtes Getöse, ein kaum sichtbarer Schleier schwebt immerdar über dem Riesenkörper. Es ist der Dampf der Gedanken, der Nebel der Weltgeschichte, der Schatten unzähliger Existenzen, der Dunstkreis großer Verhältnisse und Taten und das Gegenbild, das sich über unergründlichen Tiefen zeichnet. Horch, wie es rollt, braust und innerlich bildet! Sieh, wie die Straßen sich krümmen, sich fortstrecken, gleich dem krausen Gefäser, das in irgend einem Naturprodukt, wenn du es vergrößert betrachtest, mit wundersamer Kreuzung sich verschlingt! Wasserströme in unterirdischen Röhren, Ströme einer kaum körperlichen Luft, die zur Flamme wird, da wo sie hervorbricht, laufen durch alle Teile bis in jedes Haus, es sind die Adern dieses organischen Wesens, und die Adern sind mit Wasser und Licht gefüllt, den Natursymbolen der Bewegung und des Bewußtseins. Dunkel und bewußtlos ist dieses Paris geworden, es ist ein blindes Werk der Zeiten und dennoch regelmäßig, intelligent und organisch, wie ein freies Geschöpf bewußter Hand, von unendlichem

Inhalt, Verkörperung unerschöpflicher Ideen, mit allen Merkmalen der Absicht bis ins kleinste ausgestattet. Bald darauf, nachdem Seine und Marne sich vereinigen, liegen drei Inseln im Flusse, wo oft noch das doppelte Gewässer, unvermischt, dem Auge kenntlich ist. Jene Inseln sind der Kern der Hauptstadt, die, in sich zwiefältig gespalten, das Herz eines durch Abstammung und Geistesrichtung zwiefältigen und dadurch im Kampfe eines ewig erregten Lebens erhaltenen Volkes ist. Von diesem Kerne aus bildete sich Paris nach einem inneren organischen Gesetze weiter. Auf der Flußinsel liegt der alte Dom Notre Dame, schwer, düster und plump, zwei stumpfe Türme, wie Hände eines Betenden gen Himmel streckend, betend für beide Flußufer, mit dem linken für das linke, mit dem rechten für das rechte. Auf der Insel liegt auch noch das Palais de Justice, der alte Gerichtshof, mit dem Gefängnis, einst ein dunkles, unentwirrbares, ungeheures Labyrinth von Mauern, Türmen, Treppen und Spitzbogen, so lichtlos und verworren, wie das Recht des Mittelalters. Unter der Folter wimmerte hier der Unglückliche, und sein Jammer verlor sich, ohne an Gottes Himmel zu gelangen, zwischen dicken Mauern in den Grund gewundener Gänge. Ein feuchtes Gefängnis, Conciergerie genannt, voll dunkler Kellerlöcher, deren Beschreibung man mit Entsetzen liest, höhlte sich unterirdisch unter dem Gerichtssaale; eine alte Kirche, die Sainte Chapelle, die, vom Raum beschränkt, übermäßig mit mageren Spitzbogen in die Höhe schwoll, lehnte sich an den Gerichtspalast, denn das Gesetz des Mittelalters war zugleich religiös; roh an sich, lasteten auf ihm noch alle

Schauer der Glaubensverblendung, es bestrafte blutig jeden Befreiungsdrang, den des Geistes, wie den des Körpers, und gegenseitig stärkten sich alle Bande jener eisenumflochtenen Zeit. Jetzt ist das Palais de Justice vielfach verwandelt, erneut und gelichtet, es ist wohnlich und einfach geworden, die Conciergerie ist ein menschlicher Aufenthalt und die Sainte Chapelle außer Gebrauch — ein äußerliches Bild der inneren Verwandlung des Rechtes selbst. Gerichtspflege und Kirche, Palais de Justice und Notre Dame sind der Kern von Paris, waren der Kern der ersten Staatsbildung überhaupt, und an diesem Punkte setzte sich die Gesellschaft an; es war die erste Gestaltung des wüsten Hordengedränges in den ersten Jahrhunderten des Mittelalters. Nach beiden Seiten des Flusses wächst nun Paris fort: denn man bemerke wohl, Paris liegt an beiden Ufern der Seine, die die Stadt quer durchschneidet, während die übrigen Weltstädte, die die Erde gesehen, wie Rom und London, nur ein Stück, eine Vorstadt, ein Vorwerk jenseit des Flusses entsenden. Bei dem organischen Wachstum der Stadt teilen sich die Gedanken und der äußere Bau wird, unbewußt und unfehlbar, das Sinnbild ihrer inneren Teilung. Auf dem linken Flußufer wohnt die Wissenschaft, auf dem rechten der Handel. Die Universität, ein ganzes finsteres und gewundenes Stadtviertel, ein Staat mit eigenen Gesetzen, partikularer Bestimmung, Tracht und Tradition, denkt, streitet, lehrt und lernt auf dem südlichen, der Handel, die Industrie, die Gewerbsleute, Läden, Märkte, Kaufhallen füllen auf dem nördlichen Flußufer das ungeheure und bevölkerte Stadtviertel nach St. Denis hin. Der Universität hier entspricht der

Temple dort. Die Schüler hatten in der Universität ihre eigene Gerichtsbarkeit, im Temple fanden die Handelsleute Schutz ihrer vorrechtlichen Freiheiten. So ist Paris ein Kind der Seine oder des Doppelflusses der Seine und Marne; auch hat es ein Schiff im Wappen. Der Ursprung der Stadt ist die Flußinsel: dort ist die Stadt, la Cité, dort liegt Paris, das Individuum, von zwei Seiten nehmen es zwei andre Städte ein, beide allgemein, die Stadt der Gedanken und die Stadt des Gewerbes. Das Stadthaus, hart am Kai, der Insel gegenüber, gehört noch dem Kreise der Insel an, und aus den Fenstern der Cité konnte man die Köpfe der Unglücklichen fallen sehen, die der Henker auf dem Grèveplatze mit dem Schwert abhieb. Die Königswohnung, das Louvre, sieht auch noch, wenngleich dem rechten Ufer angehörig, auf das linke hinüber: so geht das erhaltende herrschende Band von jenem Flußkerne aus.

Das heutige Paris ist gleich merkwürdig, wie das des Mittelalters gegliedert. Alles gruppiert sich, gestaltet sich, wie ein Kristall. Die innere Bewegung moralischer Mächte verteilt die Häusermasse, ordnet diese Welt von Mauern und Dächern und bildet sie zu ihrem Körper. Auch hier zerfällt alles in eine Doppelmasse, Paris, die Hauptstadt Frankreichs, auf dem linken, Paris, die Hauptstadt der Welt, auf dem rechten Flußufer. Dort, jenseits der Seine, sind alle Anstalten, von denen aus Frankreich beherrscht, erleuchtet, erzogen wird, dort ist alles französisch und national. Dort sollen die Gräber und Denkmäler der Helden des Volkes zwischen den Säulen des Pantheons sich sammeln; dort pflegen verwundete

Krieger ihr Alter im Invalidenpalast, dort sind die Schulen der Jugendbildung, die Rechtsschule, die Schule der Medizin, die Militärschule, die polytechnische Schule, die Sorbonne, das College de France, das anatomische Amphitheater, die Säle, wo über Botanik, über Mineralogie und alle Zweige der Naturwissenschaft gelesen wird, die Krankenhäuser, die Paläste der Pairs und der Deputierten, die fünf Akademien, die Münze, der Staatsrat und alle inneren Ministerien, das der Justiz, der öffentlichen Arbeiten, des Innern. Richten wir unsre Schritte in die gegenüberliegende Stadt, dann wird alles glänzend, ausländisch, reich, von dort aus tauscht Paris mit der Welt, empfängt alles Seltene und Reizende, sammelt es und entsendet aus. Dort auf den Boulevards begegnen uns nicht bloß Mohren und Mulatten und die Löwen in gelben Handschuhen, sondern wir stehen an der Türe des Palastes der auswärtigen Angelegenheiten, wo Herr Thiers den Orient und Neapel und den Königswechsel in Berlin und die Karte der ganzen Erde studiert; dort, in der Rivolistraße, wenden sich die Abgesandten von Martinique und Guadeloupe an den Seeminister; dort wohnt der Handel und spekuliert die Börse; die reichen Geldleute, universal eben durch ihr Geld und meist ausländischer Abkunft, wie Rothschild und Aquedo, öffnen dort an bestimmten Wochentagen ihre glänzenden Salons in der Rue Laffitte und der Chaussee d'Antin; die unzähligen Engländer, die immer nach Paris wandern, füllen dort beinahe eine ganze Stadtgegend; dort ist der ägyptische Obelisk und die Säule aus dem Erz deutscher Kanonen; dort ist das Königsschloß der Tuilerien und das große Museum des Louvre. Ein Eigen-

tum der ganzen Menschheit und von Bedeutung für die Welt, wie die Schätze des Louvre, sind die der großen Bibliothek, während die kleineren öffentlichen Bibliotheken, wie die des Mazarin und die Ste. Geneviève, die nur das Inland benutzt, alle dem linken Ufer zufielen. Selbst die politischen Ideenspaltungen haben sich hier räumlich in Massen geschieden. Auf dem linken Ufer haben sich die rein nationalen Parteien, die altfranzösische im Faubourg St. Germain, die demokratische oder die Partei völliger Gleichheit, welche Idee allen romanischen Nationen tief innewohnt, im Quartier Latin niedergelassen. Die mittlere oder die gemäßigt konstitutionelle Partei, die nicht national, aber deshalb nicht die minder mächtige ist, denn die Richtung der modernen Geschichte geht auf Aufhebung alles national Besonderen, unterstützt den König, den Handel, das Gewerbe, die maßvolle Freiheit von allen den Stadtteilen aus, die die Seine nicht von den Tuilerien scheidet, und dort ist die wahre Heimat der Nationalgarde. Einzig und keiner andern Stadt angehörig ist der Zug der Boulevards, der die nördliche Hauptstadt von einem Ende bis zum andern, von der Bastille bis zur Madeleine quer durchschneidet, ein breiter und stolzer Strom von Wundern des Luxus, leuchtenden Gasflammen und geschmückten Frauen. Aus jenen Wällen, die Paris gegen die Welt schirmten und von ihr schieden, baute die Zeit, die überall Schranken umstürzt, einen hohen, glänzenden Weg, von dem die geistgebietende Stadt fern in die Welt sieht und von wo sie von ihr gesehen wird. Von allen Theatern ist nur ein einziges in der südlichen Stadt, das Odéon, und merkwürdigerweise war gerade dieses,

solange es bestand, nationalem Ruhm geweiht, zur Verherrlichung der französischen Geschichte bestimmt: dort erschien der kleine Korporal auf der Bühne, sowie die Juliusrevolution, und alles, was in dem Herzen der Zuschauer an echt volkstümlichen Gefühlen wohnte, erwachte zu stürmischem Entzücken.

Es ist übrigens auffallend, daß gar keine eigentliche Verbindungsader von einer der beiden großen Stadthälften zur andern führt. Keine der großen Straßen mündet auf eine der Brücken: der Zug der Häuser, die Breite der Paläste läuft dem Flusse entlang, und wer vom Palais Royal kommt und sich nach einer der Brücken richtet, windet sich hier durch das Tor der Tuilerien, dort durch den Hof des Louvre, durch die engen Gäßchen um die Kirche St. Germain L'Auxerrois, ohne daß ihn das Gewühl in einem breiten Strombette nach dem jenseitigen Paris fortwälzte. Die Rue St. Honoré, eine der wichtigsten, wenn auch nicht schönsten Straßen, nimmt hier, wie alles übrige, eine dem Flusse parallele Richtung. So entschieden sind dieses und jenes Paris besondere Ganze.

Schon durch diese so organische Bildung ist Paris die herrlichste aller Städte, denn wenn auch bei allen übrigen ein inneres Leben Prinzip der Gestaltung ward, so ist die Organisation unvollkommen, nicht klar durchbrechend, oft gestört und unentwickelt. Paris aber ist gegliedert wie der menschliche Körper, hier hat es seinen Arm, dort sein Herz, dort sein Auge. Auch die französische Geschichte ist durch ihren unerschütterlichen logischen Fortgang die merkwürdigste der modernen Welt: folgerecht steigt die Entwickelung aus Entwickelung, hängt Ring an Ring, immer gedanken- und naturgemäß. Das

Letzte zu erklären, muß man die ganze Kette bis zum Ersten durchlaufen, zur rechten Zeit in bestimmter Zeit stirbt und wird alles geboren. Wer die Ursachen der Revolution aufdecken will, muß ihren Quellen bis Ludwig XIV., Richelieu und Ludwig XI. nachgehen, und die absolute Monarchie, deren Gründung und höchste Blüte er dort findet, leitet ihn abermals in das Mittelalter, und dieses auf die ersten Faktoren und Volksbestandteile, auf den deutschen Urstaat, das Christentum und die römischen Gallier. Ganz Frankreich ist als Staat und Volk ein merkwürdiger Organismus, überall beseelt und mit überall gegenwärtiger Einheit, von dem nichts zu trennen ist, wo das Blut immerfort in das Herz strömt und von ihm ausgestoßen wird. Wie gefallen, wie voll Auflösung und ohne staatsbildende Kraft stehen wir dagegen da!

Auch im Inneren von Paris sind viel einzelne Punkte, wo, was die Zeit und die Menschen zum Teil in fremdartigen Zwecken und absichtslos bauten, durch irgend eine geheimnisvoll ordnende Kraft zur Äußerung eines Vernunftinhalts, zum Sinnbild wurde. So der herrliche Konkordienplatz, eine der schönsten Stätten der Welt. Zierlich, wie ein Saal; abends hell beleuchtet, wie ein Fest, mit glattem Asphaltgetäfel belegt, den acht kolossalen Standbildern der Städte Frankreichs zu Füßen liegend, halb ländlich von Bäumen umgeben, geschmückt mit Rostralsäulen von vergoldeter Bronze und zwei schäumenden und prachtvollen Springbrunnen, sehen von den vier Seiten die Tuilerien, der Triumphbogen Napoleons, die attische Madeleine und der Palast der Deputiertenkammer auf ihn hin. Die Tuilerien oder das

Königstum, die Deputiertenkammer oder die Volksfreiheit, die Madeleine oder die Religion, der Triumphbogen oder Krieg und Heer! Diese vier sittlichen Gewalten, auf dem Platz der Eintracht zusammentreffend, und als Siegel ihres Bundes jene Säule der Wüste, der geheimnisvolle Obelisk der Pharaonen, das unergründliche Rätsel und Sinnbild, das man schaudernd ansieht, ohne zu begreifen, ein Wächter, uralt und noch immer aufrecht, zeichenbedeckt und bestellt, den Bund vielleicht unvereinbarer und empörerischer Geistesgesetze zu hüten!

Merkwürdige, wunderreiche Stadt! Ich überschaue dich und höre dein Leben, riesenhafter Körper aus Stein, mit gemauerten Rippen, mit Adern, die man Straßen nennt. Eine Million Herzen schlagen in dir, klopfen in Freude und Sehnsucht und banger Erwartung, stocken vor Schmerz, voll Verzweiflung, erweitern sich in Hoffnung, verzehren sich in Täuschung, flammen auf in Leidenschaft! Wieviel heiße Augenblicke seliger Liebe, wieviel Tropfen bitteren Hasses, wieviel Fäden wechselnden Geschickes und selbstgesponnener Tat — ein furchtbares, ein staunenswertes Gewebe! Ein Roman, dessen Inhalt das Leben, dessen Held der Mensch, dessen Preis und Opfer das Herz ist! Wer zählt oder ordnet die Gedanken, die an dieser Stätte geboren wurden, die Verwickelungen, die Wirkungen, Folgen und Gründe? Wer verfolgt im Geiste, was hier erklang und sich bewegte, das Liebliche und Gräßliche, den Witz und den Fluch, die leichte Rede und Schmeichelei und Blick und Tränen und Gefühl, das jeder Tag zeugte und fortführte? Zerflossen wie ein Gewölk, verweht, wie das Lüftchen, geboren und verwelkt, wie die Frühlingsblume, verhallt, wie der Klang der läutenden Glocke!

Glücklich das Volk, dem eine Hauptstadt zu teil ward! Unter die böswilligen und berechneten Schmähungen gegen Frankreich, die die mächtigen Feinde der Freiheit in Deutschland bezahlen, gehörte der Vorwurf der Konzentration, die man als das ärgste Übel, als den Schandfleck Frankreichs bezeichnete. Meine Freunde, wir wollen uns nicht irren lassen. Ihr Haß lehrt uns, was vorzüglich, was preiswürdig ist. Wo ihre Furcht, da ist unsre Hoffnung, wo ihr Abscheu, unsre Liebe. Die Einheit macht Frankreich groß, mächtig und frei, darum ist diese Einheit ihnen so verhaßt, darum ist sie so verderblich, so widersinnig. Paris ist nicht das Joch Frankreichs, sondern dessen höchste und edelste Blüte. Die Hauptstadt ist des ganzen Landes eigenstes Selbst, nur veredelt, erhöht und gesteigert. Alle Provinzen vereinigen sich zu Paris und finden sich dort wieder, es ist ihr Geschöpf und sie lieben ihre eigene Natur darin. Wenn sie der Hauptstadt gehorchen, ihr nachahmen, das Gesetz von ihr verlangen, so beruht solches Verlangen auf dem Gefühl, daß nur dort ihr eigener reiner Wille sich seiner bewußt wird. Ist so Paris das Geschöpf Frankreichs, so ist Frankreich auch wieder das Geschöpf der Hauptstadt. Wie die Seele sich den Leib bildet, so bildete Paris, die Hauptstadt, sich ein Land ringsum. Ist jene nur der höchste Ausdruck und das zusammengefaßte Leben des letzteren, so ist der Leib auch wieder nur Erscheinung und Werk der Seele. Es findet eben in Frankreich jene organische Wechselwirkung statt, die dem Verstande immer ein Widerspruch scheint, wo Wirkung zugleich Ursache, und Ursache zugleich Wirkung ist. Frankreich ist ein Organismus, ein Staat. Kein Staat

ohne Einheit, ohne Allgemeinheit. Im Mittelalter, wo noch kein Staat war, löste sich alles in Einzelheiten, in Besonderheiten auf, alles war beschränkt, unter dem Joch der Natur, unbewußt, ohne Gestaltung. Der Mensch, und selbst der Freiherr, war vernunftloser Sklave des Bodens, auf dem er geboren war. Das Schloß auf der Bergeshöhe war die Person, der der sogenannte Besitzer angehörte, denn jene beharrte mit eigenen Rechten und unveränderlichen Bestandes, während die Feudalherren unberechtigt, die Besitzung zu veräußern, an ihrem Herkommen zu ändern, auf ihr wechselten. Die Rechte, die Sitten, die Stände, Landschaften und Städte, alles war geschieden, in Schranken geschlossen. Erst als die Besonderheiten sich allmählich auflösten und aus ihrem Kreise traten, als geheime Lebenssäfte innerlich und langsam gegen einen Mittelpunkt trieben, wo sie sich kreuzten, da geschah in schwachen Anfängen ein erster Ansatz zur Staatsbildung. Je kräftiger mit der Zeit die Einheit, je umfassender und geklärter die Allgemeinheit ward, je entschiedener das Volksbewußtsein in einem Punkt sich zusammenzog und sich von dort beleuchtete, desto vollkommener der Staatsorganismus. Paris hat keine örtliche Farbe, keine landschaftliche Bestimmtheit, es ist ganz allgemein, ganz frei von Natur, Herkunft und den Banden unbewußter Notwendigkeit. Und deshalb ist es noch nicht ein Nichts, eine reine Verneinung, es ist. Wer erklärt dies? Der Verstand nicht, denn der begreift das Geheimnis des Allgemeinen im Einzelnen nimmer.

Die Hauptstadt ist der Punkt, wo das Volk sich sammelt, in jeder Bedeutung des Wortes. Dort wird das Leben des Geistes schneller, erregter. Die Kräfte

reiben und entzünden sich, es ist eine erhöhte Fieberstimmung, reich an Phantasien, an Gedankenwechsel, und Taten erzeugend, zu denen der ruhige Fluß der Dinge unfähig ist. Was den Menschen zum Menschen macht und über alle Naturwesen erhebt, ist sein geselliger Trieb, und wo dieser Trieb immer engere und vielfachere und belebtere Beziehungen bewirkte, wie in den Hauptstädten, da erscheint der Mensch auf seiner höchsten Stufe. Gesellung der Menschen zueinander und Beweglichkeit, Mitteilungsfähigkeit ihrer geistigen und sinnlichen Werke ward bei jedem großen Fortschritt der Menschheit immer mehr erreicht, und diese Erreichung machte eben den Fortschritt aus. Barbarei nnd Vereinzelung sind gleichbedeutend. Das Schiff und der Dampfwagen, Welteroberer und Buchdruckerkunst und Posten waren die mächtigen Förderer der Geschichte nur deshalb, weil sie die Menschen einander näherten. Noch einmal: Glücklich das Volk, dem eine Hauptstadt zu teil ward!

Daß in Europa hinreichender Organisationstrieb war, um in sich zwei riesenhafte Welthauptstädte zu bilden, ist die Bestätigung der großen geschichtlichen Bestimmung dieses Weltteils. Die Geschichte ist, wie wir wissen, nichts als die Entwickelung einer Idee, eine Entwickelung, der sich die zurückhaltende Kraft immerfort widersetzt. Mühsam und unter ewigen Wehen in grausamem Kampfe muß das fortdrängende Leben Widerstand über Widerstand besiegen, und jeder Sieg ist nur teilweise gewonnen. Wo der Weltgeist zur Bildung einer großen Hauptstadt Kräfte fand, da hat er einen ungeheuren Sieg errungen. Europa kann stolz sein auf seine Vergangenheit, es kann als ein Pfand seiner Zukunft be-

trachten, daß es Paris und London erzeugt hat. Es kann nicht mehr ermüdet in die Natur zurücksinken. Ein merkwürdiger Umstand, ein Umstand voll Heil und Bedeutung ist die große Nähe von Paris und London. Zwischen beiden Städten liegt nur eine Tagesreise. Sie sind zwei nahe Mittelpunkte einer Ellipse von Bildung und Freiheit, die sich rings um sie erstreckt. Und wie wird die Lichtstärke einer jeden durch die andre vermehrt, wie steigern, läutern und bereichern sie sich gegenseitig! London und Paris sind ein Doppelstern und drehen sich gegenseitig umeinander, sie kreisen um einen idealen Punkt, der das feinste und mächtigste Leben beider enthält. Sie sind Pole einer Achse, die sich gegenseitig reizen. Obgleich der Volksgeist, dessen edelstes Werk jede von beiden ist, von Natur einen ungeheuren Gegensatz bildet, so ist die Zivilisation nichts andres, als Befreiung von der Natur, und so nähern sich die beiden Städte bei jedem Schritt dem Ziel der reinen Menschheit, das heißt dem Ziel Gleichheit. Und umso wirksamer wird ihr Ansehen, umso mächtiger ihr Einfluß auf die Völker der Erde, als ihr Tun und ihre Lehre, obgleich das letzte Ergebnis zweier ganz verschiedenen Volksnaturen, sich ähnlich ist. Man kann noch nicht berechnen, welche Wirkungen die vollständige Annäherung von Paris und London durch die Eisenbahnen haben wird. Wenn einst das ganze Festland von Amerika Schauplatz einer noch höheren und dritten Zivilisation sein wird, dann wird der Reisende, der von dort kommt, ebenso über die geringe räumliche Entfernung der zwei merkwürdigsten Städte Europas staunen, wie wir jetzt über die Nähe Athens und Korinths, Roms und Vejis.

Fast drei Millionen der reichsten, gebildetsten Bevölkerung der Welt, die die Herrschaft über die Erde üben, also ein ganzes Volk, sind hier auf einem bevorzugten Punkt versammelt, und mit ihr tausend und tausend Gedanken, Erfindungen, Ereignisse, Kombinationen aller Art, Leiden und Mittel, Aufgaben und Lösungen.

Die große Weltstadt des Altertums, Rom, bildete sich von einem Punkte, aus ihrem eigenen Kern, und unterwarf sich die Völker des Erdkreises; London und Paris sind umgekehrt mehr das Werk einer Gesamtheit, die sich in einen Punkt zusammenfaßt.

So ungeheuer sind diese beiden Städte angewachsen, daß die entgegengesetzten Stadtteile, durch bedeutende Entfernungen geschieden, sich verloren gingen.

Da mußte im Schoße der Städte selbst, wie bei großen Ländern, durch Omnibus und die kleine Post, die Allgegenwart des Bewußtseins erhalten werden, und ewig sieht man jene Wagen rollen, die um geringen Preis von einem Ende bis zum andern die Verbindung bewirken. Wenn ich auf einem Stadtplane die Omnibuslinien verzeichnet sehe, die sich nach allen Richtungen kreuzen und von denen z. B. in London mehrere täglich 15 000 Personen befördern, so muß ich an jene gekräuselten Adern im menschlichen Gehirn denken, die nichts sind als Spuren der Wege, die die Gedanken in der Seele zurücklegten.

Paris, sage ich, ist frei von Natur und natürlichen Bedingungen, es hat keine örtliche, volkstümliche Bestimmtheit, es ist nicht das blinde Werk der Geburt und Erziehung. Europa ist der freieste unter den Weltteilen, in Europa ist Frankreich am freiesten, und in Frankreich

Paris. Es gewährt einen merkwürdigen Blick in diese Beschaffenheit der Bevölkerung von Paris, wenn man liest, wie diese Bevölkerung gezwungen ist, sich immer zu erneuern. Man hat berechnet, daß es in der Hauptstadt kaum tausend Menschen gibt, deren Vorfahren im 17. Jahrhundert schon in Paris gelebt. Vielmehr erreicht eine Pariser Familie, wenn sie fortwährend Paris bewohnte, selten das vierte Glied, sie stirbt aus, ihre letzten Abkömmlinge werden unfähig zur Zeugung und die Männer gleichen an Seele und Körperbau den Weibern. Es sind also die Provinzen, die immer für frisches Blut sorgen, und es ist, als wollte die Vorsehung Paris eben vor der Natur behüten und die Bildung eines Stadtgeistes, einer Überlieferung, einer besonderen Sitte und örtlichen Beschränktheit verhindern.

Paris, den 14. Juli.

Unter allen durch Geschichte und Schönheit geweihten Punkten des modernen Europa, die mein wandernder Fuß betreten, ließ mir vielleicht das feierlichste Gedächtnis erfahrungsweise jener Raum, der zwischen Pont Neuf und Pont Royal in der Mitte liegt und den Fluß und seine beiden Ufer in sich faßt. Abends, beim Heimgang, wandle ich gedankenvoll und mit genußreich heftenden Blicken über die Asphaltplatten des Pont Royal, die eben und fast elastisch ohne Gefüge sich fortgießend, wie der glatte Boden der Säle des Reichen den Fuß beflügeln und die Fesseln der schweren Erde, deren Kinder und Sklaven wir sind, von uns nehmen. Oder ich lehne lange an der Brüstung und blicke hinaus, und hinter mir schweben die Frauen am Arme der Männer

vorüber, nur vernehmlich durch das seidene Flüstern ihrer Gewänder und den süßen Duft, der wie Blumen sie umweht. Der Blick dringt hier in das Innere, in den Busen der Stadt, der sich entblößt. Was sind öffentliche Plätze, was sind lang geöffnete Straßen, was sind Ansichten von hohen Standpunkten! Sie streifen nur die Oberfläche, das nach außen gewandte, und immer nur die eine Seite, die in demselben Augenblick sich darstellt, wo die entgegengesetzte sich verbirgt, und umgekehrt. Hier aber hat der Fluß sich ein Bette gebrochen, sich einen Spalt geöffnet mitten durch die Weltstadt — als hättest du einen menschlichen Körper mitten durchgeschnitten und er lebte doch und du sähest den Zusammenhang der Fasern, der Adern, Organe — und seiner Nymphe folgen schaugierige und staunende Augen. Wie ein See, mit unruhig gekrümmten Ufern, schlummert hier die Seine vor mir und ein großes, längliches Rundgemälde hält sie ausgebreitet. Es verengt sich in der Ferne, die Häuserreihen schwarzen Ufermassen gleich, nähern sich, im Zickzack der Felsrippen, und schließen sich da, wo die Insel den Fluß spaltet und über deren Spitze der Pont Neuf geht, fast zusammen. Links das lange, düstere Schloß der Tuilerien, geführt von dem schweren Eckturme, den man den Pavillon der Flora nennt und den die schwarze, abgestumpfte Pyramide bedeckt, wie fast bei allen öffentlichen Gebäuden und königlichen Schlössern in und um Paris, jene Pyramide, die nebst den beiden Verhältnissen, den massenhaften Vorsprüngen und der altersgrauen Farbe, die Architektur der Hauptstadt so feierlich, düster und energisch macht. Links auch noch der schöne Louvre, eines der herrlichsten

Gebäude der Welt, das so groß und doch so zierlich, so gebietend und doch so voll Grazie ist. Rechts die Münze, die Akademie und ein Zug hoher Häuser, deren fortlaufendes Joch mit stachlicht starrenden Kaminen den Mondhimmel schneidet. Denn es ist eine Nacht, durchhellt von strahlendem Vollmonde, wie ein seidenes Zelt von einer bernsteinduftenden Ampel, und häuft sich die schwärzeste Finsternis an dem Fuße jener Häuser, die dem Monde abgewandt sind, so schwimmt er hier spiegelklar im Schoße des Flusses. Aus dem Nebelglanze der Nacht dämmert dort das stumpfe Doppelungetüm von Notre Dame, hier der weiße Triumphbogen und, wenn ich recht sehe, auch die Kuppel des Pantheons. Aber nicht bloß der Mond sieht aus dem Flusse, auch eine lange Juwelenkette der Gasflammen an seinem Ufer und längs der Brücken. Ein gesticktes Band solcher leuchtenden Punkte läuft vor mir quer über die Seine, dann noch eins: es sind die beiden Brücken du Carousſel und des Arts. Und sie bewegen sich, diese Punkte, ihr Widerschein rollt flüchtig über das Wasser: es sind die Wogen, die, ihre eigenen Leuchten mit sich fortführend, dort die Reihe der übrigen, eine nach der andern, verdecken: zuweilen nehmen die Flammen allerlei Farben an, sie werden wie die Sterne des Himmels rot oder blau oder gelb; es sind die Omnibus, die immer farbige Laternen führen. Ganz in der Nähe aber, unter mir, zu meiner Linken, am Fuße der Tuilerien und aus dem Schoße der Wasser selbst steigt ein Zauberbild auf. Dort schwimmen wie Paläste der Nymphen zierliche Badehäuser mit rundlichem Dach und doppeltem Stockwerk und dichten, von innen erleuchteten Fenstern, gebaut im Stile lieb-

licher Phantastik. Umgeben sind sie von Säulenpappeln und Trauerweiden und Zedern, die hier, hart am Saume der Wellen, genährt von Schlamm, mit ewig benetzten Wurzeln, erfrischt vom Hauch des Flusses und nicht berührt vom Staube, dem Gewühl und Licht und Tosen der oben hinführenden Straße mit üppigem Laube und hohem Wuchse grünen. Ihre Wipfel reichen bis oben, dort zittert das Licht der hinter ihnen fortlaufenden Gasflammen durch ihre Zweige in reizendem Zauberspiel und, ein zweiter Hintergrund, zieht sich ein schwarzer Zug von abwechselnd runden und eckigen Giebelfeldern, die Wand der Tuilerien fort, der Tuilerien, die wohl ernst sein mögen, da sie die größte Geschichte und die merkwürdigsten Tage erlebten, die vielleicht je gewesen. Ein herrlicher Punkt, dieser Port des Tuileries! Und der milde Fluß, diese Seine, die nicht, wie die rohen Ströme der Barbarenländer, z. B. die Weichsel, wild und blind anschwillt und mit unsittlicher Naturkraft alles fortreißt, die auch nicht, wie die Ströme der andern Weltteile, riesengroß und furchtbar den Menschen erdrückt, dessen Gefährtin sie ist, den sie frei läßt und der sich an ihren Ufern bildet und bildet. Aber die Seine beherrscht die Welt und ist größer als alle ihre Schwestern. Sie wird sich einst die Wüste Afrikas, diese Todfeindin lebendigen Wassers unterwerfen, ihren stolzen Riesenbruder, den Nil, dessen Adel uralt ist, in ihr Joch beugen, und die Sprache ihrer Ufer, ihre Sitten und Künste, Gedanken und Waren breitet sich über alle Länder, sendet sie über Ströme und Gebirge.

Das Palais Royal ist die Hauptstadt der Hauptstadt. Paris, wie jeder vollkommene Organismus, zieht sich in

einen Punkt zusammen, individualisiert sich, bildet einen Mikrokosmus, der den Makrokosmus spiegelt. Paris strebt, sich selbst in immer dichterer und gesteigerter Intensität darzustellen, und dieses Streben heißt Palais Royal. Dort ist vorzugsweise Paris. Dort ist das Ich, der zusammengezogene Lichtfokus des sich organisierenden geistigen Stoffes, aus dem Paris gebildet ist. Das Palais Royal kann in der Tat für eine eigene Stadt gelten. Es ist von mehr als achttausend Menschen bewohnt, und rechnet man diejenigen hinzu, die dort täglich aus und ein gehen, dort kaufen, lesen, speisen, lustwandeln, spielen oder ruhen, so kann es an Bevölkerung mit mancher deutschen Hauptstadt wetteifern. Dort ist vereinigt, was das Leben erhält und schmückt. Du kannst achtzig Jahre alt geworden sein und das Palais Royal nie verlassen haben, und dennoch genossen, geschwelgt und jedes der Güter des irdischen Daseins gekannt haben. Und nicht bloß den Reichen versorgen diese Kaufhallen; hier tauscht man nicht bloß gegen Rollen Goldes seltene Kostbarkeiten, beneidete Genüsse und jene Spiele des erfinderischen Witzes, mit denen der freie Mensch, sie zum eingebildeten Bedürfnis erhebend, die Notdurft, deren Knecht er nicht sein mag, verdeckt; neben dem exklusiven Luxus trägt der Arme, der die Sonne zum Erbteil und die Luft zum Eigentum erhielt, seine Kupfermünze in den Kramladen und kauft sich sein trockenes Brot, seine benagelten Schuhe und sein Arbeitshemd von blauem Zwirn. Rechne die Summe aller sinnlichen und geistigen Wünsche zusammen und vergiß keinen Posten, und dann durchwandle mit mir das Palais Royal und sage mir, ob einer fehlt. Speisewirte zu jedem Preise, von denen,

wo man von kristallenen Leuchtern umstrahlt, auf Polstern von purpurrotem oder himmelblauem Seidensamt ruhend, Seefische des Atlantischen Ozeans verzehrt und Champagner in Eis schlürft und in einem dicken Saffianbande wühlend blättert, bis zu jenem, wo die gemischte Gesellschaft auf Strohstühlen sitzt und sich um festgesetzten geringen Preis eine in ranziger Butter gebratene Hammelrippe auftischen läßt. Kaffeehäuser hier, ganz und gar in Spiegelglanz fließend, fabelhaft phantastische Arabesken, pompejanische Tänzerinnen und kampanische Nymphen an der kunstreich verzierten Decke tragend, wo die feine Gesellschaft die aristokratischen „Débats" liest, das liebenswürdige Geschwätz Jules Janins, die wöchentliche witzige Plauderei der Delphine Gey und die Stahlstiche auf Seidenpapier des Artiste beschaut; und Estaminets dort, wo ewiger Zigarrenrauch die Wände schwärzt, wo die Billardkugel rollt und die Dominosteine klappern; eine englische Taverne, ein holländisches, nordamerikanisches, Lyoneser Estaminet. Und Uhrmacher und Geldwechsler, Schneider, Buchhändler, Diamanten- und Juwelenläden, Lesekabinette, Haarschneidekabinette mit duftenden Seifen und jene andern Kabinette, deren Inhaber als höchsten Ruhm anschreibt, daß sie keinen Duft verbreiten und wo der Eintritt drei Sous kostet, Frucht- und Krebs- und Fisch- und Blumenläden, Apotheke, Schal- und Bronzehandlungen, und neben den strotzenden und strahlenden Kristallglasscheiben oft ein altes Mütterchen hinter einem Tischlein mit Pfefferkuchen und Kirschen. Damit nichts ausbleibe, schließt Palais Royal auch noch mehrere Theater ein. Zur Linken, gegen die Richelieustraße,

das Théâtre Français, wo das Trauerspiel und höhere Lustspiel geistreiche Literatoren versammelt und Fräulein Rachel, als Römerin, eisernen Stolz und hohe Seelengröße in flammender Würde auf den Lippen trägt; im Grunde des Hofes zur Linken das Théâtre du Palais Royal mit seinem glänzenden Foyer, und zur Rechten das kleine Théâtre de Séraphin, die Wonne der Kindermädchen.

Wie man weiß, war es der Herzog von Orleans, der gegen Ende des vorigen Jahrhunderts den Garten des Palais Royal zum Bau eines ungeheuren, länglich viereckigen Palastes benutzte, während das eigentliche Palais Royal, zu dem jener Garten gehörte, vom Kardinal Richelieu errichtet war. Den großen, viereckigen Hof umgibt von allen Seiten eine Bogenhalle, wo, sicher vor Regen und Sonnenhitze, beständig eine große Menschenmenge sich bewegt. Dort glänzen die Läden, dort türmen sich hinter mächtigen Scheiben in zierlicher Anordnung die seltenen Früchte, die Schildkröten und riesenhaften Seekrabben der Speisewirte, dort sind die Eingänge der Kaffeehäuser, von dort steigt man zu den Leihbibliotheken, Estaminets und Restaurants des zweiten Stockes auf. Den Hof selbst beschatten von beiden Seiten Reihen von Bäumen, die, überall eingeschlossen und an ihren Spitzen gekappt, zwar kein üppiges Wachstum zeigen, aber doch hinreichenden Schatten gewähren. In der Mitte springt ein Springbrunnen in Garbenform und grünen zwei umgitterte Rasenplätze. Dort hat man Blumen gepflanzt und weiße Marmorbilder aufgestellt. Das Ganze ist bezaubernd. Am Fuße der Säule jedes Bogens sind steinerne Bänke angebracht, Strohstühle

sind über den ganzen Hof zerstreut, und gern bezahlt man zwei Sous für einen Sitz in der Nähe des kühlenden Wasserbeckens oder am Fuße der Bäume. Hier ist es halb ländlich, halb hauptstädtisch. Man ist dem betäubenden Wagengerassel, den Stimmen der Ausrufer, dem blinden Gewühl entrückt und erholt sich, schöpft Atem, ruht und lächelt über die Spiele reizender Kinder, die sich jagen, den Reif rollen, über Gerten springen und laut aufjauchzend in die Arme der Mutter stürzen, die sich neckend hinter einem Baume verbarg. Denn hier in dem Palais Royal, wo kein Wagenrad ihrem Leben droht, hier, wie in den Tuilerien, im Luxembourg, tummelt sich morgens und abends die Kinderwelt. Und wie lieb und schön sind diese Kinder! Sie sind schon voll feiner Gesittung geboren, Naivetät und Grazie begleitet, was sie bewußtlos tun, ihre Bewegung, ihre Freude, ihre Worte. Man kleidet sie mit liebenswürdigem Geschmack, halb phantastisch, in blühenden Farben, die der Erwachsene verschmäht, mit wallendem Haar, wie Schäferkinder mit Band und Strohgeflecht, halb modisch, was den Eindruck schalkhaften Spottes macht und nie bis zum Unangemessenen getrieben wird. Vom Lauf erhitzt, glühen die Wangen der holden Wesen, und ihr Auge, noch nicht erloschen durch Nachtwachen, Arbeit und Wollust, strahlt hell die Freude wider. Oft kommt die ganze Familie mit ihnen, die Mutter und die älteren Töchter, sie sitzen dort verführerisch gruppiert, nähen und sticken, und Kinder spielen zu ihren Füßen. Und die Mutter sagt zur kleinen Augustine: „Siehst du, wer da kommt, bei der Galerie Orléans?“ — „Papa!“ jauchzt der kleine Engel und läuft ihm entgegen, während ihr jüngerer

Bruder Felix fragt: „Mama soll ich einen Stuhl bringen für Papa?“ Oft auch schickt man bloß die Wärterin mit den Kindern, und sie kommt dann beladen mit allen Kriegswerkzeugen, dem Ball, dem Reifen, dem Steckenpferd u. s. w. Sie ist hübsch und jung, und ich weiß nicht, ob durch Zufall oder Absicht, — neben ihr auf der Steinbank hat sich ein rothosiger Soldat niedergelassen, der heute Erlaubnis bekommen, die Kaserne zu verlassen. Da fällt eins der Kinder und weint: schnell springt der Kriegsheld auf, hebt den kleinen Burschen vom Boden, und Mademoiselle Jacqueline, die Wärterin, dankt ihm und fügt seufzend und halb mit sich selbst redend hinzu: „Ach, man hat seine Not mit den Krabaten, avec ces gamins-là.“ Darüber entspinnt sich eine Unterhaltung, Jacqueline, die anfangs, ich weiß wieder nicht, ob aus Berechnung oder wirklicher Scheu, nur schüchtern und leise einige Worte wagte, wird immer lebhafter, umsomehr, da ihr Nachbar auf der Bank in Afrika gewesen ist: er hat Abd-el-Kader gesehen, den er einen fameux lapin nennt, hat den Col de Teniat stürmen helfen und rückt im Eifer der Erzählung immer näher. Ob die arabischen Frauen hübsch sind, fragt endlich Jacqueline. „Nichts gegen dich, schönes Kind,“ erwidert der Soldat, indem er den Arm um ihren Leib schlägt. — „Fi Monsieur,“ sagt sie, „die Leute sehen uns!“ Während so die Bekanntschaft im besten Zuge ist, und ich wette, Jacqueline und der Monsieur haben sich heute nicht zum letzten Male gesehen, — was ist aus den Kindern geworden? Vergessen sind sie, ganz und gar vergessen. Aber fürchte darum nicht, daß ihnen was geschieht. Alle Welt liebt sie, freut sich ihrer Unschuld,

bewahrt sie vor Unfällen und lächelt gerührt über ihre kindischen Fragen, ihre leichte Betrübnis und leichte Freude. Selbst der ernste Zeitungsleser, der dort an das Gitter gelehnt steht und dem sie lärmend zwischen die Beine laufen, blickt ohne Zorn auf. Das Zeitungsblatt hat er aus einem jener beiden Häuschen für einen Sou gemietet; denn auch solche besitzt das Palais Royal. Es sind hölzerne Pavillons, in denen eine Frau hinter allen möglichen Tagesblättern und monatlichen Revuen sitzt und sie rechts und links an die Begehrenden austeilt, die sich dann ringsum, dieser an einen Stuhl, jener an die Wand oder einen Laternenpfahl gelehnt, in die Lektüre vertiefen. Ich selbst habe, wenn ich Abends durch das Palais Royal nach Hause ging, dort beim Schein der Gasflamme das ministerielle Abendblatt durchlaufen. Abends aber muß man das Palais Royal sehen, dann leuchtet es in unvergleichlicher Schönheit. Jeder der unzähligen Bogen trägt dann eine hängende Gasflamme; nach Norden strahlt das Café de la Rotonde mit rundem Vorbau und gedrängten Lichtern; auch die Fenster des zweiten Stockes sind erleuchtet; wie eine ungeheure silberne Lilie, oder wenn du willst, wie die graziöseste, schlank nach allen Seiten sich neigende Palme gießt der ewig plätschernde Springbrunnen seine flüssigen Garben in den Himmel; süß und ungesehen duften die Blumen zu den Füßen der marmornen Diana, der nur halb erratenen weißen Göttergestalt, auf Stühlen lagert noch immer eine verspätete Frauenwelt, und wieder durchläuft das Auge die strahlende Flammenkette, Licht bei Licht, Flamme bei Flamme, eine wunderbare und dennoch jeden Abend wiederkehrende Festbeleuchtung, regel-

mäßig und dicht, wie zum Schmuck der Feier eines glücklichen Ereignisses. Von der herrlichsten Wirkung ist der Abendanblick dieses Hofes aus den Fenstern des Foyers des gleichnamigen Theaters: dann überschaut man ihn von oben, und der Springbrunnen beherrscht mit beweglichen Parabolen die Bäume, die nur wie gedrängte Büsche erscheinen. Man hat den Markusplatz in Venedig oft mit dem Garten des Palais Royal verglichen, aber die Ähnlichkeit besteht wohl nur in der länglich viereckigen Form und den rundumlaufenden Arkaden. Beide sind schön in ihrer Art. Dort geschichtlich romantisches Interesse, hier mehr Glanz, moderne Geistesmacht und eine kokett teilnehmende Gartennatur. Wendest du dich aus dem Hofe mehr nach Süden und dem Haupteingang und eigentlichen Palaste zu, dann trittst du in die neue, blendende Galerie Orleans. Sie bildet die vierte Seite des großen Rechtecks und schneidet einen kleinen, gepflasterten, ebenfalls von Kaufläden umgebenen Hof von dem eben beschriebenen größeren ab. Sie ist die glänzendste von allen Galerien, festlich von Gas erleuchtet, von einem gläsernen Dache überwölbt; Marmor ist ihr Fußboden, Säulenhallen schließen die Aussicht nach ihren beiden Enden; hinter Kristallscheiben prangen die Waren des Kaufmanns, der hier einige Fuß breit Raum mit Tausenden jährlich bezahlt; überall Bronze, Spiegel, messingene Leisten und goldene Buchstaben; kein fashionabler Salon kann reinlicher, zierlicher und lichtreicher sein. Überhaupt sind diese Galerien Paris eigentümlich. Jede von ihnen ist ein Ansatz zu einem Palais Royal, Organisationsversuche, die erst durch das Palais Royal vollständig verwirklicht wurden. Paris,

die Stadt der Geselligkeit und als solche von dichtgedrängter Bauart, bahnte sich Verbindungswege mitten durch Hausmassen und Höfe, deckte sie mit Glas, häufte Waren und Läden und alle Lebensgenüsse darin auf, erhellte sie zauberisch, und jede dieser Galerien ward ein Ganzes, eine Welt. Auch die Galerien haben jede ihr Kaffeehaus, ihre Speisewirte, Friseure, Zuckerbäcker, ja ihre Theater. Dort ist der Mensch nahe und immer näher an den Menschen gerückt, der Austausch ist augenblicklich und ununterbrochen, die Gewerbe vollständig versammelt, begrüßen sich als engverbundene Nachbarn. Jede Galerie ist ein Gesellschaftssaal, sie ist ein echtes Kind der sozialen Stadt, der Stadt sympathetischer Humanität. Die berühmtesten Galerien oder Passagen sind, wenn ich keine auslasse: Colbert, des Panoramas, de l'Opéra, Viso-Dodat, Vendôme, Choisel, Vivienne, du Saumon, Orleans. Im ganzen mag sich ihre Zahl auf ungefähr zweihundert belaufen.

Soll ich noch das Innere des eigentlichen Palastes beschreiben, den Richelieu erbaute und sterbend dem über die Pracht der Gemächer des Kardinals neidischen König Ludwig XIII. schenkte? Noch ist der Thronsaal erhalten mit allem Purpur und Gold; noch staunt man über die großartige Prachttreppe, aber das kurze Juli-Königtum zog in das finstere und majestätische Königsschloß der Tuilerien hinüber, und das Palais Royal ist seitdem verlassen und ich glaube selten und nie mehr vom ehemaligen Inhaber besucht. Seit lange die Wohnung der Familie Orleans, nährte es kluge und geheime Wünsche, die über das Jahr 1830, über das Jahr 1814, über den Anfang des Jahrhunderts hinausgehen und, eine

Erbschaft des Vaters auf den Sohn, des Sohnes auf den Enkel, endlich durch den Erfolg gekrönt wurden. Mitten unter den Wohnungen des Volkes gelegen, vom Gewühl der Menschen, vom Gewerbe und Kunstfleiß umgeben, anspruchslos und verwickelt gebaut, von heller Mauerfarbe, knüpfte es seine Gesinnungen an die des Volkes und führte, solchermaßen gestützt, den bald verhüllten, bald offenen Kampf gegen die Tuilerien, die einsam gelegene Fürstenburg, die, gesondert und großartig, aus dicken Quadern getürmt, altersschwarze, einfache, lange Mauerlinien längs des Flusses zog und, hier von ihrem Garten, dort von einem großen Platze begrenzt, sich in ihr eigenes Schweigen hüllte. Noch vor der Revolution nahm der Herzog von Orleans den großen Benjamin Franklin im Palais Royal auf; als am 10. August 1792 die Tuilerien gestürmt wurden, lauerte der stachelnde und beseelende Gedanke im Palais Royal; als im Juli 1830 ein Greis vom Throne der Tuilerien stieg, da erhob sich in demselben Augenblick ein neuer König, Geschöpf und Priester jugendlicher Staatsgedanken, auf den Thron des Palais Royal. Höchst merkwürdig ist dieser Gegensatz und Kampf beider Paläste, und ihre äußere Erscheinung selbst belehrt den flüchtigsten Blick über ihre grundverschiedene Natur.

Das Palais Royal enthält eine sehr anziehende Gemäldesammlung; ich fand in ihr manchen Liebling wieder; und in manche Seele tat ich noch tiefere Blicke, als mir bisher vergönnt gewesen, zum Beispiel in deine, Leopold Robert, großer Künstler, tief beschatteter und schmerzlich gebrochener Fremdling unter den Menschen! Ach, die Natur öffnete sich deiner verlangenden Liebe; zur Hälfte

errietst du ihr Geheimnis, zur Hälfte erstarb es auf ihren Lippen, die vom Siegel gedrückt sich ohnmächtig bewegen! Aber was du errietst, machte dich unglücklich auf immer! Und ich sehe sie durch, ich fühle sie durch, die tiefe, tiefe Schwermut, die unter deinem Lächeln, unter deinen Blumen und Farben verborgen liegt und nur zuweilen, wenn alles still ist, mit einem schmelzenden Klageton vernehmlich wird. O, wie glücklich macht es mich, daß ihm die Anschauung Italiens beschieden war, denn jenes Land und ein solcher Geist sind füreinander geschaffen. Italien, seine Luft und seine Berge, seine Sitten und seine Bräuche, seine Trachten und seine Sprache, alles kam ihm verwandt entgegen und war schon ohne seine künstlerische Tat Ausdruck und Erscheinung derselben seelenvollen Schwermut, desselben stillen Adels. Und er dankte dem Gotte, indem er durch eine Reihe von Bildern ideell erschuf, wonach die reelle Natur vergeblich rang; reichlich vergalt er alle Gunst, mit der Italiens Natur ihm entgegenkam. Roberts Fach ist poetisches Genre, Poesie moderner Wirklichkeit; er ist sich als Künstler des Begriffes nicht bewußt, aber er beweist überall mit divinierendem Pinsel die Immanenz Gottes in der Natur und den Völkern, er beweist sie, er verherrlicht sie, sie ist es, die seinen Liebeshang nach der Natur für mich enträtselt.

MAY 15 1986

UC SOUTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
A 000 649 324 1